

NDL

NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

INHALT

Unsere Meinung / <i>Die Redaktion</i>	3
Worte für FCW	12
Die stärker waren / <i>Wolfgang Jobo</i>	23
An den Genossen, den schwankenden, drüben / <i>Günter Kunert</i>	58
Der Fall Konrad R. / <i>A. Lazar</i>	64
Causa Gottesmann / <i>Peter Duhr</i>	76
Sechs Gedichte / <i>Heinz Kahlau</i>	89
Stilmittel des zeitgenössischen Romans / <i>Siegfried Krabl</i>	93
Macumba / <i>Paul Zech</i>	103
Der Lyriker Hermann Hesse / <i>Eberhard Hilscher</i>	109

LITERATURDISKUSSION

Einige Gemeinplätze über das Stückeschreiben / <i>Peter Hacks</i>	119
---	-----

Grenzen der Genügsamkeit / <i>Heinz Bär</i>	127
---	-----

NEUE BÜCHER

Peter Goldammer: Zur Theorie der literarischen Gattungen, S. 130; *Hans Jürgen Geerds*: Die Reformationszeit im Roman, S. 134; *Hans-Heinrich Reuter*: Gedicht und Deutung, S. 136; *Günter Deicke*: Licht und Schatten Lateinamerikas, S. 139; *Marceli Ranicki*: Ein Versuch über den Humanisten Arnold Zweig, S. 141.

UMSCHAU

Howard Fast: „Der stille Amerikaner“, S. 146; *Walter Janka*: Sowjetische Verleger, Achtung!, S. 148; *Rolf Rostocker*: Detmold und sein Dichter, S. 150; *G. C.*: Führer zum Hades?, S. 152; *Gertruda Albrechtová*: Die Feder als Waffe, S. 155; *W. Grupe*: „Ein Scheusal von Schrift...“, S. 157; *Willy Frank*: Festnageln, S. 161; *Lotte Sternbach-Gärtner*: Neue Kraus-Dokumente, S. 162; *Maria Kubasch*: Der sorbische Dichter Jakub Bart-Ćišinski, S. 165; ferner: „O diese Sprachel!“, „Rot eingerahmt“, „Schwarz eingerahmt“ u. a.

Vor einem Jahr, am 14. September, verloren wir F. C. Weiskopf. Ein harter Schlag für alle, die ihn kannten, durch sein Werk oder persönlich. Was uns angeht, die wir ihn täglich sahen und sprachen, mit ihm zusammen arbeiteten und von ihm lernten, mit ihm lachten oder trauerten – soeben hatten wir Thomas Manns Ableben beklagt –, so ist die Wunde, die sein Tod uns schlug, heute noch ebenso schmerzhaft wie an dem Tag, an dem wir zum erstenmal ohne ihn am runden Tisch unserer Redaktion sitzen mußten.

Wie schwer ist es uns geworden, das „Weitermachen in seinem Sinne“, das wir ihm an der Bahre versprochen haben. Wie vermissen wir alle seine eindringlichen Analysen, seine freundschaftlichen Kritiken, seine Polemiken, seine Glossen und das Beispiel guten Schreibens, das er uns gab.

Wie sehr vermissen wir seine Arbeiten über die deutsche Sprache; auf diesem Gebiet war Weiskopf unübertroffen.

Das schriftstellerische Gesamt-schaffen Weiskopfs liegt noch nicht lückenlos vor uns. Dieser Tage er-

scheint im Aufbau-Verlag ein Sammelband literarischer Streifzüge aus drei Jahrzehnten. Auch plant der Aufbau-Verlag in Zusammenarbeit mit der Deutschen Akademie der Künste eine acht Bände umfassende Gesamtausgabe. Bedauerlich ist, daß einige Bücher seit Jahren, ja seit Jahrzehnten vergriffen sind, obgleich sie unvermindert Gültigkeit besitzen. Wir denken an die von Weiskopf herausgegebene und kommentierte Zola-Biographie (von Denise-Leblond, der Tochter Zolas) und an den in Amerika geschriebenen Abriß der deutschen Exilliteratur „Unter fremden Himmeln“, der trotz mancher Unvollkommenheiten, welche sich aus der Abgeschiedenheit in der Emigration erklären, bisher das einzige umfassende und sichtende Werk über dieses große Kapitel der deutschen Literaturgeschichte ist. Beide Bücher verdienten neu bearbeitet wieder aufgelegt zu werden.

Es wäre zu früh, heute auch nur nach vorläufigen Maßstäben einer Wertung des Schaffens F. C. Weiskopfs für die deutsche Literatur zu suchen, obgleich die große Bedeutung der leider Fragment gebliebenen

Romantrilogie „Abschied vom Frieden“ – „Inmitten des Stroms“ – „Welt in Wehen“ für unsere Nationalliteratur offensichtlich ist. Weiskopfs Anekdoten aber, Zeitdokumente von höchstem literarischem Rang, werden unsterblich sein. *ar*

Die Auflösung des Amtes für Literatur und Verlagswesen ist bisher in unserer Öffentlichkeit kaum beachtet worden. Bereits Ende Juni faßte der Ministerrat diesen Beschluß, der im „Gesetzblatt“ vom 11. Juli veröffentlicht wurde. Es ist nur natürlich, daß ein Gesetzblatt nicht so zahlreiche Leser findet wie etwa das „Magazin“. Unsere Tagespresse hat es fast völlig versäumt, diesen wichtigen Beschluß zu erläutern und zu kommentieren; ist das etwa ein Privileg westdeutscher Zeitungen und Rundfunkstationen?

Die Hauptaufgabe und die Rechte des aufgelösten Amtes sind dem Ministerium für Kultur übertragen worden. Leider hat dieses Ministerium bisher noch nicht verbindlich erklärt, wie es seine neuen Aufgaben zu lösen gedenkt. Bekannt ist uns lediglich, daß im Ministerium zwei neue Hauptverwaltungen – Verlagswesen und graphische Industrie –

geschaffen wurden, die Karl Hagemann, dem früheren Leiter des Verlags Volk und Wissen, unterstellt sind.

Es ist erfreulich, daß jetzt ein uneinheitliches Nebeneinander oder gar Gegeneinander beseitigt worden ist; auch die graphische Industrie ist im Kulturministerium sicherlich besser aufgehoben als im Ministerium für Leichtindustrie. Aber die Bedeutung dieses Beschlusses geht über Organisationsfragen hinaus. Wir haben schon immer die Auffassung vertreten, daß es die wichtigste Aufgabe des Amtes für Literatur gewesen sei, sich selbst im Lauf der Zeit überflüssig zu machen. Nun ist es vielleicht von einer Amtsstelle etwas viel verlangt, daß sie durch ihre eigene Arbeit die Voraussetzungen für ihre Existenz beseitige; Amtsstellen haben im Gegenteil die fatale Neigung, ständig ihre Unentbehrlichkeit zu demonstrieren. Zweifellos haben unsere Verlage sich so weit entwickelt, daß sie selbst die volle Verantwortung für ihre Programme übernehmen können, daß sie eine Amme wie das Amt für Literatur nicht mehr benötigen.

Unser Kulturministerium zeichnet sich dadurch aus, daß es seine Aufgaben in engem Kontakt mit den kulturellen Institutionen, mit den einzelnen Künstlern zu lösen versucht. Die Hauptverwaltung Ver-

lagswesen wird vor allem der Unterstützung und tätigen Mitarbeit unserer Verleger und Schriftsteller bedürfen. Zwischen unseren Verlegern und Schriftstellern einerseits und dem Amt für Literatur andererseits hatte es in der Vergangenheit des öfteren Meinungsverschiedenheiten gegeben. Zum Beispiel hatte das Amt verschiedentlich Druckgenehmigungen für Bücher verweigert, die dieser oder jener Verlag herauszubringen beabsichtigte, oder es hatte seine Entscheidung ungebührlich lange hinausgezögert. Solche Meinungsverschiedenheiten, sagen wir über die Herausgabe von Kirst, Diestelbarth oder Koeppen, von Tucholskys Bilderbuch „Deutschland, Deutschland über alles“ nicht zu reden, kann es natürlich auch zukünftig noch geben. Die Verleger und Schriftsteller sind aber dem Kulturministerium gegenüber in einer anderen Position, sie werden nicht von Entscheidungen in Kenntnis gesetzt, sondern sie können diese Entscheidungen mitbestimmen.

So fassen wir den Beschluß des Ministerrats auf, so auch stellen wir uns die Arbeit der Hauptverwaltung Verlagswesen vor. Das wäre zweifellos ein Fortschritt. Wir sind der Meinung, daß man aber noch einen Schritt weitergehen muß, den entscheidenden Schritt: unsere Verleger sollten überhaupt nicht mehr

abhängig sein von der Druckgenehmigung einer staatlichen Instanz. Wir dürfen ihrem eigenen Verantwortungsbewußtsein vertrauen; vor faschistischer und militaristischer Literatur schützen uns übrigens unsere Gesetze und unsere Verfassung in hinreichendem Maße. Ob wir nun die Verkehrskontrollen einschränken oder die Verlagskontrolle aufheben, ist, prinzipiell gesehen, kein Unterschied: die Stärkung unseres Staates, die Entwicklung eines demokratischen Bewußtseins erlauben und fordern solche Maßnahmen. Kindergärten sind vor allem gut für Kinder; unsere Republik darf sich mittlerweile schon zu den Erwachsenen zählen.

gc

In Westberlin starb – wenige Monate nach Vollendung seines 70. Lebensjahres – der Dichter Gottfried Benn. Wir haben in unserer Zeitschrift verschiedentlich versucht – nur allzu sporadisch und oberflächlich –, uns mit einigen seiner Gedichte und theoretischen Schriften auseinanderzusetzen. Jetzt, nach seinem Tode und auf Grund seines Lebenswerkes, wird eine gültige Auseinandersetzung notwendig werden. Es wäre leichtfertig, Bedeutung und Einfluß Gottfried Benns inner-

halb der Dichtung unseres Jahrhunderts bagatellisieren zu wollen.

Gottfried Benn war einer der führenden Lyriker des Expressionismus. In der 1920 erschienenen Anthologie „Menschheitsdämmerung“ gibt er folgende Selbstbiographie: „Geboren 1886 und aufgewachsen in Dörfern der Provinz Brandenburg. Belangloser Entwicklungsgang, belangloses Dasein als Arzt in Berlin.“ Die biographischen Notizen einer 1955 erschienenen Anthologie expressionistischer Lyrik ergänzen nur wenig: „... wurde am 2. Mai 1886 in Mansfeld/Westprignitz als Sohn eines Pfarrers geboren. Studierte Medizin. Goldene Medaille der Berliner Universität. Wurde Assistent von Lesser, dann Facharzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten in Berlin. In beiden Weltkriegen Militärarzt ...“ Was wissen wir über den Dichter Gottfried Benn? Wir kennen Gebilde seiner Poesie, die ebenso abstoßend wie faszinierend sind, wir kennen einiges aus seiner widerspruchsvollen, provozierenden Prosa. Ein Großteil seiner Thematik und seine Weltanschauung sind uns fremd, ja unserem Weltbild konträr. Unbestreitbar ist, daß Gottfried Benn einer der einflußreichen Dichter der spätbürgerlichen Welt war; und bei mancher Scharlatanerie „antibürgerlichen“, antizivilisatorischen Charakters war er im Kern seines Dichter-

wesens kein Scharlatan. Der Verfasser dieser Zeilen hat selbst versucht, dem Phänomen Benn mit der Polemik beizukommen. Der Versuch* erwies sich als untauglich; er traf einige äußere Erscheinungsformen und ließ Kern und Ursachen unberührt.

Als der junge Arzt Gottfried Benn mit seinen ersten Versen an die Öffentlichkeit trat („Morgue“, 1912; „Söhne“, 1914; „Fleisch“, 1917), reihte er sich in die antibürgerliche Bewegung der Expressionisten ein – nach seinem eigenen Bekenntnis als Affront gegen die kapitalistische „Wirklichkeit“. Er hat die Kehrseite des Kapitalismus in seinen Arztgedichten ganz kalt und nackt, fast zynisch dargestellt. Aber wer möchte entscheiden, wieviel echte Erschütterung hinter diesem Zynismus steckt? Waren diese Gedichte noch Anklagen, so waren die persönlichsten poetischen Bekenntnisse dieser und vor allem der späteren Zeit Flucht aus einer Umwelt, die er so bezeichnete: „Wirklichkeit, das war ein kapitalistischer Begriff. Wirklichkeit, das waren Parzellen, Industrieprodukte, Hypothekeneintragung, alles, was mit Preisen ausgezeichnet werden konnte bei Zwischenverdienst. Wirklichkeit, das war Darwinismus, die internationalen Steeple-Chasen und

* NDL Heft 10/1954, S. 62 ff.

alles sonstwie Privilegierte ...“ Das schrieb Benn 1955 in der Einleitung zu der bereits genannten Anthologie („Lyrik des expressionistischen Jahrzehnts“, Limes Verlag Wiesbaden). Weiter schreibt er hier – und das ist wohl als ganz persönliches Bekenntnis zu werten: die Fragestellung *Wie ist Gestaltung möglich?* habe „im Expressionismus die einzige geistige Leistung“ herbeigeführt, „die diesen kläglich gewordenen Kreis liberalistischen Opportunismus verließ, die reine Verwertungswelt der Wissenschaft hinter sich brachte, die analytische Konzernatmosphäre durchbrach und jenen dunklen Weg nach innen ging zu den Schöpfungsschichten, zu den Urbildern, zu den Mythen, und inmitten dieses grauenvollen Chaos von Realitätszerfall und Wertverkehrung zwanghaft, gesetzlich und mit ernstesten Mitteln um ein neues Bild des Menschen rang.“

Gottfried Benn, der diesen hier bezeichneten Weg in seiner Dichtung konsequent weiter verfolgt hat, konnte dort das neue Bild des Menschen nicht finden. Seine Flucht vor der Wirklichkeit führt zu weit zurück in außermenschliche Bereiche, so weit, daß er zeitweilig sogar im Faschismus eine Art Heilmittel für die Menschheit sah; ein Irrtum, den er wohl bald erkannte, jedoch ohne andere als private Konsequenzen

daraus zu ziehen. Vielleicht war er zu dieser Zeit schon zu sehr vereinsamt. Und da er nicht mehr aus dieser Einsamkeit auszubrechen vermochte, baute er sie zu einem Kult aus, dessen faszinierende Klangwelt unter der intellektuellen Jugend Westdeutschlands eine große Anhängerschaft gefunden hat.

Wir werden nicht aufhören, vor diesem Weg aus der menschlichen Gesellschaft, dem Weg gegen die menschliche Gesellschaft zu warnen. Der Weltanschauung Gottfried Benns vermögen wir nicht zu folgen. Daß er als Formkünstler ein bedeutender Anreger war, sei unbestritten. Und einen seiner Sätze möchten wir in unserer Welt heimisch machen: „Man muß als Künstler auf die Dauer nicht nur Talent, sondern auch Charakter haben und tapfer sein.“

gd

In der Stuttgarter Zeitschrift „Die Kultur“ sind kürzlich der Schriftsteller Hans Werner Richter und der bayrische Gewerkschaftsvorsitzende Max Wönner gegen einen gewissen Herrn Winfried Martini aufgetreten, der in einem Artikel versucht hatte, den Kampf gegen die Renazifizierung in der Bundesrepublik zu verleumdern und lächerlich zu machen. Wir wissen nicht, was dieser Herr Mar-

tini, der sich heute wegen seines Buches „Das Ende aller Sicherheit“ einer Geistesverwandtschaft mit dem amerikanischen Publizisten Walter Lippmann rühmt, während der Nazizeit geschrieben hat – wir wollen es auch gar nicht wissen. Wir fühlen uns auch keineswegs bemüßigt, Richter und Wönner in ihrer Auseinandersetzung mit Martini eine Hilfestellung zu erweisen, die ihnen vermutlich gar nicht erwünscht wäre; lediglich ein Teilproblem dieser ganzen Kontroverse sei hier behandelt.

Martini hatte in seinem Aufsatz geschrieben: „Man erinnere sich nur der Rolle, welche beispielsweise die ‚Weltbühne‘ in der Weimarer Zeit spielte: Intellektuelle ohne Intellekt spieen dort – unter dem Beifall oder doch der Duldung einer großen, oft an der Regierung beteiligten Nachbarschaft – wöchentlich ihre Ressentiments aus... Was wußten jene Flachköpfe, die sie bei allem Witz doch waren, davon, daß ihre Ressentiments nur Gegenressentiments erzeugten, die sich schließlich als die stärkeren erwiesen, stark genug, um Deutschland in den Abgrund zu reißen?“

Hier genügt nicht die Empörung darüber, daß ein hergelaufener Publizist, der sich zudem noch als „Hitlergegner“ ausgibt, es im Jahre 1956 in Westdeutschland wagen darf, Per-

sönlichkeiten vom Range eines Carl von Ossietzky oder eines Kurt Tucholsky in der infamsten Weise zu beschimpfen. Wir wollen uns die Frage ersparen, was eigentlich dieser Herr Martini zu der Zeit getrieben hat, als Carl von Ossietzky in einem Konzentrationslager zu Tode gequält wurde, als Kurt Tucholsky, verzweifelt über den Sieg der Barbarei in Deutschland, im Exil den Freitod wählte.

Die „Beweisführung“ des Herrn Martini ist ebenso dumm wie dreist: ein Carl von Ossietzky habe dem Hitlerfaschismus zur Macht verholfen, nicht etwa, weil er für den Faschismus, sondern weil er gegen den Faschismus gekämpft habe; ohne die antifaschistischen „Ressentiments“ wären die faschistischen „Gegenressentiments“ nie so stark geworden, daß der Faschismus schließlich in Deutschland seine Herrschaft errichten konnte. Den Faschismus in Deutschland haben nicht die Faschisten, sondern die entschlossensten Kämpfer gegen den Faschismus verschuldet. Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig.

Der Gewerkschaftsvorsitzende Wönner hatte daraufhin in einem Brief an den Intendanten des bayrischen Rundfunks, Walter von Cube, gefordert, daß Herrn Martini die weitere Mitarbeit am bayrischen Rundfunk untersagt würde. Eine

Antwort Cubes ist uns nicht bekannt, in der gleichen Ausgabe der „Kultur“ ist aber Martinis Antwortbrief an Max Wönner veröffentlicht. In unserem Zusammenhang interessiert uns vor allem ein Satz über die alte „Weltbühne“: „Wenn Sie damals die Entwicklung, die diese Zeitschrift nach dem Tode des von mir hochverehrten Siegfried Jacobsohn genommen hat, beobachtet haben, so müssen Sie eigentlich wissen, daß sie vollkommen eindeutig für das bolschewistische System eintrat, wobei, wenn Sie sich recht erinnern, gegen die SPD und ihre Führer ständig außerordentlich harte Worte fielen.“

Lassen wir einmal die Fälschung beiseite, die „Weltbühne“ sei damals „völlig eindeutig für das bolschewistische System“ eingetreten; es hätte die „Weltbühne“ nur geehrt, wenn sie sich unter der Drohung des heraufziehenden Faschismus damals eindeutiger und bewußter mit der revolutionären Arbeiterschaft und ihrer Vorhut solidarisch erklärt hätte. Bemerkenswert ist, wie Herr Martini gegenüber dem Gewerkschaftsfunktionär Wönner, die „Weltbühne“ Carl von Ossietzkys, die er als „bolschewistisch“ deklariert, gegen die Sozialdemokraten auszuspielen versucht. Sowenig der Herr Martini auch sonst weiß, soviel weiß er ganz genau: Wenn Sozialdemokraten und Kommunisten ihre gemeinsamen In-

teressen gemeinsam vertreten, dann bedeutet das zwar keineswegs das „Ende aller Sicherheit“, aber mit Sicherheit das Ende aller faschistischen Umtriebe. Wir brauchen Wönner gewiß nicht zu sagen, warum die Sozialdemokratische Partei in Ossietzkys „Weltbühne“ häufig kritisiert worden ist: nicht weil auch die Sozialdemokratische Partei gegen den heraufziehenden Faschismus gekämpft hat, sondern, weil sie diesen Kampf nicht konsequent genug führte, weil sie ihn ohne oder gegen ihre natürlichen Verbündeten führen wollte.

Der Gewerkschaftsvorsitzende Max Wönner wird sich über die Situation von damals und heute seine eigenen Gedanken machen. Die Frage, wem die Weisheit des Herrn Martini dient, daß man vor Faschisten und Militaristen fortwährend kuschen müsse, um sie nicht zur Macht emporzureizen, bedarf keiner Antwort. gc

Die Zeitschriftenkioske in unseren Städten bieten ein recht buntes, abwechslungsreiches Bild. Man kann sich davor aufstellen und die Wartezeit bis zur Ankunft des Autobus mit nützlichen Gedanken darüber ausfüllen, wie vielfältig und umfassend die Wissensgebiete sind, die in ihrer Summe die moderne

Zivilisation bilden. Wer sich die Mühe macht, einmal die vollständige Postzeitungsliste durchzusehen, wird in noch stärkerem Maße den Eindruck beinahe erdrückender Reichhaltigkeit haben: von der Kraftfahrzeugtechnik über die Philosophie zur Pharmakologie, zur Orientalistik, zum Angelsport, zur Gesellschaftswissenschaft – kein Gebiet, das nicht durch spezialisierte Zeitschriften vertreten wäre.

Und doch, und doch... Manchen Wissenssparten und Interessengebieten kann es nicht genügen, „vertreten“ zu sein, sei es auch durch eine noch so brillant redigierte Spezialpublikation. Von einem bestimmten Zeitschriftentyp, der sich mit elastischer, vielseitiger Thematik an alle geistig und künstlerisch Interessierten wendet, kann es eigentlich gar nicht genug geben. Solche Zeitschriften erfüllen eine kulturpolitische Funktion, die über die Vermittlung von Wissen weit hinausgeht. Sie haben die Eigenart, nicht nur kulturelle Bedürfnisse zu befriedigen, sondern diese, wo sie nicht schon vorhanden waren, selbst zu erzeugen, ihr Wachstum zu fördern, die Ansprüche zu steigern. Ja, nötigenfalls bringen sie sogar aus der großen Reserve schlummernder Begabungen, die nur auf einen Anstoß, eine Ermutigung warten, um sich zu erschließen, Redakteure und Mitarbeiterstäbe

hervor, eigenes Gesicht und Programm. Sie sind ein unerläßlicher Katalysator, ohne den der Strom geistigen und kulturellen Lebens – vom schöpferischen Gedanken zur öffentlichen Wirksamwerdung, aber auch zur Befruchtung oder Siebung durch die Kritik – sich nicht schließen will.

Uns fehlen ferner, im engeren Sinne, Literatur- und Kunstzeitschriften, die dem Experiment offenstehen, der Erprobung und Bewährung des noch Unsicheren. Sie können uns vor der Gefahr schützen, daß die monopolähnliche Stellung der bestehenden Zeitschriften zur Einseitigkeit führt. Ein Autor beispielsweise, dessen Erzählung oder Gedicht, Schauspiel oder Essay von der NDL abgelehnt wird, muß die Möglichkeit haben, seine Arbeit einer anderen Redaktion vorzulegen, der sie vielleicht besser gefallen wird. Pro domo sei hier einmal ausgesprochen, wie unzumutbar schwer die Verantwortung von Redakteuren ist, die wissen, daß von ihrer Entscheidung das Schicksal eines literarischen Werkes, ja eines Schriftstellers abhängen kann; auch bliebe ihnen mancher bittere Vorwurf und mancher unnötige Konflikt erspart, wenn einem abgewiesenen Autor Rekursmöglichkeiten offenstünden.

Eine andere, durchaus reale Gefahr, welche die zu geringe Zahl lite-

rarischer und künstlerischer Zeitschriften mit sich bringt, ist die Eintönigkeit. Wiederum pro domo: auch mit dem entschiedensten Willen zu maximaler Objektivität kann ein Redaktionskollegium nicht allen denkbaren und daseinsberechtigten Tendenzen gegenüber volle Aufgeschlossenheit bezeigen. Seine Mitglieder können ihre Kriterien in nichts anderem finden als in ihrem persönlichen Urteil, ihrem Geschmack, ihrer Überzeugung, und diese – notwendigerweise subjektiv begrenzten – Kriterien werden es immer sein, die einer Zeitschrift das Gepräge geben. Deshalb brauchen wir einen breiten Fächer literarisch-künstlerischer Periodika. Man darf sicher sein, daß ihr konkurrierendes Nebeneinander zur Vielfalt und zu immer höherem Anspruch führen wird. Es muß ja nicht immer gleich imposant und repräsentativ hergehen. Es müssen nicht gleich ein kostspieliger Apparat aufgebaut und Spitzenhonorare gezahlt werden, das Papier darf grau, der Umschlag unscheinbar, die Bogenzahl bescheiden sein. Aber Ideen müssen vorhanden sein, produktive Energien, und sie müssen auf Wahrheit und Erkenntnis gerichtet sein, nicht auf Selbstbestätigung, Eigenbrötelei, Cliquenbildung.

Noch etwas fehlt in unseren Kiosken: eine Zeitschrift für internationale Literatur. Unsere Buchverlage bringen zahlreiche Übersetzungen heraus; aber es liegt im Wesen der Dinge, daß damit nur ein geringer Teil dessen erfaßt werden kann, was mitteilens- und kennenswert wäre. Eine Zeitschrift ist hier rationeller und operativer. Sie kann Auszüge bringen, Novellen und Erzählungen, Rezensionen, Analysen, Zusammenfassungen. Sie kann auf diese Weise auch die optischen Täuschungen korrigieren, die dadurch entstehen, daß bestimmte Werke uns durch Übersetzungen bekannt werden, ebenso bedeutsame andere jedoch nicht. Sie kann der Zufälligkeit entgegenwirken, die häufig noch bei der Auswahl von zu übersetzenden Werken herrscht. Das sind wichtige Aufgaben, aber sie sind mit den Mitteln und im Rahmen unseres gegenwärtigen Zeitschriftenwesens nichts einmal annähernd lösbar. Sie erfordern – der sowjetische Schriftstellerverband hat dies schon vor einiger Zeit erkannt und handelt bereits danach – ein besonderes, eigenes Publikationsorgan. Und diese Zeitschrift für internationale Literatur, die wir uns wünschen, braucht nicht bescheiden aufzutreten. Sie darf ruhig imposant und repräsentativ sein. *hk*

WORTE FÜR FCW

Zu seinem ersten Todestag am 14. September

Mein Franz war die Güte, die Bescheidenheit, die Klugheit selbst. Er war ein Optimist, weil er ein Marxist war, und auch, weil dieser Optimismus zu den Grundzügen seines Charakters gehörte.

Franz hatte viele Talente, er meisterte viele Berufe. Sein liebster Beruf war der des Schriftstellers. Ihm ging er täglich nach, auch wenn sein Tag von Arbeiten auf anderen Gebieten erfüllt war. Er sagte: „Daß wir uns die Zeit zum Schreiben stehlen müssen, daß wir nicht einfach Schriftsteller sein können, ist der Preis, den wir dafür zahlen, zu einer der glücklichsten Generationen zu gehören: zu einer Generation, die miternten kann, was sie säen geholfen hat.“

Franz war ein leidenschaftlicher, disziplinierter Schriftsteller und ein leidenschaftlicher Verteidiger der deutschen Sprache. In der Arbeit kannte er keine Grenzen. Er gönnte sich nur wenige Stunden Schlaf. Bis spät in die Nacht saß er an der Schreibmaschine, ging, einen Gedanken formulierend, ruhelos in seinem Arbeitszimmer hin und her, hin und her. An mancher Seite schrieb und feilte er einen ganzen Tag. Der bei Arbeitsende oft bis zum Rand gefüllte Papierkorb neben seinem Schreibtisch sprach beredter als ich es kann von der gewissenhaften und schweren Arbeit des Schriftstellers, der seinen Beruf ernst nimmt. „Damit der Leser es leicht hat, muß der Schriftsteller es sich schwer machen“, erklärte er mir oft.

Mein Franz war seit seiner Jugend Sozialist. Seine große Liebe gehörte den arbeitenden Menschen in aller Welt. Für sie kämpfte er lächelnd auch in trüben Tagen, für sie schrieb er unermüdlich, bis zur letzten Stunde seines Lebens.

Mein Vater und Weiskopfs Mutter haben einander geliebt, es kam dann aber nicht zur Heirat. Es ist, als habe die ungestillte Sehnsucht dieser beiden Menschen uns zusammengeführt.

Ich war eine glückliche Frau, weil ich an der Seite eines so wunderbaren, empfindsamen und liebenswerten Menschen, eines so vorbildlichen und verlässlichen Gefährten und eines so hervorragenden Künstlers viele gute und auch viele schwere Jahre leben durfte. Wenn auch aus mir etwas Nützliches geworden ist, so verdanke ich das in erster Linie meinem Franz. Er war es, der mein Talent entdeckte, der mich zum Schreiben immer wieder ermutigte, wenn ich verzagen wollte, er war es auch, der mich schon früh darin be-

stärkte, für wichtige Leser – für die Kinder, die Erbauer des Morgen – zu schreiben. Seine kluge, stets aufbauende Kritik war mir Bedürfnis.

Nun heißt es weiterleben, weiterarbeiten ohne ihn. Ich sehe sein liebes Gesicht, sein zuversichtliches Lächeln, ich sehe, wie er mir ermutigend zunickt.

Grete Weiskopf

Wenn es erlaubt ist, subjektiv gefärbte Mosaiksteinchen zu einem objektiven Bild beizusteuern und persönliche Züge festzuhalten, anstatt die Zeit mit ihren Raupenketten die vergänglichen Spuren verwischen und nur das Werk stehen zu lassen, damit es im unbestechlichen Wechselspiel von Ursachen und Wirkungen allmählich an den rechten Platz rücke ... wenn es also erlaubt sein soll, persönliche Eindrücke aufzurufen, vor die sich immerfort neue und andersartig geschliffene Gläser geschoben haben, und das annähernd faßbare Erinnerungsbild von F. C. Weiskopf auf eine vage Formel zu bringen: er ist für mich immer ein Geheimnis gewesen, für mich als leidenschaftlich interessierten Außenseiter, ein Geheimnis, das zu lüften sich von selbst verbot.

Mir ist das erst später klargeworden – lange nachdem wir, Mitglieder und Mitarbeiter der Redaktion von „Berlin am Morgen“, in albern-auffälliger Harmlosigkeit durchs „Kaufhaus des Westens“ am Wittenbergplatz irrten, weil das Blatt gerade verboten war; lange nachdem wir beide, zwei neugierige Komplizen, uns beim berüchtigten Fackelzug der SA Unter den Linden getroffen hatten; lange nachdem ich ihm eines Vormittags in der Landhausstraße begegnet war und er, einen unverfänglich anmutenden Koffer an der Hand, lächelnd erklärt hatte, er müsse „eben mal“ verreisen. Später erst begriff ich auch, daß er geheimnisvoll hatte sein müssen und daß es für mich, und vielleicht auch für ihn, gefährlich gewesen wäre, wenn ich mit falsch angebrachter literarischer Neugier eine Aufklärung ad personam und bessere Informationen ad rem gesucht hätte. Person und Sache waren bei ihm nie zu trennen, und es lag in der Natur seiner Aufgaben und Pflichten, daß alles bei ihm ein wenig dunkel und undurchsichtig blieb. Was er mitzuteilen für angebracht hielt, das konnte man in seinen Aufsätzen, Kritiken, Glossen, Erzählungen und Romanen nachlesen. Alles andere blieb, ohne jede romantische Prätentation, Geheimnis – damals im Jahre 1929, als ich ihn kennenlernte, um dann drei Jahre in seiner Redaktion zu arbeiten, und auch im März 1955, als ich ihn nach zweiundzwanzig ereignisschweren Jahren zum ersten und unwiderruflich letzten Male wiedersah.

Bei dieser unerwarteten Wiederbegegnung in Hamburg glaubte ich, das Geheimnis, das ihn umgab und oft unnahbar machte, fast noch mehr zu spüren als damals, vor allem physiognomisch; denn das Zusammentreffen war

sehr kurz, im wesentlichen dann auf zwei Stunden in einer kleinen Seemannskneipe in St. Pauli beschränkt; es langte gerade für eine neuerliche Markierung gemeinsamer, längst verwachsener Pfade, für ein paar Hinweise und summarische Orientierungen, für ein nachträgliches, etwas wehmütiges Lachen, mit dem man bei einem solchen Wiedersehen überstandene Gefahren und unfreiwillig komische Erlebnisse nachfrankiert. Es ist nicht übertrieben: das stille Lachen in den – fast möchte ich sagen – nachsichtig-freundlichen Augen löschte die zweiundzwanzig Jahre aus, in denen unser aller Haut faltig geworden war; das etwas schräg gestellte Gesicht eines etwas zu klugen Primaners deckte sich, wie ich mir einbildete, haargenau mit dem ebenso jugendlichen Gesicht des Feuilletonredakteurs bei Münzenbergs „Berlin am Morgen“. Es wirkte unverändert liebenswürdig, entgegenkommend und gelassen, beherrscht und verschwiegen, trotzdem hilfsbereit und zur Geselligkeit förmlich herausfordernd; kurzum, es wirkte genauso geheimnisvoll wie damals, und es spielte keine Rolle, daß „damals“ das kleine Berliner Redaktionszimmer in der Ritterstraße ein betont nüchterner äußerer Rahmen gewesen war und daß das merkwürdig unveränderte Gesicht des Jahres 1955 im wilhelminisch-hamburgischen Unternehmer-Barock des Atlantic-Hotels auftauchte. Es blieb von der jeweiligen Umgebung unberührt, immer nur der Sache verpflichtet oder dem Gegenüber, das sich durchschaut und beurteilt fühlte, ohne je etwas über den „Befund“ zu erfahren. Ein nicht zu erschütterndes Diplomaten Gesicht? Vielleicht, höchstwahrscheinlich aber nur für den mißtrauischen Fremden; es mochte in der nationalsozialistisch unterwanderten Weimarer Republik und in den Emigrationsländern, in die er „eben mal“ verreist war, als Tarnkappe unentbehrlich oder gar ein persönlicher Glücksfall gewesen sein und später bei diplomatischen Missionen in Stockholm und in Peking ein Gebot der Klugheit. Wer sich ein wenig darin auskannte, las in diesem Gesicht unermüdliche Energie und immer geduldige Hilfsbereitschaft – beides aber ohne eine Spur von Eitelkeit, sondern nur um der Sache willen, die vielleicht das Regulativ seiner geheimnisvollen Zurückhaltung war. Und so konnte es wohl nicht anders sein, daß er jedem, der seinen Rat suchte oder brauchte, unentbehrlich erschien.

Die Namen derer aufzuzählen, die durch sein Redaktionszimmer gingen, wäre unmöglich. Einmal waren es – aus guten Gründen – nicht immer die richtigen Namen, die der Redaktionssekretär oder die Telefonzentrale meldete, und zum andern gehörte bei ihm fast zu jedem Namen, aus welchem Lande er auch stammen mochte, eine ergötzliche und immer bezeichnende Anekdote. Keine Namen also, auch keine Anekdoten, wie sie nur in Prager oder Wiener Cafés formuliert werden konnten. Weiskopfs Tonfall war dabei das Ausschlaggebende, sein Augenzwinkern hinter der Brille, seine etwas komisch dozierende Hand. Er kannte sie alle – daher sein „Anekdoten-

buch“. Wenn eine Geschichte der Kontakt-Künstler, listig herbeigeführter Verbindungen und Querverbindungen, literarischer Anregungen, Vermittlungen und Empfehlungen geschrieben werden sollte, dann gehörte – jedenfalls für die Berliner Jahre 1929–1932 – ein umfangreiches Kapitel über F. C. Weiskopf hinein, das obendrein, der Authentizität wegen, in mehreren Sprachen geschrieben sein müßte, zumindest in Deutsch, Tschechisch, Russisch, Englisch und Französisch, das Österreichische nicht zu vergessen – so wie er an seinem Redaktionstelefon mühelos von der einen zur anderen Sprache überspringen und, für den Unbeteiligten kaum übersehbar, politische und literarische Weichen stellen konnte. Das brachte der sogenannte Münzenberg-Konzern mit sich, ein vielfältiges Unternehmen der Internationalen Arbeiterhilfe, oder umgekehrt: diese Presse-Hydra verlangte es, daß eine Kontaktbegabung wie Weiskopf scheinbar so leicht und mühelos alle Register ziehen und sich so fruchtbar ausspielen konnte.

Ja, die Isolierschicht geheimnisvoller Verschwiegenheit, mit der er sich zu umgeben verstand, damals in Berlin und so unverändert im vorigen Jahr in Hamburg, wäre hier – natürlich bloß angedeutet, improvisatorisch hingetupft – unvollständig beschrieben, ließe ich den sehr persönlichen Eindruck des Spielerischen oder gar des Verspielten unerwähnt, die Behauptung, es habe ihm – bei allem Ernst, wie beispielsweise bei der Organisation des Kongresses gegen koloniale Unterdrückung im Brüsseler Palais Egmont – eine geradezu lausbubenhafte Freude gemacht, so viele „Strippen“ in der Hand zu haben und einmal an dieser, dann wieder an jener zu zupfen, zu ziehen oder gar zu reißen, wenn es nötig war. Da über Wert und Nutzen dieser politisch-literarischen Schaltanlage ebensowenig Zweifel bestanden wie über den Zweck, dem er mit allen seinen Mitteln diene, brauchte er aus seiner schalkhaften Freude am spielerischen Aspekt seiner vielen Aufgaben kein Hehl zu machen. Wenn ein Erzähler, der womöglich – wie so viele im Laufe von drei Jahrzehnten – unter seiner Anleitung die ersten literarischen Gehversuche gemacht hat, einen humorbegabten und humorvollen Revolutionär (viele halten dergleichen für einen verwerflichen Widerspruch in sich) darstellen wollte, müßte er F. C. Weiskopfs Bild vor Augen haben, und er müßte sich auch Bänder vorspielen können, die ihm die hellwache Ironie und Selbstironie vermittelten; dabei käme er vielleicht, kraft logischer Intuition, auch hinter das, was an F. C. Weiskopf so geheimnisvoll und so anziehend anmutete.

~ *Hans Georg Brenner*

Es war eine Versammlung wie so viele andere in jenen Tagen. Über zwei zusammengedrängten Tischen hing an der Schmalseite eines mittelgroßen Saales ein rotes Spruchband mit der Losung: „Nieder mit dem Faschismus!“

Sonst gab es in dem kahlen und unschönen Raum nichts, das zu seiner Ausschmückung hätte dienen können. Kein Bild, keine Statue, keine Blume. Draußen fiel ausdauernd ein kalter, mit etwas Schnee vermengter Novemberregen. Ein richtiges „Allerseelenwetter“, wie wir in Prag zu sagen pflegen. Doch die vielen jungen Menschen, die naß und fröstelnd in den Saal strömten, die brachten ihren eigenen Frühling mit. Sie lärmten und lachten, sangen revolutionäre Lieder und hielten herausfordernd nach dem Polizeikommissar Ausschau, der seinerseits wieder mißmutig nach dem Referenten Ausschau hielt. Schließlich bahnte sich ein jugendlich aussehender Mann, dem eine junge, blauäugige Frau folgte, einen Weg durch die unruhige Menge. Die Frau setzte sich auf einen Stuhl in der ersten Reihe, der Mann sprang, an dem Polizeikommissar vorbei, auf das niedrige Podium.

Wenn das Komitee gegen Krieg und Faschismus in dem unheilvollen Jahr 1933 in Prag eine Versammlung einberief, so kamen vor allem junge Menschen, Studenten der tschechischen und der deutschen Universität, die jüngsten Redakteure der verschiedenen Tageszeitungen, Mitglieder des kommunistischen und des sozialistischen Jugendverbandes.

Neben mir saß mein guter alter Kamerad, der Zeitungskolporteur Jindra. Wer mit der Prager Innenstadt dieser Zeit wirklich gut vertraut war, der kannte nicht nur das Museum auf dem Wenzelsplatz, das Literatencafé „Continental“ und die Nazihochburg „Deutsches Haus“ auf dem Graben, der mußte auch den Jindra kennen. Sein freundliches breites Gesicht mit den etwas pfliffigen blauen Augen, seinen blonden, mitunter aufgeregt gesträubten Haarschopf und vor allem seine kräftige Stimme, mit der er unermüdlich die Presse der Kommunistischen Partei anpries. Selten begnügte sich Jindra damit, einfach die verschiedenen Zeitungstitel auszurufen. Meistens versuchte er dabei auch ein Stückchen politischer Agitation zu vollbringen.

An diesem Tage nun saß er neben mir und verfolgte gespannt die Ausführungen des Redners, dessen helle und sichere Stimme den Saal erfüllte. Zuerst machte Jindra ein finsternes, leicht mißtrauisches Gesicht. Doch bald glättete sich seine Stirn, in den Augen blitzte ein pfliffiges Lächeln auf.

„Wer glaubt, man könne gegen den Krieg kämpfen und dabei den Faschismus leben lassen“, erklärte gerade der Redner, und seine schlanke Gestalt reckte sich unter dem roten Spruchband hoch auf, „der begeht den gleichen Fehler wie ein Typhuskranker, der sich ein Mittel gegen Haarausfall kauft, dabei aber den Typhus unbehindert in seinem Körper wüten läßt.“

Jindra stieß einen leisen Pfliff aus und schubste mich in die Seite. „Du“, fragte er begeistert, „wer ist denn das? Der spricht ja großartig. Bei dem versteht man ja jedes Wort und kann sich alles merken. Ehrenwort, der spricht großartig.“ – „Ein Schriftsteller“, flüsterte ich zurück. „F. C. Weiskopf heißt er.“

Am nächsten Tag ging ich über den Wenzelsplatz. An der Ecke der Štěpánská ulice (wo damals übrigens der Dichtermigrant Kuba seine Zeitungen zu verkaufen pflegte) erscholl weithin die kräftige Stimme unseres Jindra. „Der Faschismus, der Typhusbazille des Krieges!“ schrie er. „Lest mehr darüber im ‚Rudé Právo‘!“ Als ich näher kam und er mich erblickte, grinste er vergnügt von einem Ohr zum anderen. „Wie gestern der Schriftsteller, was?“ rief er mir zu. „Großartig, wie sich mit *dem* Zeitungen verkaufen lassen!“

Wir Prager denken oft und gern an die Zeit zurück, da viele Schriftsteller, Maler und andere Künstler, von den Hitlerfaschisten verfolgt und vertrieben, in unserer Stadt Zuflucht fanden. Egon Erwin Kisch war nach vielen Jahren in sein Prag zurückgekehrt, ruhelos und sozusagen nur auf einen Sprung, denn in Australien wurde ein großer antifaschistischer Kongreß vorbereitet, in Spanien züngelten schon die ersten Flammen des Bürgerkrieges auf. Ruhelos, und doch mit jeder historischen Stätte, mit den alten und jungen Menschen verbunden, streifte Kisch durch die vertrauten Straßen seiner Heimatstadt. Von F. C. Weiskopf, einem anderen Heimkehrer, ergriff Prag schnell und anspruchsvoll vollauf Besitz. John Heartfield schuf in unserer Stadt eine Reihe großer, künstlerisch und politisch aufseherregender Photomontagen. Ernst Bloch schrieb hier an seinen philosophischen Schriften, Bruno Frei brachte es fertig, eine Zeitung zu redigieren und dabei Bücher herauszubringen, Peter Nickl (Johannes Wüsten) arbeitete an seinen Kupferstichen und schrieb Theaterstücke, Eva Priester verfaßte in unserer Stadt ihre ersten Gedichte. Lang wäre die Reihe, wollte man alle aufzählen, die in jenen schweren Jahren bei uns gelebt, gearbeitet und gekämpft haben.

Man traf einander jeden Mittwochabend in einer verrauchten Hinterstube des „Café Metro“, das von fortschrittlichen Intellektuellen besucht wurde. Über einer Tasse schwarzen Kaffees, die in den recht bescheidenen Emigrantenbudgets ihren festen Platz hatte, wurden literarische Probleme erörtert, aktuelle politische Fragen diskutiert und kühne, auf den soliden Pfeilern einer nicht zu erschütternden Weltanschauung ruhende Traumbrücken in die sozialistische Zukunft der Menschheit geschlagen.

Zu Beginn des Jahres 1937 kam eines Tages jemand aus Paris und erzählte über Spanien. Die am Mittwochabend Versammelten wollten alles wissen. War doch aus ihrer Mitte Theodor Balk zu den Internationalen Brigaden geeilt, standen dort doch schon Bodo Uhse und Ludwig Renn an der Front.

F. C. Weiskopf war an diesem Abend unruhig. Er hatte bereits einige Versuche gemacht, auch nach Spanien zu gehen, aber er war als Chefredakteur zweier Zeitschriften, der deutschen „Volks-Illustrierten“ und der tschechi-

schen „Svět v obrazech“, einfach unabkömmlich. An seinem nervös gespannten Gesichtsausdruck und an der etwas ungeduldigen Art, mit der er dem Bericht über Spanien zuhörte, konnte man erkennen, daß er sich mit diesem Stand der Dinge keineswegs abgefunden hatte. Doch plötzlich lehnte er sich in seinem Stuhl zurück, legte seine langen schmalen Hände still auf den Tisch und hörte ruhig und konzentriert zu, so, wie es für gewöhnlich seine Art war. Eben war die Rede davon, daß sich in einem spanischen Dorf, weitab von der Front, alle Einwohner jeden Abend um den einzigen Radioapparat versammelten, um die Nachrichten zu hören, vor allem Nachrichten über den heroischen Widerstand, den die republikanische Hauptstadt Madrid den faschistischen Angreifern entgegensetzte. Und eines Abends blieben die Nachrichten aus. Trauer erfaßte das ganze Dorf. Dieses Schweigen, so glaubten alle, konnte nur eines bedeuten: „Madrid, ihre wunderbare Hauptstadt, war gefallen!“ Die Frauen hüllten sich in schwarze Schleier, und selbst alte und sieche Männer schworen Rache. Zwei Tage später kam ein Arbeiter, der in der republikanischen Armee diente, seine Frau besuchen. Überrascht fragte er nach der Ursache der allgemeinen Trauer. Dann besah er sich den Radioapparat. Schließlich sagte er: „Madrid lebt, meine Lieben, Madrid lebt und kämpft. Nur euer Kasten hier, der ist kaputt. Aber den bringe ich euch schnell wieder in Ordnung. Legt nur die schwarzen Schleier ab!“

Ich weiß nicht mehr, wie viele Schriftsteller an jenem Abend in der verrauchten Hinterstube des Prager „Café Metro“ versammelt waren. Vielleicht zwölf, vielleicht fünfzehn. Alle haben die Geschichte von dem Hoffen und Bangen des spanischen Dorfes gehört. Aber nur einer hat sie geschrieben und für immer festgehalten: F. C. Weiskopf.

An einem Abend der stürmischen Septembertage des Jahres 1938 war der Altstädter Ring in Prag schwarz von Menschen. Auch in den umliegenden Straßen drängten sich Männer und Frauen, Halbwüchsige und alte Leute. Niemanden ließ die Unruhe und die Sorge um die Heimat zu Hause. Man mußte auf die Straße, mußte den Mitbürger neben sich fühlen, mit Unbekannten wie mit alten Freunden Hoffnungen und Befürchtungen austauschen: Wann wird man uns endlich zur Verteidigung der Republik aufrufen? Der in der Luft hängende Verrat kann und darf doch nicht Wirklichkeit werden!

Auf dem Altstädter Ring waren besonders viele Menschen. Vielleicht drängte es sie gerade zu dieser historischen Stätte, in das Herz ihrer altherwürdigen Stadt, wo schon vor dreihundert Jahren tschechische und deutsche Bürger ihr Leben für die Freiheit ihres Landes hergegeben hatten. Vor dem Rathaus stand der weißhaarige Universitätsprofessor Zdeněk Nejedlý und sprach einer dichtgedrängten Menschenmenge Mut zu. Nicht weit davon,

dort, wo die schmale Melantrichgasse in den Platz mündet, hatte sich eine andere Gruppe gebildet. Der Redner, dem sie aufmerksam lauschte, war nicht zu sehen, der Kreis um ihn war viel zu groß. Nur seine Stimme war zu hören, ruhig, fest und kraftbewußt: „Die Sowjetunion ist unser Verbündeter“, sagte F. C. Weiskopf zu seinen Prager Mitbürgern, „ihrem Wort und ihrer Treue können wir vertrauen!“ Als er geendet hatte und die Menge ihn freigab, erkannte er uns unter seinen Zuhörern. „Ich wollte gar nicht sprechen“, sagte er beinahe entschuldigend, „aber plötzlich waren die vielen Menschen rings um mich, da konnte ich einfach nicht anders.“

Wenige Stunden später wurde endlich die allgemeine Mobilmachung angeordnet. Wir telefonierten mit Weiskopf. „Ich stecke schon in Uniform“, sagte er, „mit einem Bein bin ich sozusagen schon an der Front.“ Doch am nächsten Tag rief er aus der Kaserne in der Redaktion an und wollte wissen, wie es bei uns aussähe. „Etwas einsam“, antworteten wir wahrheitsgetreu, „alle Männer sind weg und nur wir paar Mädchen sind übriggeblieben.“ Weiskopf ermunterte uns. Den Leitartikel für die nächste Ausgabe habe er noch in der Nacht geschrieben, alle übrigen Manuskripte sollten wir ihm abends in die Kaserne bringen. Er werde wahrscheinlich ein Stündchen Zeit haben.

Abends saß mir in einer kleinen Gaststube in dem Prager Vorort Vršovice ein ganz neuer F. C. Weiskopf gegenüber. Das grobe Tuch des Soldatenrocks an ihm war ungewohnt, ungewohnt die große Armeepistole an seiner Hüfte, ungewohnt das Strammstehen der Soldaten, wenn sie beim Betreten des Lokals ihren Offizier grüßten. Er dankte ihnen, gemessen an den damaligen Verhältnissen in der tschechoslowakischen Armee, wahrscheinlich ein wenig zu freundlich, überraschte den Gastwirt, als er das wie selbstverständlich hingestellte Bier ablehnte und ein Glas Tee verlangte, und schien sich in der etwas zu weiten, steif abstehenden Uniform einigermaßen eingengt zu fühlen. Doch dann holte ich meine Papiere hervor, breitete vor ihm Manuskripte und der Lage entsprechend geänderte Entwürfe für die nächsten Nummern unserer Zeitschriften aus. FCW holte seine Füllfeder hervor. „Dies ändert sol“ sagte er, und: „Dabei müßt ihr dahin zielen!“ Und plötzlich schien dem Kapitän Weiskopf seine Uniform wie angegossen zu sitzen.

Im Mai des Jahres 1949 kehrte F. C. Weiskopf aus Amerika nach Prag zurück. Allerdings nur auf einen Sprung, denn er war bereits zum tschechoslowakischen Gesandten in Schweden ernannt.

An einem Tag, an dem die Frühlingssonne jedes Kreuz auf den grünen Kuppeln der Kirchen und jeden goldenen Strahlenkranz um die Häupter der steinernen Heiligen auf der Karlsbrücke aufleuchten ließ, machte F. C.

Weiskopf einen langen Spaziergang durch seine Heimatstadt. Er blieb vor den Auslagen der Geschäfte stehen, betrachtete interessiert die ausgestellten Waren, erwog, was es im Vergleich zu früheren Zeiten Neues gab, studierte die Preise und machte sich ab und zu Notizen. In der Altstadt las er aufmerksam die vielen Gedenktafeln, die künden, welcher Prager Bürger an dieser Häusermauer oder an jener Straßenecke während der Befreiungskämpfe im Mai des Jahres 1945 mit der Waffe in der Hand gefallen ist. Einen Augenblick stand er still, aber dann zog er auch da öfters seine Zeitung hervor und machte sich an ihrem Rande Notizen, wie das schon seit vielen Jahren seine Gewohnheit war. Dabei sprachen wir über dies und jenes, über alte Freunde und neue Arbeitspläne, und man mußte Franz Weiskopf schon gut kennen, um zu bemerken, wie sehr ihn nach den vielen Jahren des Exils dieser erste Spaziergang durch sein vertrautes und doch so gründlich verändertes heimatliches Prag erregte.

In der Nerudagasse auf der Kleinseite zogen sich Girlanden aus roten Papierblumen von einer Straßenseite zu anderen. Prag hatte zu Ehren des gerade tagenden IX. Kongresses der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei ein Festkleid angelegt. Wie alte Bekannte begrüßte Weiskopf das „Haus Zum Goldenen Rad“, das „Haus Zu den drei Geigen“, das „Haus des Hufschmiedes“, und erzählte Studentenerlebnisse, die ihm dabei in Erinnerung kamen. Die Zeitung ruhte nun in seiner Rocktasche. Nur einmal zog er sie noch hervor und kritzelte an ihren Rand eine Anmerkung über den eigenartigen und reizvollen Eindruck, den es auf ihn machte, als er aus den Giebelfenstern der alten Häuser die leuchtendroten Fahnen der neuen Zeit hängen sah.

Dann standen wir auf dem Hradschiner Platz vor der Burg und blickten hinunter auf die Stadt. Da und dort schimmerten die weißen Kerzen der Kastanienblüten, über jede verwitterte Gartenmauer krochen ein paar blühende Fliederzweige, der Seminargarten und der Petřín zu unserer Rechten waren ein einziges Blütenmeer. „So hat die Rote Armee Prag kennengelernt“, sagte ich. „Ja“, antwortete Weiskopf, „und so hat es Fučík zum letztenmal gesehen.“

Solch ein Mensch war eben der Schriftsteller F. C. Weiskopf. Wohl ergriffen von dem so lange verwehrten Wiedersehen mit Prag, kamen ihm dabei ganz natürlich die Gedanken an seinen alten Kampfgefährten und Genossen Julius Fučík, der aus der Todeszelle in den blühenden Petřínpark gebracht worden war, weil ihn die Gestapo durch den Anblick auf die geliebte Stadt zu brechen versuchte.

Herbstlich grau ist jetzt der Himmel über unseren Köpfen, und in den alten Gärten raschelt absterbendes Laub unter unseren Füßen. Aber wir wissen, daß in einigen Monaten ein neuer Frühling kommen und in unserer

Stadt Prag wiederum das große Blühen beginnen wird. Dann werden wir wieder auf dem Platz vor der Burg stehen und hinunterblicken auf die schöne Stadt, und immer werden wir dabei denken: „So hat sie Franz Weiskopf gesehen, als er damals nach vielen Jahren heimkehrte, so hat ihn damals Prag begrüßt.“

Lenka Reiner

Den damals erst zwanzigjährigen Franz Weiskopf lernte ich kurz nach dem ersten Weltkrieg kennen, als ich mich der „Freien Vereinigung sozialistischer Studenten“ an der Prager Universität anschloß. Der junge Student hatte, auferüttelt durch die sozialistische Oktoberrevolution in Rußland, den Weg gefunden, den er konsequent bis an sein Lebensende verfolgt hat, den Weg zur revolutionären Arbeiterklasse. So nahm er in den Diskussionen, die damals der Gründung der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei vorausgingen, in der Studentenbewegung einen festen und klaren Standpunkt ein.

Noch als Student wurde Franz Weiskopf zu einem aktiven Funktionär der neugegründeten Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei. Sein Arbeitsplatz befand sich im Zentralsekretariat der Partei, das in zwei oder drei engen Räumen in der Myslikgasse untergebracht war. Franz Weiskopf wirkte in einem dieser Räume als Redakteur der CKK, der damals eben erst begründeten Tschechoslowakischen Kommunistischen Pressekorrespondenz. Im Nebenzimmer saß, seine Pfeife rauchend, der weißbärtige Nestor und Begründer der tschechischen sozialistischen Literatur, S. K. Neumann, der erste zentrale Leiter der Kulturarbeit der Partei, mit dem Franz Weiskopf eng zusammenarbeitete. Damals bereits stand F. C. Weiskopf, der ja selbst literarisch tätig war, in freundschaftlichen Beziehungen zu den besten Vertretern der jungen tschechischen sozialistischen Literatur, deren Werke er später auch als Übersetzer unermüdlich förderte. Bei einem meiner Besuche schenkte mir Franz sein erstes Buch, eine kleine Gedichtsammlung mit dem bezeichnenden Titel: „Es geht eine Trommel“. Im Stil an die Töne des tschechischen Volksliedes anknüpfend, war es in deutscher Sprache eines der ersten dichterischen Bücher, die für die Sache der Sowjetunion und für den revolutionären Kampf der Arbeiterklasse eintraten.

Eines meiner unvergeßlichen Erlebnisse aus dieser Zeit war Franz Weiskopfs Auftreten bei seiner Doktorpromotion an der Prager Universität (wenn ich nicht irre, im Jahre 1923). Unsere kleine Gruppe kommunistischer Studenten war vollzählig erschienen. Wir wußten, daß Franz auch diese Gelegenheit benützen würde, um an der nationalistisch verseuchten Universität unsere Sache zu vertreten. Und in der Tat: nach der Überreichung der Diplome ergriff Franz, im Namen der neu promovierten Doktoren, das Wort,

um, wie es Brauch war, den Professoren für ihre Lehrtätigkeit zu danken. Aber seine Rede endete – nicht mehr programmäßig – mit einem offenen Bekenntnis zum Kommunismus. Sie gipfelte in der Erklärung, er wolle das Wissen, das er sich an der bürgerlichen Hochschule angeeignet habe, als Waffe im Kampf für die Befreiung der Arbeiterklasse gebrauchen. Diesem seinem jugendlichen Gelöbnis, das mir unvergeßlich in der Erinnerung haftet, ist unser Franz treu geblieben.

Paul Reimann

Ein Werk der Schönen Literatur kann viele Fehler und Unvollkommenheiten in seiner Anlage, in seinem Bau, in der Zeichnung seiner Figuren aufweisen und trotzdem ein gutes, ja ein ausgezeichnetes Werk sein. Aber die Geschichte der Weltliteratur kennt kein Werk von Größe und Dauer, das in einer minderwertigen Sprache geschrieben ist.

F. C. Weiskopf

DIE STÄRKER WAREN

„Beile suchen“

Der erste, der erzählte, der den Anfang machte, weil Erzählen schließlich zu seinem Handwerk gehörte, war ein Schriftsteller, den sie seinerzeit wegen einer illegalen Broschüre zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt hatten:

Ich sehe ihn, so begann er nach kurzem Zögern, heute noch genau vor mir, obwohl inzwischen mehr als fünfzehn Jahre vergangen sind. Er war mittelgroß, schwächlig, hatte ziemlich spärliches rötliches Haar und verschwommen blaue, fast wasserhelle Augen. Auf dem Revers seines blauen Anzugs trug er das goldene Parteiabzeichen. Er hieß Zeidler und stammte aus Neu-Ulm. (Ich sage das, weil es möglich ist, daß einer von euch ihm vielleicht drüben als einem wohlbestallten Mann begegnet. Er soll dann gleich wissen, mit wem er es zu tun hat.) Er wurde mit Regierungsrat angedet und war Direktor des Zuchthauses zu der Zeit, als ich eingeliefert wurde. Auf dem Transport hatte ich von einem jener Mithäftlinge, die über alles genau Bescheid wissen oder Bescheid zu wissen vorgeben, einem Kriminellen, der schon ein rundes Dutzend Strafen verbüßt hatte, gehört, dieser Zeidler sei „gar nicht so übel“, jedenfalls sei er korrekt und halte sich streng an die Anordnungen. Und was gar die „Gebildeten“ betreffe – der Mitgefangene maß mich mit einem neidischen Blick –, so habe der Regierungsrat einen Narren an ihnen gefressen. Nun, das letztere wenigstens schien zu stimmen. Als ich, der neu Eingelieferte, ihm vorgeführt wurde, benahm er sich nicht nur korrekt, sondern beinahe höflich und schlug mir vor – als handle es sich nicht um ein Zuchthaus, sondern um eine Art Arbeitsvermittlung –, in der Schreibstube zu arbeiten. Ich bat ihn, da ich über ein Jahr in Untersuchungshaft gesessen hatte und mich nach freier Luft und körperlicher Tätigkeit sehnte, mich auf Außenarbeit zu schicken. Einen Augenblick lang sah er mich verblüfft an, dann meinte er mit einem unguten Blick, sich an den Hauptwachtmeister wendend, der mich vorgeführt hatte: „Gut, wie Sie wollen. Also zum Straßenbau.“ Dabei maß er mich abschätzend und, während in seine wasserhellen Augen ein böses Funkeln trat und sein Mund sich zu einer Art Lächeln verzerrte, fügte er hinzu: „Diese Intellektuellen sind manchmal ganz zähe.“

Wenn ich in diesem Augenblick nur ahnte, wie diese Worte gemeint waren, so wußte ich es eine halbe Stunde später: das Straßenbaukommando war die gefürchtetste Knochenmühle der Anstalt. Die Mitgefangenen, die mich darüber aufklärten, bedauerten mich teils ehrlich, teils nannten sie mich einen Idioten, weil ich die Arbeit in der Schreibstube abgelehnt hatte. Damit nämlich hätte ich mich nicht nur selbst zum Straßenbau verdammt, sondern mir auch den Haß des Regierungsrats zugezogen. Es stimmte nämlich etwas an der Bemerkung, der Direktor habe an den sogenannten Gebildeten einen Narren gefressen, – nur stimmte es auf eine besondere Weise: er bevorzugte sie, um sie zu seinen persönlichen Spitzeln heranzuziehen, die ihm über die Stimmung unter den Gefangenen zu berichten hatten, und er bevorzugte sie nur in dem Maß und so lange sie zu solchen Diensten bereit waren. Wie es mit der anderen rühmenswerten Eigenschaft, nämlich mit der Korrektheit des Herrn Regierungsrates stand, das zeigt eben die Geschichte, die ich miterlebt habe und die ich euch erzählen will.

Eines Tages im Sommer gab es kurz nach Mittag beim Straßenbaukommando große Aufregung. Die Aufseher trieben die Gefangenen geschäftiger als gewöhnlich an. Es hieß, der Regierungsrat werde die Arbeitsgruppe inspizieren. In der Tat näherte sich auf der staubigen Straße ein Kraftwagen und hielt vor den schnell zum Antreten zusammengetriebenen Häftlingen. Der Direktor stieg aus und wandte sich, starres Lächeln auf dem häßlichen Gesicht, mit einem leutseligen „Guten Morgen, Leute“ an die in unbeweglicher Reihe stehenden Gefangenen, wie ein Major, der eine Kompanie besichtigt. Und wie von einem schlecht geübten Chor donnerte ihm das für solche Fälle eingedrillte „Guten Morgen, Herr Regierungsrat“ entgegen, wobei einige besonders eifrige Gefangene, die blitzenden Augen in demütiger Freude auf den Direktor gerichtet, so laut brüllten, daß man die nur stummen Bewegungen der Lippen vieler anderer gar nicht bemerkte. Aber was von einigen mit sensationshungriger Neugier, von der Mehrzahl mit unbestimmtem Erschrecken bemerkt wurde, war dies: Der Direktor war nicht allein gekommen; im Fond des Wagens befand sich, nur undeutlich sichtbar, eine regungslose Gestalt. Trotz der strengen Blicke der Aufseher pflanzte sich durch die starren Reihen der Männer im schwarzen Drillich mit den gelben Streifen an Ärmel und Hosennaht eine Welle der Unruhe fort, wie wenn ein Windhauch über ein Weizenfeld streicht. In den hinteren Reihen wurde sogar Flüstern vernehmbar. „Das ist doch der Wendler.“ – „Der Flüchtling, den sie eingefangen haben.“ – „Was will er mit dem?“ – Ein hinterhältiges Lächeln auf dem Gesicht des Regierungsrates bewies, daß er die Unruhe bemerkte und um ihre Ursache wußte. Die Aufseher wollten dienstbeflissen schon Ruhe befehlen, sie rissen schon ihre Münder auf und griffen gewohnheitsmäßig mit der Hand nach dem am Koppel baumelnden Gummiknüppel –

aber der Direktor gebot ihnen mit einer Geste Einhalt. Er war offensichtlich voll Leutseligkeit. Nachdem er die Reihen flüchtig gemustert hatte, trat er auf einen älteren Gefangenen zu, einen Kriminellen, der wegen schweren Einbruchsdiebstahls im Rückfall einige Jahre verbüßte. „Matzke vortreten!“, brüllte ein Aufseher. Der Regierungsrat winkte ab. Der Gefangene stand, Hände an der Hosennaht, zu einer Säule erstarrt. „Nun, Matzke, seid ihr mit dem Essen zufrieden?“ fragte der Direktor und sah den Gefangenen mit einem freundlichen Lächeln an. „Jawoll, Herr Regierungsrat!“ schmetterte Matzke. Wohlgefällig sah der Direktor in das treue, in ergebener Strammheit auf ihn gerichtete Gesicht. „Habt ihr besondere Wünsche?“ wandte sich der Regierungsrat an alle, blickte dabei aber nur Matzke an. Es gab ein kaum merkliches Tuscheln, da und dort hörte man etwas von „Rauchen“, einige Blicke wandten sich auffordernd Matzke zu. Der Regierungsrat tat, als bemerkte er es nicht und wiederholte aufmunternd seine Frage. Da gab sich Matzke, der mit sicherer Witterung spürte, daß die Situation günstig war, einen Ruck und schmetterte: „Wir möchten Herrn Regierungsrat um die Erlaubnis bitten, in der Arbeitspause rauchen zu dürfen!“ Gespannte Stille. Dann meinte der Direktor, unentwegt lächelnd, unentwegt ganz Leutseligkeit: „So, rauchen wollt ihr gerne . . .“ Er sagte es in einem Ton, wie man zu Kindern spricht, die um ein Bonbon bitten. Dann, nachdenklich: „Ja, das ließe sich schließlich schon machen . . .“ Plötzlich, als fiel ihm in diesem Augenblick etwas ein, fuhr er, nun nicht mehr ganz so verbindlich, aber eher bekümmert als streng fort: „Ja, das ließe sich schon machen. Aber dann müßt ihr auch dafür sorgen, daß solche Sachen nicht mehr vorkommen wie die mit diesem Wendler.“ Mit einer leichten Kopfbewegung wies er nach dem Wagen hin, in dem immer noch unbeweglich die Gestalt saß. „Fliehen – das gibt es nicht, das darf es nicht geben! Und außerdem nützt es doch nichts! Wir kriegen sie alle! Und es gibt nur Unannehmlichkeiten, für mich und für sie und auch für euch!“ Jede Spur eines Lächelns war von seinem Gesicht gewichen. Dann, sich scheinbar wieder zur Milde zwingend, fuhr er in bedauerndem Ton fort: „Seht ihr, ich wollte euch gerade die Raucherlaubnis erteilen – da passierte die dumme Geschichte mit diesem Wendler, mit diesem Strolch! Und da habe ich mir die Sache halt noch einmal überlegt.“ Er machte eine Pause. Er war ein erfahrener Regisseur und kannte seine Leute. Dieser Wendler, dieser Strolch – dachten in diesem Augenblick ein Dutzend Gehirne, die selbst schon in manchen Nächten den Plan einer Flucht erwogen haben mochten. Dieser Wendler, dieser Strolch – er hat uns die Raucherlaubnis verpatzt, der Hund! Und einige haßerfüllten Blicke wandten sich zu der Gestalt im Wagen. „Ihr müßt auf eure Kameraden aufpassen, und ihr müßt mit ihnen reden, daß sie keine Dummheiten machen, dann . . .“ Er vollendete den Satz nicht, holte langsam eine Zigarette aus dem Etui, ein Wachtmeister

sprang herbei und gab ihm Feuer, der Direktor machte einen Zug, Tabakgeruch zog an den gierigen Nasen der Gefangenen vorbei. Der Regierungsrat schien zu überlegen. Dann kehrte sich sein Blick wieder Matzke zu, der als Salzsäule vor ihm aufgebaut stand: „Ihr müßtet euch einmal mit diesem Wendler – unterhalten. Ich habe ihn mitgebracht . . . Je nachdem wie die Unterhaltung ausfällt, könnte ich euch die Raucherlaubnis schon geben . . .“

Er winkte einen Wachtmeister heran, gab ihm flüsternd einen Befehl, und während die Kolonne der Häftlinge erstarrte, eilte der Aufseher zum Wagen und zerrte ein Bündel Mensch heraus. Wendler war in die Acht geschlossen, mit einer Kette an Händen und Füßen gefesselt. Der Wachtmeister stieß ihn, der nur ganz winzige Schritte machen konnte und mehr stolperte als ging, vor sich her. Er sah jämmerlich aus, nur mit Hemd und langen Unterhosen bekleidet und hielt, als er vor den Mitgefangenen stand, den Blick gesenkt. Er war ein noch junger Mensch, zwischen Zwanzig und Fünfundzwanzig, mit einem weichen, ich möchte fast sagen farblosen Gesicht, und man konnte sich, wenn man ihn ansah, schwer vorstellen, daß dieser Mensch eine zuchthauswürdige Tat begangen hatte. Wendler war uns vom Straßenbaukommando bekannt, denn er hatte bis zum Tag seiner Flucht mit uns zusammen hier gearbeitet. Wenn ich sage, er war uns bekannt, so muß ich diese Behauptung freilich einschränken: Wir alle wußten von ihm nicht viel mehr als seinen Namen und daß er kein Politischer war, aber nichts über sein Delikt, seine Strafdauer, seine Familienverhältnisse. (Erst nachdem er durch seine mißglückte Flucht und durch die Dinge, die ich erzählen werde, zu einem „Fall“ geworden war, erfuhren wir zu unserem großen Erstaunen, daß er, als er sich zur Flucht entschlossen hatte, von einer dreijährigen Strafe nur noch drei Monate zu verbüßen hatte.) Er war wenig gesprächig, einzelgängerisch selbst während der Arbeit und ermunterte durch seine zurückhaltende, ja abweisende Art selbst die Gefangenen nicht, sich in eine Unterhaltung mit ihm einzulassen, denen es ein Bedürfnis war, sich ungebeten in jedes fremde Schicksal einzudrängen. Ihr könnt euch vorstellen, daß dies alles nicht gerade dazu beitrug, ihn bei den Mithäftlingen beliebt zu machen. Ich muß gestehen, daß auch wir Politischen keine besondere Sympathie für ihn empfanden. Es hing mit dieser fast allgemeinen Unbeliebtheit zusammen, daß Wendler, obwohl er ein unverdrossener Arbeiter war und bis zum Tag seiner Flucht niemals gegen die Disziplin verstoßen hatte, auch bei den Wachtmeistern einen schweren Stand hatte. Diese Menschen, wie die meisten ihrer Sorte trotz der Waffen und trotz der Gewalt, die sie über uns besaßen, feige und unsicher, spürten instinktiv, daß sie, wenn sie an Wendler ihr Mütchen kühlten, sich bei vielen Gefangenen eine gewisse Popularität erwarben, nach der die meisten von ihnen ebenso gierten wie manche Vorgesetzte beim Militär und im Zivilleben.

Ich mußte dies alles erwähnen, damit ihr versteht, warum das bejammernswerte Auftreten des gefesselten Wendler bei der Mehrzahl der Mitgefangenen nicht jene Gemütsbewegung auslöste, die man erwarten konnte, und warum sie auch das, was weiter geschah, zunächst mit einer gewissen Gleichgültigkeit hinnahmen. Viele von ihnen betrachteten diesen Wendler nicht als einen Leidensgefährten, der Tag für Tag mit ihnen beim Straßenbau gearbeitet hatte, sondern als ein fremdes Individuum, mit dem sie nichts verband. Einige schließlich, geschickt aufgewiegelt durch die Worte des Direktors und seine Versprechungen, maßten den Gefesselten mit haßerfüllten Blicken, wie eine Meute Bluthunde bereit, auf einen Wink ihres Herrn und Meisters sich auf ihn zu stürzen.

Der freilich gab diesen Wink noch nicht, denn der Herr Regierungsrat war ein korrekter Mann und kein Anstifter zu Mord und Totschlag. Einige Augenblicke lang sah er den dastehenden Wendler mit Bekümmernis, ja fast mit einem Ausdruck des Bedauerns an, und ein Unterton von Kummer mehr als von Strenge schwang auch in den Worten mit, die er schließlich an die Häftlinge richtete: „Ja, da steht er nun, euer Kamerad Wendler . . .“ Er betonte aufreizend und bewußt das Wort Kamerad und schüttelte den Kopf. Er ließ die wasserhellen Augen über die Kolonne schweifen und fuhr, während er wie unabsichtlich mit dem Blick an Matzke haften blieb, fort: „Wer möchte sich denn jetzt ein wenig mit diesem Wendler unterhalten und ihm klarmachen, was für einen schlechten Dienst er mit seinem dummen Fluchtversuch seinen Kameraden erwiesen hat?“ Und noch ehe jemand sich gemeldet hatte – ich konnte, da ich in seiner Nähe stand, sehen, wie sich Matzkes Arm bewegte und dann schnell wieder an die Hosennaht zurückglitt, als er merkte, daß der Direktor noch nicht zu Ende war –, fuhr der Regierungsrat schnell fort: „Ich will euch einen Vorschlag machen: Das Holzkommando hat neulich drüben im Wäldchen, wie mir berichtet wurde, einige Beile liegenlassen. Einige von euch gehen jetzt mit dem Wendler zusammen in das Wäldchen, um die Beile zu suchen . . . Nun, wer meldet sich?!“

Einige Sekunden lang herrschte Stille, die so tief war, daß man einige Häftlinge atmen hörte und daß das zufällige Scharren eines Stiefels auf der Erde wie ein lautes Geräusch klang. Ich glaube, selbst denen, die bis jetzt ihre Gleichgültigkeit bewahrt hatten, schlug in diesen Sekunden das Herz schneller, und sie senkten die Blicke, als der Direktor mit zynischer Durchsichtigkeit zum „Beile suchen“ aufforderte. (Jeder wußte, daß im Wäldchen nie ein Beil verlorengegangen war; kein Gefangener hatte je eines in die Hand bekommen.) Dann trat Matzke in vorschriftsmäßiger Haltung und mit treuen Augen einen Schritt vor, und gleich darauf, als sei nun der Bann gebrochen, folgten ihm zwei weitere Gefangene. Von hundertundzwanzig – drei. Der Direktor maß sie freundlich, wartete noch eine Weile, während er

wieder die Augen forschend, prüfend die Kolonne entlang gleiten ließ und sagte dann mit einem ärgerlichen Unterton: „Keiner mehr? Nun, ich glaube, es genügt auch so ...“ Er wandte sich zu den Wachtmeistern, sah jeden einzeln an und winkte dann den, der von uns nicht ohne Grund nur „Tiger“ genannt wurde, heran: „Oberwachtmeister Ti ... Niemand! Sie begleiten die Gefangenen und sorgen mir dafür, daß ...“ Er machte eine kleine Pause und vollendete dann mit einem hintergründigen Lächeln den Satz: „... daß keine weiteren Fluchtversuche vorkommen.“ – „Jawoll, Herr Regierungsrat. Sorge dafür, daß keine weiteren Fluchtversuche vorkommen ... Soll ich ...“ Er wies mit dem Blick auf Wendlers gefesselte Füße. „Nein, nein, lassen Sie nur! Er hat es mit seiner Flucht ja so eilig gehabt, der Wendler. Heute haben wir es nicht so eilig, nicht wahr? Er muß eben kleine Schritte machen.“ Der Tiger lächelte dienstfrig und pflichtgemäß, die Spur eines bescheidenen Lächelns glitt auch über die Gesichter der drei Kumpene, die mit dem Gefesselten „sprechen“ sollten. Dann rückte der Oberwachtmeister sein Koppel zurecht, schob die Pistole nach hinten, befahl „Vorwärts marsch!“, stieß den Gefesselten in den Rücken, daß er torkelte und entfernte sich mit der Gruppe langsam in Richtung Wäldchen. In grauenvoller Bewegungslosigkeit blieb die schwarze Kolonne der Gefangenen zurück. Man hörte nicht einmal mehr einen Atemzug, kein Scharren, keinen Seufzer, nur die schlurfenden Schritte der sich entfernenden, unter denen sich die des gefesselten Wendler deutlich heraushoben. Die Kolonne glich in diesem Augenblick einem gewaltigen, sprungbereiten, aber ohnmächtig angeketteten Tier, von dem man unwillkürlich erwartete, daß es im nächsten Augenblick in einen furchtbaren Schrei ausbrechen würde ... In dieser einen Sekunde wenigstens sah keiner Wendler als ein gleichgültiges fremdes Individuum an, und alle haßten die drei Kumpene aus tiefster Seele.

Der Regierungsrat aber hatte es plötzlich sehr eilig. „Weitermachen! An die Arbeit!“ befahl er. „Weitermachen! An die Arbeit!“ wiederholten schreiend die Wachtmeister. Hastig, wie auf der Flucht vor sich selbst, griffen die Häftlinge zu ihren Spaten, Schaufeln und Pickhacken, während sich der Wagen mit dem Direktor staubaufwirbelnd entfernte. „Zum Rücktransport braucht der Wendler wohl den Wagen des Direktors nicht mehr“, hörte ich neben mir einen flüsternd sagen. „Nein, der würde ihm höchstens die Polster blutig machen“, entgegnete ein anderer, und ein dritter fügte hinzu: „Für den brauchen sie nur noch eine Bahre, die verfluchten Hunde!“

Erst diese Worte ließen mich aus meiner Erstarrung erwachen. Ich blickte mich um und sah Karl, Franz und Heinrich, die Genossen, mit denen ich zusammen an der Baustelle arbeitete, neben mir. Als hätten wir uns verabredet, sahen wir uns an. Franz, der Buchdrucker, fand als erster Worte: „Wir müssen etwas unternehmen!“ – „Ja“, bestätigten Heinrich und ich gleichzeitig.

„Aber was?“ fügte ich hinzu. Karl sprach das entscheidende Wort: „Die Bauarbeiter! Wir müssen die Bauarbeiter alarmieren! Sofort! Ich habe mich neulich mit ihnen unterhalten. Es sind einige Zuverlässige unter ihnen, sie werden uns nicht im Stich lassen!“ Wir nickten „Gut“. „Und wer geht? Nur einer, es darf nicht auffallen.“ – „Ich“, sagte Karl. „Es ist am besten so. Ich bin schon mit ihnen bekannt. Ihr habt ein Auge auf die Wachtmeister. Sagt, wenn einer fragen sollte, ich sei zur Baubude gegangen, meinen Spaten umtauschen.“ Karl ging. Wir machten uns stumm an unsere Arbeit. Wir mochten nicht sprechen. Wir konnten es nicht. Wir beobachteten scharf das Gelände, und alle Augenblicke hielten wir unwillkürlich in unserem stummen Graben inne, weil wir glaubten, dumpfe Schreie aus dem Wäldchen zu vernehmen. Aber es war nur Einbildung: Das Wäldchen lag ein ganzes Stück ab, und selbst laute Geräusche konnten, von dem allgemeinen Lärm abgesehen, nicht bis zu unserer Baustelle dringen.

Was sich drinnen im Wäldchen abspielte, hat keiner von uns gesehen. Wir haben es erst später bruchstück- und gerüchtweise erfahren, nachdem die Sache zur Verhandlung gekommen war. Die drei haben den Wehrlosen, an Händen und Füßen Gefesselten, mit Fäusten und Fußtritten halbtot geprügelt, sie haben ihm sämtliche Zähne ausgeschlagen, das Gesicht in eine blutige Masse verwandelt und die Nieren kaputtgetreten ... Sie haben sich ihre Raucherlaubnis im Schweiß ihres Angesichts verdient. (Sie wurde übrigens nie erteilt.) Sie hätten ihn unter der wohlwollenden Duldung des Tigers, der selbst keine Hand rührte, denn der Oberwachtmeister kannte so gut wie sein korrekter Vorgesetzter die Vorschriften über Gefangenenmißhandlung, ganz fertiggemacht, wenn sie bei ihrem blutigen Geschäft nicht durch das Eingreifen der Straßenarbeiter vom nahen Autobahnabschnitt gestört worden wären. Karl war es geglückt, einige von ihnen zu mobilisieren, die in das Wäldchen rannten und den Tiger trotz seines Protestes, dies sei eine interne Angelegenheit des Zuchthauses und eine Maßnahme des Strafvollzugs, zwangen, der grausigen Prozedur Einhalt zu gebieten. Dem Wendler freilich, der zu einem kaum mehr menschenähnlichen Wrack zusammengeschlagen worden war, konnten sie nicht mehr viel helfen: Er wurde, da er auch ohne die Ketten, die nun überflüssig geworden waren, keinen Schritt mehr gehen konnte, von seinen Peinigern an den Arbeitsplatz geschleift und als blutüberströmtes Bündel auf einen Lastwagen geworfen, der Gerätschaften nach der Anstalt brachte ...

Wir sahen es voll Ohnmacht, aber auch voll Haß. Wir – das waren nicht nur die Genossen, deren Haß wahrhaftig keiner neuen blutigen Nahrung mehr bedurfte und die in der unerschütterlichen Gewißheit lebten, daß sie eines Tages alle Untaten rächen würden. Wir – das waren diesmal auch viele, die bis dahin abseits gestanden hatten und sich uns nun näherten. Wir – das

waren endlich die Augenzeugen unter den freien Arbeitern und ihre Kameraden, denen sie von dem Geschehen im Wäldchen berichteten, Menschen also, von denen allzu viele, zufrieden, vom System Arbeit und Brot zu haben, ihre Augen verschlossen und ihre Ohren verstopft hatten vor dem, was sie nicht sehen und nicht hören wollten. Nun war es ihnen in der Gestalt eines blutüberströmten, viehisch zusammengeschlagenen Menschen am hellen Tag Angesicht in Angesicht gegenübergetreten.

Die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Sie hatte ein Nachspiel dank jener Arbeiter, die sich nicht damit begnügten, dem Verbrechen ein Ende zu setzen. Drei der Entschlossensten von ihnen, von Karl über Namen und Zusammenhänge aufgeklärt, erstatteten, im vollen Bewußtsein der Tatsache, daß es ihnen übel angekreidet werden konnte, bei der Staatsanwaltschaft Strafanzeige wegen Gefangenenmißhandlung. Wir hätten es von uns aus nicht gekonnt. Man hätte unseren Bericht, wenn er überhaupt weitergeleitet worden wäre, als unglaublich und von „Verbrechern“ kommend, nicht anerkannt. So aber war man gezwungen, etwas zu unternehmen und der Öffentlichkeit zu beweisen, daß es auch in jenem Staat so etwas wie eine „Rechtsordnung“ gab. Jedenfalls erschien einige Wochen später ein Vertreter der Staatsanwaltschaft im Zuchthaus, um die Gefangenen unseres Kommandos und die Wachtmeister zu vernehmen. Zuvor aber unternahm der so korrekte Herr Regierungsrat einen Versuch, der wohl selbst nach seinen eigenen Auffassungen nicht ganz korrekt war. Wenige Tage nämlich nach dem Vorfall erschien er unerwartet wieder auf unserer Baustelle und ließ das Kommando antreten. Seinem leutseligen Auftreten und seiner Sicherheit nach hätte man vermuten können, es sei nichts weiter geschehen, und er fühle sich in seiner Haut so wohl wie immer. Aber wir ließen uns nicht täuschen. Haß hat scharfe Augen, und seit jenem Tag haßte ihn jeder bis auf die drei widerwärtigen Figuren und ihre Freunde, die von einem Kreis allgemeiner Verachtung unsichtbar umgeben waren und von denen sich selbst der Stumpfste abwandte, wenn sie sich anzubiedern versuchten. Auch von den ausgesprochenen Ganoven, die einen Clan für sich zu bilden pflegten, waren sie in Acht und Bann getan, seit sie sich an einem Mitgefangenen vergriffen und damit gegen die ungeschriebenen Gesetze der sogenannten Berufsehre dieser Zunft vergangen hatten. Wir spürten alle am Flackern seiner Augen, an der Hast seiner Bewegungen, am Ton seiner Stimme, daß der Direktor nicht mehr der Alte war. „Ich will ganz offen mit euch reden, als Mann zu Männern“, begann er in der Art eines Biedermanns. „Ihr wißt, es handelt sich um diese leidige Geschichte mit Wendler, der übrigens keinen allzu großen Schaden genommen hat bei der Belehrung, die ihm einige von euch zuteil werden ließen und die er sich schließlich selbst zuzuschreiben hat. Zugegeben, sie haben ihn in ihrem Übereifer vielleicht etwas zu rauh ange-

packt, wie das eben so geht, wenn Männer eine Sache unter sich zu bereinigen haben. Wir sind schließlich in keinem Mädchenpensionat, nicht wahr?“ Er machte eine kleine Pause und lächelte, forderte schweigend die Gefangenen zum Mitlachen auf. Aber kaum einer verzog die Miene, selbst die Gesichter der Wachtmeister blieben unbewegt. Alle empfanden, daß er für jemand, der sich im Recht weiß, viel zuviel redete. Er merkte es wahrscheinlich selbst, aber er redete weiter, er mußte reden, wie einer Schwimmbewegungen machen muß, dem das Wasser am Halse steht. „Nun haben einige, die diese ganze Geschichte nichts angeht, aber Anstoß genommen, und es wird wahrscheinlich – auch das will ich euch offen sagen – zu einer Untersuchung kommen, wobei man möglicherweise auch einige von euch befragen wird... Nun, ihr wißt nichts weiter, als daß ich drei von euren Kameraden mit dem Wendler geschickt habe, damit sie in aller Ruhe mit ihm reden können und ihr, wenn die Sache aus der Welt geschafft ist, eure Raucherlaubnis bekommt. So ist es doch, nicht wahr?“

Es war offensichtlich, daß der Direktor auf diese Frage keine Antwort erwartete. Aber sie kam unerwartet und auch für uns überraschend. „Erlauben Sie mir auch eine Frage, Herr Regierungsrat“, sagte fast gemütlich einer. Es war der dicke Danz, ein Bulle von einem Kerl, prominentes und selbst hinter den Mauern noch gefürchtetes Mitglied eines Unterweltvereins, ein Mann, der wegen Bankraubs eine hohe Strafe verbüßte. Dieser Danz also, der sofort begriff, daß die Gelegenheit günstig war und den im übrigen die Folgen ziemlich kaltließen, setzte in aller Ruhe zu einem Gespräch „von Mann zu Mann“ an, vertraulich, ein Verbrecher zum andern. Die Wachtmeister warteten auf einen Wink des Direktors, denn es war natürlich disziplinwidrig, daß ein Gefangener selbst das Wort nahm. Sie warteten ängstlich, denn keiner wollte es mit dem gefürchteten Danz verderben und atmeten erleichtert auf, als der Regierungsrat, der zuerst die Stirn gerunzelt hatte, jovial sagte: „Sprechen Sie, Danz.“ – „Das, was wir eben von Ihnen gehört haben, war doch ein ganz netter runder Versuch zur Zeugenbeeinflussung während eines schwebenden Verfahrens, wenn mich meine juristischen Kenntnisse nicht trügen, nicht wahr, Herr Regierungsrat?“ Einen Augenblick lang herrschte sprachlose Stille wie im Märchen nach dem Spruch des Zaubers. Alles starrte auf den Direktor. So sehr es ihm jeder gönnte, wagte doch keiner sein Gesicht zu verziehen, die Ängstlichen hätten sich am liebsten in die Erde verkrochen, und der Gefangene, der neben Danz stand, rückte von ihm ab, vielleicht unbewußt, vielleicht auch um zu betonen, daß er damit nichts zu tun habe. Jeder aber erwartete das Donnerwetter aus dem Munde des Regierungsrates, glaubte schon das „Sofort abführen in Arrest!“ zu hören. Es blieb aus. Nach einer Zeit, die uns unendlich lang schien, sagte der Direktor – ja, er sagte, er brüllte nicht, schrie nicht, überschlug sich

nicht, drohte nicht – er sagte: „Beruhigen Sie sich, Strafgefangener Danz. Auf Ihr Zeugnis legt ohnehin niemand Wert, Sie befinden sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte, was Ihnen bei Ihren bemerkenswerten juristischen Kenntnissen klarsein dürfte.“ Das war matt, und auch der Versuch der Ironie war so kläglich, daß jeder der Häftlinge die Niederlage des Direktors deutlich empfand, und auch die, die sich von seinem Auftreten noch hatten täuschen lassen, wußten, daß er ausgespielt hatte. Am besten wußte es der Regierungsrat selbst. Der letzte krampfhafteste Versuch, mit dem er die Lage für sich noch zu retten versuchte, bewies durch seine Ungeschicklichkeit, wie gänzlich ihn jede klare Überlegung verlassen hatte: „Im übrigen will ich euch allen das eine sagen: Selbstverständlich steht es jedem von euch frei, vor dem Staatsanwalt auszusagen, was er will und was er für richtig hält. Aber überlegt euch eines: Der Staatsanwalt, wenn er überhaupt kommen sollte, fährt nach einigen Tagen wieder weg, wir aber, ich und ihr, bleiben noch eine ganze Weile zusammen.“ Damit wandte er sich schnell um und stieg in seinen Wagen. Es ist nicht gewiß, ob er noch gehört hat, was Danz in freundlichem Ton ziemlich laut vor sich hinsagte, als führe er ein Selbstgespräch und wolle sich selbst fragen: „War das nun Drohung, Nötigung oder Erpressung?“ Die Vermutung von dem Zusammenbleiben und damit auch die Wirksamkeit der Drohung erwies sich übrigens als falsch: Wir sahen den Herrn Regierungsrat an diesem Tag, als er sein Gesicht verloren und der Ganove im Amt dem Ganoven in Zuchthauskluft unterlegen war, zum letztenmal.

Ehe ich euch in wenigen Sätzen den Schluß berichte, muß ich noch sagen, daß der Auftritt zwischen dem Regierungsrat und Danz die Gemüter vieler Gefangener – und leider auch vorübergehend die Gemüter einiger Politischer – verwirrte. Daß Danz der Held des Tages wurde, ist begreiflich und nicht weiter schlimm. Schlimmer ist, daß auch solche, die es besser wissen mußten, von unserem Sieg und von einer Schlappe des Systems sprachen, wo es sich in Wirklichkeit nur um eine Farce ohne alle Folgen, um einen Privatstreit zwischen zwei Ganoven verschiedenen Berufs gehandelt hatte. Auch die Tatsache, daß wirklich kurze Zeit später der Staatsanwalt in der Anstalt erschien, Wachtmeister und Gefangene vernahm – von uns Politischen wurde übrigens kein einziger zum Zeugenverhör gerufen, auch Karl nicht, dessen Rolle bei der Aufdeckung der Untat im Wäldchen die Bauarbeiter übrigens klugerweise verschwiegen –, und daß ein Gerichtstermin anberaumt wurde und in der nächsten Kreisstadt stattfand, auch dies alles trug dazu bei, Verwirrung zu stiften und Illusionen zu erzeugen, wobei wiederum einige Politische nicht unangefochten blieben. Man meinte, daß es doch trotz allem noch so etwas wie einen Rechtsstaat gebe und selbst ein Regierungsrat mit dem goldenen Parteiabzeichen einen rechtlosen Gefangenen nicht ungestraft

mißhandeln lassen dürfe. Manche sahen den Direktor schon in triumphaler Vorfreude im schwarzen Drillichzeug eines Zuchthausgefangenen. Nun, ihnen allen gingen die Augen auf, als das Urteil bekannt wurde. (Wir erfuhren es am gleichen Tag, natürlich inoffiziell, durch einige Wachtmeister, die der Vorfall im Wäldchen nachdenklich gemacht hatte und die sich seitdem merklich bestrebten, uns wie Menschen zu behandeln. Ja, einige von ihnen begannen sogar vorsichtig mit uns Politischen Gespräche anzuknüpfen.) Der Zuchthausdirektor, Regierungsrat Zeidler aus Neu-Ulm, Träger des goldenen Parteiabzeichens, erhielt dafür, daß er einen gefesselten Gefangenen systematisch und bewußt zum lebenslänglichen Krüppel und arbeitsunfähigen menschlichen Wrack hatte zusammenschlagen lassen, eine Gefängnisstrafe von sieben Monaten mit Bewährungsfrist. Wo er sich bewährt hat, habe ich nie erfahren. Vielleicht, wenn er, wie es im Märchen heißt, nicht gestorben ist, bewährt er sich heute noch oder heute wieder irgendwo in Deutschland. Der rechtsstaatlichen Gerechtigkeit jedenfalls war Genüge geschehen. Der Krüppel Wendler soll mit ein paar Mark Rente abgespeist worden sein. Ich bin am Ende meiner Geschichte. Nur eines bleibt noch nachzutragen, was mit dieser Geschichte zu tun hat und wohl nicht das unwichtigste ist: Karl bekam – und damit wir alle – durch einen der Bauarbeiter, die den Fall Wendler zur Anzeige gebracht hatten, Beziehung mit draußen, mit der illegalen Partei, und unter den freien Arbeitern an der Autobahnstrecke mehrten sich die, die nicht mehr die Augen und Ohren verschlossen und sich damit zufrieden gaben, daß sie ihre Arbeit und ihr Brot hatten.

Der Sportplatz

Ich fürchte, ich werde euch mit meiner Geschichte enttäuschen, begann der, der als zweiter an der Reihe war, ein älterer Behördenangestellter, der damals, ohne einer Partei anzugehören, Sympathisierender gewesen und für Beiträge, die er der Roten Hilfe gespendet hatte, eingesperrt worden war. Es handelt sich nämlich eigentlich gar nicht um eine Geschichte, sondern um eines jener ganz alltäglichen Erlebnisse, wie sie jeder von uns dutzendfach gehabt hat. Ich berichte davon nur, um zu zeigen, daß man sich, wenn man nur einig war, manchmal sogar im Lager durchsetzen konnte. Dabei war die Zusammensetzung in unserem Moirlager für gemeinsame Aktionen nicht gerade günstig: von den fünfzehnhundert Häftlingen waren etwa dreiviertel Kriminelle aller Art; die Politischen befanden sich also in der Minderheit. Aber ich glaube, es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß sie den Geist des Lagers bestimmten, daß sie zum mindesten bei entscheidenden Anlässen die Mehrzahl der Gefangenen mitrissen. Die Sache mit dem Sportplatz bewies das sehr anschaulich...

Eines Tages, als wir nach zwölfstündiger Moorarbeit todmüde und zerschlagen, hungrig und durstig ins Lager einrückten und sich jeder auf die braune, Kaffee genannte Brühe, den Topf voll Wassersuppe und die toten Stunden Schlaf auf der Strohmratze wie auf paradiesische Genüsse freute, hieß es noch vor der Umzäunung plötzlich: „Das Ganze halt!“ Und dann kam der Befehl, der uns alle erstarren ließ: „Marsch, marsch, zum Sportplatz!“ Und schon trieb uns die Meute der Wachmannschaften, die für diesen Zweck besonders verstärkt worden war, mit geschwungenem Knüppel wie eine Hammelherde an. Ja, wir waren alle überrascht, obwohl die Sache so ganz unerwartet nicht kam . . . Seht ihr, ich bin ein schlechter Erzähler, denn erst jetzt merke ich, daß ich gar nicht mit dem Anfang begonnen habe. Ich muß erst nachholen, wie alles dazu kam . . .

Schuld war der Stubenboß von Baracke IV, der widerlichste Vertreter dieser Kreaturen, die vom Lagerführer persönlich nach eingehender Prüfung auf solche Posten gesetzt wurden, um die Barackenbelegschaft zu tyrannisieren und für die Lagerleitung Spitzeldienste zu tun. Mit Emil Rinser, einem früheren Bademeister, der wegen eines schweren Sittlichkeitsdelikts saß, hatten sie in ihrem Sinn eine gute Wahl getroffen. Nicht nur, daß dieser bläßliche Kahlkopf mit dem Gesicht eines greisen Satyrs alles der Lagerleitung hinterbrachte, was bei uns gesprochen wurde, daß er jeden zur Anzeige brachte, der einen Zigarettenstummel rauchte, daß er wie kein anderer im Lager, die seiner Gewalt ausgelieferten Mitgefangenen mit Bettenbau schikanierte – er betrog uns auch regelmäßig zu seinen Gunsten und zu denen seiner zwei oder drei Handlanger in der Baracke bei der Ausgabe der Portionen für die kalte Abendverpflegung. Die Brotkanten waren bei ihm um eine Scheibe dünner, das Gewicht der Fettrationen entsprach nicht der Vorschrift und so fort. Unsere Beschwerden bei der Lagerführung waren ebenso erfolglos wie die Versuche, ihm ins Gewissen zu reden. Oben hatte er einen Stein im Brett, und man glaubte nur ihm; und was sein Gewissen betraf, so hatte er nicht die Spur davon; ebensogut hätte man auf einen Stein einreden können. Endlich beschlossen wir Politischen nicht nur der Baracke IV, sondern des ganzen Lagers, diesem Strolch einen Denkkettel zu geben. Ihr wißt, beim Barras nannten sie diese Art Selbsthilfe, die von den Vorgesetzten nicht nur geduldet, sondern manchmal sogar als angeblich kameradschaftlich und erzieherisch empfohlen wurde, den „Heiligen Geist“. Wir lehnten diese Methode im allgemeinen ab, weil wir unkameradschaftlichem Verhalten mit anderen Mitteln zu Leibe zu gehen gewohnt sind. Aber bei Emil Rinser schien uns eine Ausnahme am Platze als das einzige und letzte Mittel, diesem Strolch seine Betrügereien abzugewöhnen und ihn womöglich als Stubenboß loszuwerden. Kurz, die Sache wurde genau besprochen, und sie vollzog sich schnell, drastisch und reibungslos. Nach dem Abendappell, es war schon

dunkel, riß einer die Barackentür auf und rief: „Stubenälteste zur Schreibstube!“ Mit Vergnügen beobachteten wir wenigen Eingeweihten in der Stube den kriecherischen Übereifer und die Hast, mit der sich Rinser fertig machte, um, worin er seine Ehre setzte, möglichst als erster bei der Schreibstube anzukommen. Kaum war er hinausgefeht, empfingen ihn zwei Mann mit kräftigen Fäusten, hielten ihn fest, verabreichten ihm eine ausgiebige Tracht und waren verschwunden, ehe Rinser recht zum Bewußtsein kam. Als der Boß mit taumelnden Schritten die Baracke wieder betrat, glich er ungefähr einem Boxer, der von einem haushoch überlegenen Gegner nach wenigen Runden k. o. geschlagen worden ist. „Was ist denn mit dir los?“ fragten, die ihn zuerst erblickten, in ungeheucheltem Erstaunen, während wir Eingeweihten Verwunderung mehr oder weniger gut markierten. Rinser stammelte etwas davon, daß er in der Dunkelheit gegen einen Pfosten gerannt und dann mit dem Gesicht in den Kies gefallen sei und zog sich schleunigst in den Waschraum zurück. Die Geschichte mit dem Pfosten glaubte ihm nicht einmal der Dümme, aber es gab kaum einen in der Baracke, der ihm den rätselhaften Unfall nicht gönnte.

Wir wenigen in der Baracke, die um die Zusammenhänge Bescheid wußten, hielten die Angelegenheit für erledigt, das heißt, wir dachten, Rinser habe die richtige Lehre aus den Prügeln gezogen, denn sonst, so folgerten wir, hätte er nicht die Lüge mit dem Pfosten und dem angeblichen Sturz erfunden, sondern wäre sofort zum Kadi gerannt. Wir waren fast sicher, daß die nächste Ausgabe der Rationen korrekt vor sich gehen würde und warteten gespannt auf den folgenden Abend. Aber wir hatten die Hartnäckigkeit dieses Bur-schen unterschätzt und erlebten am nächsten Tag zwei Überraschungen. Die erste bestand darin, daß unser Stubenboß, der übrigens mit seinem geschwollenen Gesicht nicht gerade präsentabel aussah, sich beim Morgenappell vertreten ließ und sich anschließend ins Revier meldete. Auch gut – so waren wir ihn los, und sein Nachfolger, gewarnt, würde sich hüten, die betrügerischen Machinationen fortzusetzen. Aber, daß die Sache nicht so einfach abgetan war und es sich nicht um eine interne Angelegenheit der Baracke IV handelte, merkten an diesem Tag nicht nur wir, sondern alle Arbeitskommandos. Unter den Wachmannschaften und Arbeitsaufsehern herrschte uns gegenüber ausgesprochene Pogromstimmung. Sie brüllten, trieben uns schärfer an als sonst, drohten wegen jeder Kleinigkeit mit Meldung und ergingen sich in dunklen Andeutungen darüber, daß man „es uns schon zeigen“ würde und daß wir „unser blaues Wunder erleben“ würden. Noch vor dem Abendappell war durchgesichert, daß der Stubenboß Emil Rinser der Lagerleitung Meldung erstattet hatte über den auf ihn verübten Überfall. Wir alle kannten den Lagerleiter gut genug, um zu wissen, daß nun die Maschine nach bewährten Methoden bald auf vollen Touren laufen würde.

Hier muß ich einige Sätze über den Lagerleiter Bolz einschalten. Im allgemeinen gab es in den Moorklagern – ihr wißt es wohl selbst – zwei Typen von Lagerleitern, die man als die Uniformierten und als die Zivilisten bezeichnen kann. Die Uniformierten, meistens höhere SA-Führer, die man zur Bewährung auf diese Posten in der gottverlassenen Gegend gesetzt hatte, waren fast immer ebenso dumme wie brutale Landsknechtsnaturen, die jeden Gefangenen mit Du anredeten, die Justizwachtmeister und die ganze Justiz überhaupt aufs tiefste verachteten und es liebten, in jedem Fall eines Verstoßes gegen die Disziplin, ohne sich der Hilfe der Wachtmeister zu bedienen, selbst einzugreifen, und zwar meist in der Form, daß sie dem Delinquenten vor versammelter Mannschaft mit der Faust ins Gesicht schlugen oder mit dem Stiefel in den Bauch traten. Damit war der Fall, den sie nicht lange prüften, für sie erledigt, und es kam manchmal vor, daß sie dem Gefangenen, den sie heute geprügelt hatten, morgen lachend eine Zigarette als „Schmerzensgeld“ hinwarfen. Ihre bevorzugte und laut bei jedem Appell verkündete Devise hieß: „Streng aber gerecht“ oder „Wer sich benimmt wie ein Schwein, wird behandelt wie ein Schwein“. Obwohl diese Gesellen in Wirklichkeit zwar immer streng, aber niemals gerecht waren und obwohl sie grundsätzlich jeden wie ein Schwein behandelten, wurde dieser Typ des Lagerleiters von der überwiegenden Zahl der Kriminellen und auch von einigen Politischen den Zivilisten bei weitem vorgezogen. Ja, es gab selbst unter denen, die mit Faust oder Stiefel dieser Landsknechte Bekanntschaft gemacht hatten, nicht wenige, die geradezu eine Sympathie für solche Naturen hatten. Die Zivilisten – sie pflegten übrigens auch in Uniform aufzutreten, denn sie waren von der Überlegenheit der Uniform aufs tiefste überzeugt und verdeckten durch sie ihre Minderwertigkeitskomplexe gegenüber den „echten“ Uniformierten – waren Amtsmänner, Regierungsräte usw., Beamte des Strafvollzugsdienstes, die mit den SA-Führern meist eines gemeinsam hatten, daß sie nämlich auch als Strafversetzte auf Bewährung im Moor Dienst taten. Das machte sie als Vorgesetzte für uns bestimmt nicht erträglicher, wenn auch ihre Taktik sich von der der Uniformierten unterschied. Sie waren nicht für direkte und sofortige Aktionen. Das heißt nicht, daß unter ihrer Herrschaft nicht geprügelt wurde, sondern nur, daß es nicht öffentlich und nicht durch ihre eigenen Fäuste und Stiefel geschah, sondern in der Stille der Arrestzelle durch die Wachtmeister und mit dem Gummiknüppel. Was ihre sonstigen Strafmaßnahmen betraf, d. h. jene, die nicht gegen einen einzelnen Übeltäter gerichtet waren, so bestanden sie in Zermürbung mit legalen Mitteln des Strafvollzugs wie Sonder- und Sonntagsarbeit, Einkaufsentzug, Rauchverbot usw. Die Zivilisten waren im allgemeinen klüger als die Uniformierten – wozu freilich nicht viel gehörte –, ihre Maßnahmen waren wirksamer, und sie verstanden es besser, einen Keil zwi-

schen die Gefangenen zu treiben und vor allem die Kriminellen gegen die politische Minderheit auszuspielen. Der Zivilist Bolz war einer, der im Fall Emil Rinser den Hebel an dieser Stelle anzusetzen versuchte.

Beim Abendappell hielt er, der aussah wie ein biederer Mittelschullehrer, eine offensichtlich wohlvorbereitete Rede, in der er zunächst dem Lager Mitteilung machte von „einem geradezu himmelschreienden, an Meuterei grenzenden Fall von Disziplinwidrigkeit, bei der ein Stubenältester, der mein volles Vertrauen genießt, von einigen feigen Strolchen zusammengeschlagen“ worden sei. „Wer aber“, so fuhr er mit erhobener Stimme fort, und es war offensichtlich, daß ihm dieser Satz besonderes Vergnügen bereitere und genau vorbereitet worden war, „sich an einem von mir eingesetzten Chargierten vergeht, der vergeht sich an mir selbst. Dementsprechend sind die Maßnahmen, die ich treffen werde.“ Nach einer wirkungsvollen Pause nannte er sie: Sofortige Einkaufssperre, allgemeines Rauchverbot, jeden Abend direkt nach dem Einrücken Sportplatz und letzter Haarschnitt für die zur Entlassung Kommenden nicht acht Wochen, sondern vierzehn Tage vor dem Entlassungstermin... Wir lachen heute über diese kleinen Schikanen und finden sie bedeutungslos, wenn wir sie mit dem Mord an Hunderttausenden vergleichen, der einige Jahre später in den Lagern begann. Ein großer Teil von uns Politischen reagierte auch damals mit einem starken und verächtlichen inneren Lachen auf die List des Herrn Bolz. Aber daß dieser Zivilist kein ganz schlechter Psychologe war, bewies, daß er mit jeder seiner Anordnungen einen der wunden Punkte geschickt getroffen hatte: Einkaufssperre und Rauchverbot war für die Mehrzahl das Bitterste. Aber auch die scheinbar so lächerlich belanglose Maßnahme bezüglich des Haarschnitts war von großer Wichtigkeit, denn keiner wollte mit einem so gut wie kahl geschorenen Zuchthausschädel nach Hause kommen. Nur was die Drohung mit dem Sportplatz betraf, so übte sie beim überwiegenden Teil der Häftlinge zunächst keine besonders tiefe Wirkung aus, denn der Sportplatz war seit längerer Zeit nur als Fußballplatz für die Wachmannschaften benutzt worden. Aber die älteren Lagerinsassen wußten, daß gerade dies der teuflischste Punkt im Programm des Herrn Bolz war. Und zwei Tage später wußten es alle. Doch soweit waren wir noch nicht. Es war ja nicht die Absicht des Lagerleiters, uns nur körperlich zu schikanieren, sondern noch mehr kam es ihm darauf an, uns zu spalten, gegeneinander aufzuhetzen und so zu demoralisieren. Darum fuhr er, nachdem er seine Drohungen auf uns hatte wirken lassen, fort: „Ihr habt noch die Möglichkeit, die Scharte auszuwetzen, und ich gebe euch noch eine Chance – bis morgen abend. Wenn mir bis zu diesem Zeitpunkt die Täter und die intellektuellen Urheber dieser Schweinerei gemeldet werden, werde ich mich mit ihrer Bestrafung begnügen und von den angedrohten Maßnahmen gegen alle Insassen des Lagers absehen. Wenn

nicht, dann heißt es nach altem bewährten Prinzip: Alle für einen! Ich möchte es euch nicht wünschen, denn meine Maßnahmen werden mit unerbittlicher Strenge so lange fortgesetzt, bis ich die Übeltäter gefaßt habe. Ich werde sie fassen – aber es kann lange dauern. Also: die Sache liegt in eurer Hand. Übrigens braucht ihr die Meldung nicht persönlich abzugeben. Es genügt, wenn ihr sie schriftlich in den Briefkasten an der Schreibstube werft. So braucht keiner die Rache seiner Kameraden zu fürchten.“

Das letzte entsprach zwar völlig der schäbigen Mentalität des Herrn Bolz, aber vom psychologischen Standpunkt aus war es ein Fehler. Das begriffen wir sofort mit Genugtuung. Dadurch, daß der Lagerleiter die anonyme Anzeige empfahl, führte er einem möglichen Denunzianten zugleich das Gefährliche und das Verwerfliche seiner Handlungsweise deutlich vor Augen. Ich weiß – und die Unterhaltungen in der Baracke und auf der Lagerstraße, die ich mit anhörte, bewiesen es –, daß viele zwar nicht selbst zu Verrätern werden wollten, aber insgeheim oder ausgesprochen hofften, es werde sich vielleicht doch einer finden, der sie von der drohenden Strafe befreien würde, ohne daß sie ihr eigenes Gewissen damit belasten mußten. Ich wußte auch, daß sich diese feige und schäbige Hoffnung noch verstärken würde, sobald sich die Maßnahmen auswirkten. Wir waren zwar fünfzehnhundert Leidensgefährten, aber wir waren weit davon entfernt, eine wirkliche Gemeinschaft zu sein. Die freilich von uns, die in die Sache mit Emil Rinser eingeweiht waren, wußten zum Glück noch etwas anderes, das dem Bolz trotz all seiner Psychologie unbekannt war: Es würde weder eine anonyme noch eine namentliche Meldung geben, weil es gar keine geben konnte. Es gab nicht mehr als ein halbes Dutzend von uns, die Bescheid wußten, und ehe von denen einer den Mund auftat, würde das ganze Lager kopfstehen, einschließlich des Herrn Bolz.

Nun, am nächsten Abend vor dem Einrücken – es war, günstigerweise für die Absichten des Lagerleiters, ein Samstag – begann, wie ich schon berichtet habe, der Tanz. Bolz sah der Aktion von der Zuschauertribüne, die an der einen Seite des Platzes sich erhob, zu, bereit, anfeuernd einzugreifen, falls die Wachmannschaften uns nicht lebhaft genug mit Gummiknüppeln und Fußtritten bearbeiten sollten. Es war aber nicht notwendig, sie künstlich aufzustacheln: sie ließen ihre Wut und Erbitterung über die Tatsache, daß ihnen durch die Aktion dienstfreie Stunden, für manche ein ganzer dienstfreier Tag genommen war, an uns aus.

Soll ich diese zwei Stunden auf dem Sportplatz – zwei Stunden nach einem schweren zwölfstündigen Arbeitstag, mit Hunger im Bauch und brennendem Durst in der Kehle – mit allen Einzelheiten beschreiben? Es ist nicht notwendig, denn jeder von euch weiß, wie solche Dinge vor sich zu gehen pflegen. Und es ist auch gar nicht möglich, denn es spielten sich zu viel

widerwärtige, brutale, erniedrigende und beschämende Szenen ab, als daß man mit einiger Vollständigkeit von ihnen berichten könnte. Zuerst, als die Aktion noch einen, wenn man so sagen kann, organisierten Charakter trug, konnte man in unserem Tun so etwas wie eine sportliche Betätigung sehen. Jeder Wachmann übernahm eine Gruppe von Häftlingen, befahl Kniebeugen in vier Zeiten, Hinlegen, Aufspringen, Robben, Hüpfen mit gebeugten Knien, Laufschrift usw., rannte dabei mit wachsamen Augen wie ein gut dressierter Schäferhund an der rennenden, kriechenden, hüpfenden, stampfenden, keuchenden, stöhnenden Menschenherde entlang, um die mit Hieben und Tritten zu bearbeiten, die nicht schnell oder nicht eifrig genug seinen Befehlen nachkamen. Dann aber artete das Ganze mehr und mehr in eine chaotische, wahn-sinnige und wahllose Prügelei aus, wobei es keine Gruppen mehr und statt Befehlen nur noch ein allgemeines heiseres Gebrüll und wüstes Geschimpf gab. Dem, der unbeteiligt aus der Entfernung das Treiben der fünfzehn-hundert Mann und ihrer Peiniger auf dem Sportplatz beobachtete, mußte sich ein apokalyptisches Bild bieten. Die gehetzten und immer mehr zum Umfallen erschöpften Menschen in ihren schweren, bis zu den Knien reichen-den Moorstiefeln, die jede Bewegung erschwerten und jeden Schritt zu einer Qual machten, torkelten und stolperten, einander behindernd und um-rennend wie eine von Panik ergriffene Büffelherde über das Feld hin, wäh-rend die Schläge auf sie niederprasselten und wohlgezielte, wuchtige Fuß-tritte die umwarfen, die sich nicht vorsahen. Der in dichten Wolken auf-wirbelnde Staub vermengte sich mit dem Schweiß, der in Bächen von un-seren Gesichtern herunterrann, verklebte die Augen und machte uns fast blind. Manche rissen sich die Moorstiefel von den Beinen, weil sie sich mit ihrem Gewicht an den Füßen nicht mehr bewegen konnten und rannten, da sich die Fußlappen bald lösten, barfuß und schließlich mit blutenden Füßen über das Gelände. Manche, die sich die Knöchel verstaucht hatten oder am Ende ihrer Kräfte waren, warfen sich einfach auf den Boden, winselten und wimmerten wie todwunde geprügelte Hunde und ließen Tritte und Schläge auf sich niederprasseln fast ohne Bewegung und Regung, wobei sie nur be-strebt waren, den Kopf mit den Händen vor den Nagelstiefeln der Wach-männer zu schützen. Dies war für uns, die wir aushielten und mit zusammen-gebißenen Zähnen eher bereit waren, tot umzufallen, statt Schwäche und Mutlosigkeit zu zeigen und diesen Hunden den Triumph zu gönnen, daß sie uns überwunden hatten, der erniedrigendste und widerwärtigste Anblick: Mithäftlinge zu sehen, die aufgaben und um Gnade winselten. Wir ver-suchten sie hochzureißen und, wenn wir merkten, daß sie wirklich am Ende ihrer Kräfte waren, in unsere Mitte zu nehmen, mitzuschleppen und vor den Zugriffen der Wachmannschaften zu schützen.

Ihr denkt vielleicht, ich übertreibe oder sähe die Dinge heute in einem

helleren Licht, wenn ich euch sage, daß wir, der Kern der Politischen, je länger das ekelhafte Pogrom dauerte, desto stärker und widerstandsfähiger uns fühlten . . . Nein, ihr wißt, daß ich nicht übertreibe und nichts beschönige oder verkläre, denn jeder von euch hat bei irgendeiner Gelegenheit damals Ähnliches empfunden: diese trotzige, wunderbare innere Kraft und Überlegenheit, die einen alles ertragen läßt in dem Bewußtsein, daß der Gegner, der Feind, allen äußeren Machtmitteln zum Trotz der Schwächere, der Erbärmliche, Unterlegene ist. Wir zwangen uns dazu, zu lachen, Witze zu machen, während wir über das Feld taumelten und krochen und hüpfen, äußerlich kaum mehr menschlichen Wesen ähnlich, innerlich hundertmal mehr Mensch und uns unserer Würde mehr bewußt als die ganze Meute der Schläger, als dieser Herr Bolz auf der Tribüne, der seinen perversen Spaß an dem Schauspiel hatte.

Ich will nicht von mir selbst reden oder doch nur das wenige, das nötig ist, um euch zu zeigen, wie mich das Erlebnis stärker machte. Es gab einige kritische Augenblicke, in denen ich glaubte, am Ende meiner Kräfte zu sein und aufgeben wollte. Es wurde mir schwarz vor den Augen, meine Knie wankten, und ich war versucht, es manchen anderen nachzutun und mich auf den Boden zu werfen – mochte geschehen, was wollte. Aber gerade in diesen Augenblicken begegnete ich den Blicken einiger Genossen, die neben mir herstampften und keuchten, ich sah das aufmunternde Lächeln aus einem schweißüberströmten, verdreckten Gesicht und vernahm einen Fluch oder ein Witzwort aus zusammengepreßten Lippen: „Immer munter, auch dieser Tag hat ein Ende“ oder „Uns kriegen diese Strolche nicht unter“ oder „An uns beißen sie sich die Zähne aus“ – und ich riß mich wieder hoch und wankte weiter . . . Wißt ihr, ich war, als ich damals meine Groschen für die Rote Hilfe gab, kein überzeugter Kommunist, höchstens ein Sympathisierender, der die Nazis haßte. Ich war es auch noch nicht, als man mich einsperrte. Ich bin es erst auf dem Sportplatz und gleich danach geworden. Damals, als ich sah, daß ihr nicht nur reden konntet, sondern in jeder Minute ein Beispiel gabt und euren Mann standet, begriff ich, daß ich zu euch gehörte. Und ich glaube, daß es mir nicht allein so gegangen ist . . .

Als der Herr Bolz durch einen Pfiff von der Tribüne schließlich die Aktion abbrach und wir – der Sportplatz war übersät mit Holzschuhen, Moorstiefeln und verdreckten Fußlappen – ins Lager wankten, humpelten, hinkten, stolperten, war die erste Prüfung bestanden. Aber vielleicht nicht die schwerste. Der nächste Tag war ein Sonntag, und der Lagerleiter hatte zum Schluß höhnisch verkündet: „Fortsetzung folgt morgen Punkt neun Uhr für Baracke I bis VIII und für Baracke IX bis XIV am Sonntag nachmittag.“ Die meisten vernahmen es mit Grauen und dachten: Alles, nur nicht noch einmal diese Hölle! Die Zahl derer, die ihre schäbige Hoffnung auf eine gewisse anonyme

Meldung im Briefkasten bei der Schreibstube setzten, nahm zu. Und es wuchs die Gefahr der Demoralisierung, der Spaltung und Zersetzung der Belegschaft, mit der der Herr Bolz rechnete. Der politische Kopf des Lagers, zu dem ich als ein Vertrauensmann der Baracke IV gehörte, traf seine Vorbereitungen, damit die Rechnung des Bolz nicht aufging.

Was zuerst nach dem Einrücken und dem fast bewußtlosen Hinunterschlingen des verspäteten Abendessens geschah und viele der Lagerinsassen vielleicht nicht weniger verblüffte als den Lagerleiter selbst, war, daß in allen Baracken, zuerst zaghaft, dann immer lauter und allgemeiner, Gesang ertönte. Ja, wir sangen, erschöpft bis zum Umfallen, zerschlagen und doch nicht zerschlagen, unsere alten und neu gedichteten Moorlieder, einer wuchs an dem anderen. Auch die, die zuerst stumm geblieben, ja Ruhe verlangt hatten, öffneten schließlich die Lippen und wurden von dem Gesang wie von einer mächtigen Strömung mitgerissen. Und bald war das gesamte Lager von einer einzigen gewaltigen Welle des Gesangs erfüllt. Die erste Runde war für uns ausgegangen. Der Herr Bolz, der in der Erwartung, fünfzehnhundert Männer vorzufinden, deren Wille nach den Worten des Spruchbandes über dem Lagertor hier gebrochen werden sollte, einen Rundgang unternahm, geriet außer sich. In seiner Wut ging er von seinem Prinzip, alles die Wachmannschaften tun zu lassen, diesmal ab, riß die Barackentüren auf und brüllte: „Sofort aufhören mit der Singerei!“ Aber kaum hatte er eine Baracke verlassen, um in die nächste zu stürzen, ertönte unser Gesang aufs neue. Er rief nach den Wachmannschaften – aber auch hier erlebte er eine Enttäuschung: die meisten von ihnen hatten sich nach den höchst unwillkommenen „Überstunden“, die ihnen der Lagerleiter ausgerechnet am Samstagabend verschafft hatte, in ihre Wohnbaracken zurückgezogen, und die, die Dienst taten, bewiesen einen weit geringeren Schwung als auf dem Sportplatz. „Los, seid nun endlich ruhig, sonst wird der Alte noch verrückt“, sagten sie lahm und respektlos, wenn sie in die Baracken kamen; und einige gingen sogar so weit, mit der Spur eines Lächelns einen Vorschlag zur Güte zu machen: „Singt wenigstens nicht so laut!“ Ja, der schlaue Psychologe hatte sich verrechnet: statt uns zu spalten, hatte er einen Keil zwischen sich selbst und die Wachmannschaften getrieben.

Das wurde am nächsten Morgen noch deutlicher. Die Situation für uns war kritisch, das wußten wir. Bei vielen war die Kampf Stimmung des vorigen Abends, in die sie zu ihrem eigenen Erstaunen mit hineingerissen worden waren, verflogen; und bei der Aussicht, daß der Tanz an diesem Sonntag von neuem beginnen würde, machte sich eine ziemlich verbreitete Depression bemerkbar, um so mehr, als die Aktion diesmal in zwei Gruppen stattfinden und so den Wachmannschaften die Möglichkeit gegeben würde, mit doppelter Stärke auf die Häftlinge einzuprügeln. Aber wir arbeiteten geschickt, um die

Moral zu festigen. In jeder Baracke steiften einige von uns den Mithäftlingen den Rücken. Nur durch unseren Gleichmut könnten wir verhindern, so versuchten wir ihnen zu beweisen, daß der Lagerleiter die Sportplatzaktion, wie er angedroht hatte, auf unbestimmte Zeit fortsetzen würde. Wir hatten einen doppelten Erfolg: Der erlahmende Mut wuchs, und die Wachmänner zeigten sich an diesem zweiten Tag weit weniger rabiat als am Vorabend. Der Sportplatz begann viel von seinem Schrecken zu verlieren. Als die erste Gruppe, zu der ich gehörte, um 9 Uhr ausrückte, stimmten wir laut schallend unsere Lieder an. Die Wachmänner sagten nichts, auf dem Gesicht des einen und anderen entdeckte man sogar ein halb verstecktes Schmunzeln, und der Lagerleiter, wenn er auch wohl von seiner Behausung aus unseren Gesang vernahm, ließ sich jedenfalls an diesem Tag nicht blicken. Obwohl wir unsere Muskeln spürten und obwohl manche wie Invaliden daherhinkten, empfanden wir diesmal das Ganze fast wie einen Spaziergang. Und wir sangen auch beim Rückmarsch, wir sangen auch in den Baracken . . . Es wurde wohl niemals in unserem Lager soviel gesungen wie an diesem Sonntag, der nach dem Willen des Herrn Bolz ein schwarzer Sonntag hatte sein sollen. So war auch die zweite Runde zu unseren Gunsten verlaufen. Auch die Müden, Skeptischen, Weichen begannen zu fühlen, daß wir, wenn man bei unserer Lage überhaupt so sagen konnte, von der Verteidigung zum Gegenangriff übergegangen waren.

Nachdem sich unsere Voraussage als richtig erwiesen hatte, gewann unsere Stimme auch bei denen Vertrauen und Gewicht, die nicht zu uns gehörten und die uns sogar feindlich gegenübergestanden hatten, weil sie sagten, wir allein hätten ihnen die ganze Geschichte eingebracht. So konnten wir den Widerstand auf unsere Weise organisieren, einen Widerstand, der sich freilich, um nicht Selbstmord zu sein, in bestimmten engen Grenzen halten mußte. Wir brauchten Bundesgenossen, wenn auch unfreiwillige. Der wichtigste dieser Bundesgenossen war der Arzt, ein weniger brutaler als zynischer und fauler SA-Mann, der vor allem eines wollte: seine Ruhe und keine Scherereien. Nun, seine Ruhe hatte er jedenfalls am Montagmorgen, als die Vormeldungen zum Revier erfolgten, nicht. Noch niemals war die Schlange vor der Krankenstube so groß gewesen wie an diesem Tag vor dem Ausrücken. Dafür hatten nicht nur die Gummiknäppel und Nagelschuhe der Wachmannschaften gesorgt, sondern auch wir. Einer der Genossen unter den Gefangenen, der im Zivilberuf Arzt war, hatte am Sonntagabend in jeder Baracke die schwersten Fälle von Mißhandlung untersucht, jedem einzelnen seine Ratschläge gegeben und bestimmt, wer sich am Montag zum Lagerarzt melden sollte. Es gab Prellungen, Verstauchungen, gesplitterte und gebrochene Knöchel, und man konnte im Revier die, die sich meldeten, nicht einfach als Meuterer und Simulanten mit einem Fußtritt hinauswerfen. So

waren die Kommandos, die zur Arbeit ausrückten, stark dezimiert, und der Lagerarzt hatte zu seinem Ärger einiges zu tun und konnte nicht wie üblich nur Rhizinus verschreiben oder die Häftlinge davonjagen. Da er zudem mit dem Herrn Bolz nicht gerade zum besten stand, richtete sich sein temperamentvoll ausgesprochener Zorn zu einem erheblichen Teil gegen die „blödsinnigen Methoden dieses Zivilisten und Paragrafenhengstes“. Er erklärte sogar, er wolle ein kräftiges Wörtlein mit Herrn Bolz reden, „nicht etwa aus Mitleid mit euch Strolchen, die keine andere Behandlung verdienen, sondern weil die Arbeitskraft der Gefangenen mutwillig herabgesetzt wird. Und das grenzt“, so äußerte er sich zum Sanitätswachtmeister, „bedenklich nahe an Sabotage.“ So konnten wir unsere Peiniger gegeneinander ausspielen.

Wir taten es nicht nur in der Revierstube, sondern auch – wir hatten auch dies durch mündliche Propaganda am Sonntagabend vorbereitet – bei den Arbeitskommandos. Wir hatten auf allen Arbeitsplätzen unsere Vertrauensleute, die die Parole „langsam arbeiten“ ausgaben. Sie wurde von fast allen befolgt, und wer aus der Reihe zu tanzen versuchte, weil er sich bei den Arbeitsaufsehern anschmieren wollte, der wurde von den Kameraden mehr oder weniger drastisch zur Ordnung gerufen. Die Arbeitsaufseher, in ihrer überwiegenden Mehrheit üble Burschen, wurden wütend und dann nervös, als sie sahen, daß die Arbeitsleistung weit hinter dem normalen Maß zurückblieb und das Tagespensum trotz aller Antreiberei nicht erfüllt wurde. Sie drohten mit Meldungen, aber sie richteten damit nicht viel aus: Sie hätten fast die gesamten Kommandos zur Meldung bringen müssen. Sie brüllten und rannten von einem zum andern, aber es wurde ihnen überall die gleiche vorher verabredete Auskunft zuteil: „Wir können nicht arbeiten wie sonst, wir waren am Samstag und am Sonntag auf dem Sportplatz.“ Nun, die Arbeitsaufseher, die für die Erfüllung des Pensums verantwortlich waren, standen ihrerseits wieder unter Druck und fürchteten um ihre angenehmen Posten. Das wußten wir, und wir wußten auch, daß sich ihr Zorn wie der des Lagerarztes gegen den Herrn Bolz und seine Methoden richtete. Am Abend jedenfalls, der mit einem halben Tagespensum endete, liefen – es sickerte später gerüchtweise durch – zwei Meldungen bei der Herrn Bolz vorgesetzten Stelle ein, freilich nicht über die Häftlinge, sondern gegen den schlaun Psychologen selbst. Die eine, recht scharf und schneidig formuliert, kam vom Lagerarzt, die andere, bescheidener, aber deutlich und durch Tatsachen untermauert, von den Arbeitsaufsehern. Als wir einrückten, blieb der erwartete Befehl „Marsch, marsch, zum Sportplatz!“ aus. Auch in der folgenden Zeit war vom Sportplatz nicht mehr die Rede. Daß eine gewisse anonyme Meldung nicht in den Briefkasten an der Schreibstube fiel, brauche ich nicht zu erwähnen ...

Das ist meine ganz alltägliche Geschichte. Für mich war sie allerdings

nicht so alltäglich, denn durch sie wurde das Band zwischen mir, dem Mitläufer, und den Genossen enger und unzerreißbar geknüpft. Der Sportplatz und unser Gesang und unser kleiner bescheidener Sieg über eine Übermacht hat mich erst endgültig davon überzeugt, daß wir die Stärkeren waren und daß uns eines damals noch fern erscheinenden Tages auch der größere und endgültige Sieg gelingen würde.

Die Menschenfischer

Nach der Erzählung vom Sportplatz gab es eine kurze Unterbrechung. Man konnte sich in der Runde nicht gleich einig werden, wer als nächster sprechen sollte. Dann meldete sich Karl zum Wort, Metallarbeiter und heute Leiter eines großen volkseigenen Betriebes, ein alter Kommunist seit den Zeiten des Spartakusbundes.

Ihr wißt, begann er, daß ich anfangs gegen den Plan war, jeder solle eine Geschichte erzählen. Und vielleicht kommt es euch merkwürdig vor, daß gerade ich jetzt diesen Plan verteidige und seine Durchführung für eine gute, nützliche Sache halte. Ich hatte Bedenken, weil ich befürchtete, dieser Abend würde – verzeiht mir – in eine Märchenerzählerei ausarten, bei der die Wahrheit und die Wirklichkeit trotz aller ehrlichen Absicht verzerrt, entstellt und nach dem Gesichtspunkt des Wünschenswerten korrigiert werden würden. Ein wenig so, wie an den Stammtischen, wenn alte Kriegskameraden sich gegenseitig etwas über ihre angeblichen Heldentaten vorflunkern. Aber die beiden Genossen, die bisher erzählten, bewiesen mir, daß ich unrecht hatte. Ich glaube, sie haben ihre Sache richtig angepackt. Nehmt zum Beispiel den Bericht, den wir eben gehört haben. Natürlich hat jeder von uns Ähnliches dutzendfach erlebt. Aber war die Geschichte darum unwichtig? Im Gegenteil! Das, was der Genosse da erzählt hat, ist ein Musterbeispiel dafür, wie man den politischen Kampf führen muß und auch unter so ungünstigen Umständen wie im Lager führen konnte. Es zeigte – ihr werdet es alle gemerkt haben –, wie man geschickt die Gegensätze im feindlichen Lager ausnützen, die Gegner gegeneinander ausspielen kann, und mit welchen Mitteln es gelingt, auch die Unentschiedenen und Beiseitestehenden mitzureißen. Unser Genosse hat selbst bekannt, daß er aus diesem Kampf, den sie damals im Lager führten, gelernt hat, daß er ein Stück vorwärtsgekommen ist und andere auch. Auch heute können wir alle ein gutes Stück vorwärtskommen, wenn wir uns der Erfahrungen, die wir damals gemacht haben, erinnern, aus ihnen lernen und sie in unserer Praxis anwenden ... Als ich im Lager war, meinte einmal einer von uns, halb im Scherz, die Zuchthäuser seien eigentlich so etwas wie Hochschulen für die Genossen, und unsere Gegner handelten sehr dumm und kurzsichtig, indem sie uns die Möglichkeit gaben,

diese Hochschulen zu besuchen, mit anderen Genossen legal zusammenzukommen, Erfahrungen auszutauschen, zu wachsen und außerdem noch andere zu beeinflussen. Der das sagte, hatte natürlich recht...

Und da ich nun schon einmal das Wort genommen habe, möchte ich gleich als dritter von einigen Erlebnissen berichten, ohne mich dafür zu entschuldigen, daß es keine Geschichte ist, was ich euch zu erzählen habe. Ich habe in fast zwölf Jahren die verschiedensten Untersuchungsgefängnisse, Polizeistationen, Zuchthäuser und Lager kennengelernt und entsprechend viele Mithäftlinge aller Art, Wachtmeister, Aufseher, Verwalter, Inspektoren, Direktoren. Aber ich habe mit kaum einem von ihnen gesprochen, ohne daß ich meine Menschenenerfahrung und meine politischen Kenntnisse erweitert oder etwas zur Umerziehung des andern beigetragen habe. Selbstverständlich ist es auch vielen anderen Genossen so gegangen. Wir waren wie ein Ferment, das die Gehirne und Seelen der Menschen in Gärung versetzte. Wir waren immer die Stärkeren, weil wir die Bewußteren waren und die richtige Idee besaßen. Das Wissen freilich um diese Richtigkeit genügt nicht, wenn man andere nicht überzeugen kann. Und das ist nicht immer einfach, das wißt ihr so gut wie ich. Da sprach zum Beispiel neulich ein guter, eifriger und theoretisch beschlagener Genosse aus unserem Betrieb in einer Versammlung, die sich in der Hauptsache aus Kleinbürgern zusammensetzte. Er erklärte ihnen die Mehrwertslehre, sprach vom Klassenkampf und versuchte seinen Hörern klarzumachen, was der dialektische Materialismus ist. Für einen Lehrgang junger Gewerkschafter wäre es genau das Richtige gewesen, aber hier war es ein voller Mißerfolg. Die Leute wurden nicht warm, nicht eine einzige Frage wurde gestellt. Ich glaube, alle Beteiligten waren froh, als die Versammlung zu Ende war – auch der Genosse. Als wir zusammen nach Hause gingen, meinte er mit einer wegwerfenden Handbewegung und in resigniertem Ton: „Schade um Zeit und Mühe! Es lohnt sich nicht, es sind eben hoffnungslose Kleinbürger.“ Er war sonst keiner von denen, die die Flinte so leicht ins Korn werfen und auch keiner, der die Schuld immer nur bei den anderen suchte. Als ich ihn fragte, ob er während der zwölf Jahre eingesperrt gewesen sei, verneinte er, verblüfft und offensichtlich etwas ärgerlich auf mich, weil er meinte, ich wolle ihn herabsetzen. „Ich weiß wirklich nicht, was deine Frage mit dem mißglückten Abend zu tun hat. Meinst du vielleicht, denen hätten meine Worte mehr Eindruck gemacht, wenn ich ihnen gesagt hätte, ich hätte fünf Jahre im Zuchthaus oder im Lager gesessen?!“ – „Nein, wahrscheinlich nicht – aber du hättest anders mit ihnen gesprochen, und du würdest jetzt auch nicht so leichtsinnig sagen, es lohne sich nicht.“ Damit komme ich wieder zu unseren Erlebnissen während der Haftzeit und zu dem Wert und Nutzen, den sie hatten und heute noch haben. Wir haben nämlich zweierlei gelernt, was leider manche von

unseren Genossen, die diese Schule nicht durchmachen mußten, zuwenig oder gar nicht berücksichtigen: Einmal, daß es auf jeden ankommt, daß es sich lohnt, um jeden einzelnen zu ringen, und zum andern, daß wir nicht nur Wissen und Überzeugungskraft besitzen müssen, sondern Menschenkenntnis und die Fähigkeit, uns in Menschen ganz verschiedener Art hineinzuversetzen, ich möchte sagen, in sie hineinzukriechen. Man kann nicht mit jedem Revolution machen, man kann auch nicht aus jedem einen Genossen machen – das zu glauben wäre Unsinn und Illusion. Aber man kann jeden, der nicht ganz stumpf ist, zum Nachdenken zwingen, ihn zum Verbündeten für eine bestimmte Etappe gewinnen, ihn dazu bringen, daß er wenigstens ein Stück Wegs mit uns gemeinsam geht oder zum mindesten sich uns nicht in den Weg stellt. Wer das nicht versteht, schließt sich ab, wird überheblich und zum Sektierer...

Karl machte eine kleine Pause. Er lächelte, und auch die Runde der Zuhörer lächelte, als er sagte: Entschuldigt, nun bin ich im besten Zug, euch ein Referat zu halten und gegen unsere Abmachung zu verstoßen, daß wir von unseren Hafterlebnissen berichten sollen. Unser Schriftsteller wird es tadeln, aber es ist nun einmal geschehen: Ich habe euch die Moral von der Geschichte vorgesetzt, ehe ich euch diese Geschichte selbst erzählt habe. Die erste Begegnung hatte ich mit einer Gruppe von Mitgefangenen, von denen jener Genosse, über den ich sprach, wohl behauptet hätte, es lohne sich nicht mit ihnen, es gäbe keine Brücke, keine Gemeinsamkeit zwischen ihnen und uns. Wir saßen damals zu zehnt in einer engen, für höchstens drei Mann berechneten Zelle im Polizeipräsidium. Wir waren nur zwei Genossen unter Kriminellen der verschiedensten Art und einigen schnell kommenden und gehenden Zufallshäftlingen, Vagabunden, Taschendieben, Devisenschiebern. Es war vielleicht die niederdrückendste und stumpfsinnigste Zeit meiner ganzen Haftjahre. Bücher und Zeitungen gab es nicht, unsere einzige Lektüre waren zu Klosettpapier zurechtgeschnittene Zeitungen. Diese Zeitungen waren nicht nur alt, sondern stammten offensichtlich aus einem Blatt für Rennsport, so daß wir daraus nichts anderes entnehmen konnten als Namen von Pferden und Berichte von Rennen. Die verlogenen Berichte eines ehemaligen Herrschaftsdieners, der zehntausend Mark gestohlen und sich damit ein gutes Leben in den großen Badeorten gemacht hatte, ödeten uns ebenso an wie die Abenteuer, von denen ein Heiratsschwindler großsprecherisch erzählte, und die farben- und wortreichen Schilderungen, die ein Devisenschieber von seinem luxuriösen Heim gab. Wir, der Genosse und ich, kannten jedes Erlebnis, jeden Satz, jedes Wort auswendig bis zum Überdruß, und alle Versuche, das Gespräch auf andere Dinge zu bringen, scheiterten. Die Mithäftlinge wollten davon nichts wissen, wir waren Fremdlinge unter ihnen und saßen auf dem trockenen wie nie vorher und später. Da

wurde eines Sonntagabends eine Gruppe von vier jungen protestantischen Pfarrern oder Vikaren – ich weiß das nicht so genau – eingeliefert, zu denen am anderen Tag ein weißbärtiger älterer Herr hinzukam, gleichfalls ein Pfarrer. Es war nun fast unerträglich in der vorher schon überfüllten Zelle; zudem war es Juni, die Hitze und der Gestank im Raum ermöglichten kaum das Atmen. Aber ich kann mich nicht erinnern, daß der Genosse und ich in den fast drei Monaten, die wir in diesem Verließ des Polizeipräsidiums zugebracht haben, je so lebhaft, zuversichtlich und fast fröhlich gewesen wären wie in den leider nur drei Tagen, die die Pfarrer in unserer Zelle zubrachten. Mein Genosse hatte sowenig wie ich je zuvor mit einem Pfarrer gesprochen oder sich mit religiösen Fragen ernsthaft auseinandergesetzt. Das war eine für uns abgetane Welt gewesen. Und ebenso hatte keiner von diesen fünf Pfarrern bis zu diesem Tag mit einem Kommunisten diskutiert; von unseren Anschauungen und von uns selbst hatten sie nur sehr vage und natürlich verzerrte Vorstellungen. Die Kriminellen, die sich schon darauf freuten, einen Mordsspaß zu haben, erzählten den Neueingelieferten in der ersten Viertelstunde, daß wir Kommunisten wären. Sie kamen nicht auf ihre Kosten. Die Pfarrer blickten uns zwar wie Wundertiere an, aber sie schüttelten uns die Hand und brachen in fröhliches Lachen aus, als wir ihnen sagten, die Verblüffung sei mehr auf unserer Seite, denn ein Kommunist in einem Nazigefängnis sei immerhin eine alltäglichere Erscheinung als gleich fünf Pfarrer auf einmal. „Oh, wir sind nicht die einzigen“, erklärte der eine von ihnen, der offenbar ihr Wortführer war, mit sichtlichem Stolz. „Mit uns gemeinsam wurden noch fünfundzwanzig Brüder eingeliefert!“ Sie gehörten sämtlich der sogenannten Bekennenden Kirche an, hatten nach einem Gottesdienst vor der Kirche eine Art Demonstration veranstaltet, wobei sie das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen hatten und waren gleich darauf von einem Überfallkommando festgenommen, auf Lastwagen geladen und ins Präsidium gebracht worden. Obwohl keiner von ihnen vorher ein Gefängnis von innen gesehen hatte, waren sie unverzagt, mutig und fast fröhlich, und nach einer halben Stunde war zwischen ihnen und uns eine Disputation im Gange, wie sie wohl draußen weder vorher noch später jemals stattgefunden hat. Und diese Disputation lohnte sich. Wir wußten so gut wie sie, daß wir uns einander über manche Grundfragen des Lebens nicht einigen konnten, aber wir gewannen einander Achtung ab, mehr, wir entdeckten manche Gemeinsamkeiten, von denen die stärkste und ausschlaggebende unser Haß gegen das faschistische System war. Und wir fühlten uns, ohne unsere gegensätzlichen Anschauungen zu verschweigen und zu verschleiern, als echte Bundesgenossen. Gleich uns besaßen sie das, was sie stark und widerstandsfähig machte, nämlich eine feste Überzeugung und die Bereitschaft, für sie zu kämpfen und Opfer auf sich zu nehmen. Sie gestanden

uns, daß sie sich uns ganz anders vorgestellt hätten, und das gleiche gaben wir ihnen gegenüber zu. Der alte weißhaarige Herr, der mit der Demonstration nichts zu tun hatte und nur durch einen Zufall fast gleichzeitig mit den jungen Vikaren eingeliefert worden war, zeigte sich als der Mutigste und Lebendigste von ihnen, hatte mit seinen aufrechten Predigten den Unwillen und Zorn der Nazis erregt. Da er in seiner Gemeinde und darüber hinaus bei einem beträchtlichen Teil der Bevölkerung große Beliebtheit genoß, hatte man zunächst von einer Verhaftung Abstand genommen und ihn nur verwahrt und mit Ausweisung aus dem Bezirk gedroht, wenn er sich nicht mäßige. Der alte Herr, obwohl er eine kinderreiche Familie besaß, hatte sich nicht gemäßigt. „Ich habe das Wort Gottes gepredigt, und davon lasse ich nicht ab bis an mein selig Ende“, sagte er. Da hatte man ihn aufgefordert, innerhalb drei Stunden den Regierungsbezirk zu verlassen. Als er sich weigerte, hatte man ihn verhaftet. „Machen Sie sich keine Sorgen?“ fragte ich ihn, nachdem er seine Geschichte berichtet hatte. „Sorgen?“ fragte er, und es zuckte um seine buschigen Augenbrauen. „Um meine Familie wird sich die Gemeinde kümmern, die lassen sie nicht im Stich. Und um mich selbst ist mir nicht bange. Was kann man mir anhaben? Man kann mich in ein Lager sperren, wie man mich und meine Brüder in diese Zelle gesperrt hat, aber meinen Glauben kann man mir nicht verbieten und erschüttern. Unser Martin Luther hat gesagt: ‚Der altböse Feind, wie ernst er’s auch meint, tut er uns doch nichts. Das macht, er ist gerichtet. Ein Wörtlein kann ihn fällen.‘“ Er blickte dabei uns und seine Glaubensbrüder mit fröhlichen blauen Augen an. Seht ihr, ich habe diesen Mann nicht vergessen. Aus den Augen und Worten von vielen Genossen habe ich in hundert Fällen unerschütterliche Zuversicht als etwas Selbstverständliches vernommen, aber bei diesem alten Mann freute sie mich besonders. Meinem Genossen ging es ebenso. Ich wollte ihm irgend etwas Ermutigendes sagen, obwohl ich wußte, daß es nicht nötig war. „Wissen Sie“, fragte ich ihn, „daß Friedrich Engels das Lied ‚Ein feste Burg ist unser Gott‘ die Marseillaise der Reformation genannt hat?“ Er sah mich überrascht an! „Nein, das wußte ich nicht. Aber ich habe hier eines erfahren – und das macht den Aufenthalt an diesem Ort zu einem Gewinn für mich –, daß ihr feine Kerle seid.“ Als er und seine Glaubensbrüder nach zwei Tagen geholt wurden – wir erfuhren sowenig wie sie, ob in die Freiheit oder ins Lager –, verabschiedeten wir uns herzlich voneinander wie alte Freunde. An der Zellentür drehte sich der alte Herr noch einmal um und rief, während der Wachtmeister mißtrauisch und voll maßloser Verwundung glotzte: „Nur Mut, Kameraden! Wir verzagen nicht!“ Ja, das war die Begegnung mit den Pfarrern. Der Genosse, von dem ich sprach und manche andere Genossen bei uns hätten die Schultern gezuckt und gemeint: „Es hat sich nicht gelohnt.“ Nun, ich kann euch versichern, daß es sich wohl gelohnt

hat. Für uns, denn wir erfuhren, daß es aufrechte Gesinnung auch bei anderen gibt und lernten sie achten; für die Pfarrer, weil man sie in Zukunft nicht mehr mit dem Schreckpopanz von den teuflischen Kommunisten würde verwirren können ...

Während ich in Untersuchungshaft saß, wurde eines Tages zu ungewohnter Zeit die Tür aufgeschlossen, und der Wachtmeister ließ einen jüngeren Mann – er mochte höchstens 25 sein – herein, den ich im ersten Augenblick für einen Mithäftling hielt, bis er sich, schnell bestrebt, den möglichen Irrtum aufzuklären, als Referendar oder Assessor – ich weiß es nicht mehr genau – vorstellte, der gegenwärtig dabei sei, den Strafvollzug zu studieren. Er trug das Parteiabzeichen auf dem Rockaufschlag und gehörte zu jenen, die eines Tages, wenn es bis dahin noch ein „Drittes Reich“ geben sollte, als Staatsanwälte über uns zu Gericht sitzen würden. Er maß mich mit einer Mischung aus Neugier und Unbehagen, so etwa, wie ein Zoobesucher ein riesiges Raubtier mustert bei dem Gedanken, daß es vielleicht seine Gitterstäbe zerbrechen könne. Und zwischen ihm und mir gab es nicht einmal Gitterstäbe. Ich lächelte unwillkürlich, und auch über seine Züge glitt ein etwas krampfhaft forsches Lächeln, mit dem er seine Verlegenheit zu verdecken suchte, die so gar nicht zu seinem künftigen Beruf paßte. Nun, er war noch ein Küken, und die Forschheit würde er früh genug lernen. Vorerst besaß er sie noch nicht. „Ich möchte mich gern ein wenig mit Ihnen unterhalten“, brachte er schließlich hervor, bestrebt, im leichten Konversationston zu sprechen. Und wohl um die Gemütlichkeit, Zwanglosigkeit und zivile Art unserer Unterhaltung zu unterstreichen, sah er sich nach einer Sitzgelegenheit um. Ich deutete auf einen Hocker, auf den er sich nach einigem Zögern niederließ, während ich selbst stehenblieb, denn eine zweite Sitzgelegenheit war in meinem bescheidenen Appartement nicht vorgesehen. Er war ja schließlich mein, wenn auch ungebetener Gast, und ich war nahe daran, ihn zu fragen, ob ich ihm eine Erfrischung anbieten dürfe, obwohl ich wußte, daß nichts dergleichen zu meiner Verfügung stand. Er machte den Mund auf, aber offensichtlich fand er die ersten Worte nicht. Irgend etwas störte ihn. „Wollen Sie sich nicht auch setzen?“ fragte er schließlich, um sofort wieder verlegen zu verstummen, weil er sich überzeugt hatte, daß ich mich gar nicht setzen konnte. Ich mußte ein Lachen unterdrücken. Dieses Referendars-Blaßgesicht tat mir beinahe leid. Es war eine verkehrte Welt: ich fühlte mich verpflichtet, diesem Knaben, der eines Tages Leute meinesgleichen zu zehn oder fünfzehn Jahren Zuchthaus verdonnern würde, Mut zuzusprechen und aus der Verlegenheit zu helfen. „Ich könnte mich auf die Bettpritsche setzen“, machte ich einen Vorschlag, „aber laut Hausordnung ist es verboten, sie vor Einschluß herabzulassen und zu benützen, es sei denn, daß es vom Anstaltsarzt dem Untersuchungshäftling ausdrücklich gestattet

ist.“ Er blickte mich unsicher an; offenbar war er sich nicht im klaren, ob ich nicht einen Scherz mache. Dann meinte er hastig und meinen Blick vermeidend: „Setzen Sie sich, setzen Sie sich nur, auf meine Verantwortung.“ „Danke.“ Ich ließ die Pritsche von der Wand herab und setzte mich. Nun hatte mein Gast ein wenig an Sicherheit gewonnen, denn er war schließlich ein Mann, der mir etwas gestatten, der eine Verantwortung übernehmen konnte. Aber als wir nun einander so dicht gegenüber saßen, daß unsere Knie sich fast berührten, kam uns beiden die Situation erst recht komisch vor. Diesmal fand er einen Ausweg: er zog ein Zigarettenetui heraus und bot mir an. „Rauchen Sie?“ und gleich danach, wieder etwas unsicher: „Rauchen ist Ihnen doch in Untersuchungshaft erlaubt, nicht wahr?“ Ich bestätigte es, nahm eine Zigarette und bot ihm Feuer an, wobei er mir aber zuvorkam. Damit war jene Atmosphäre hergestellt, in der sich der Herr Referendar oder Assessor freier bewegte und die zum mindesten ihm die Illusion geben konnte, zwischen uns sei eine zwanglose Unterhaltung möglich. Er fragte mich das Übliche, zunächst nach Straftat und dem zu erwartenden Strafmaß. Als ich ihm nüchtern und ohne Bewegung in der Stimme antwortete, ich habe mit etwa zehn Jahren Zuchthaus zu rechnen, machte er eine Bewegung des Erschreckens und eine Miene, als sei er es, der ein solches Urteil zu erwarten habe. „Aber ich werde sie wohl kaum absitzen müssen“, meinte ich ebenso trocken. Er blickte mich an, offensichtlich ohne mich zu verstehen. Dann: „Ach, Sie rechnen damit, daß Sie vorher begnadigt werden?“ – „Nein, das sicher nicht. Politische meiner Art werden fast niemals begnadigt. Nein – *das* nicht.“ Ich sah ihn scharf an; er mußte doch wohl verstehen, was ich meinte. Deutlicher konnte ich in meiner Lage nicht gut werden. Er senkte schnell die Augen wie einer, der etwas Verbotenes gesehen hat, in das er nicht verwickelt werden möchte. Er hatte mich also verstanden. „Sie sind wohl sehr zuversichtlich?“ fragte er schließlich ziemlich leise. Der muß noch manches lernen, ehe er ein richtiger Staatsanwalt oder Richter wird, dachte ich und antwortete: „Wir Kommunisten sind alle zuversichtlich.“ Wieder gab es eine Pause, bis sich der junge Mann zu der Antwort aufraffte: „Wenn Sie sich nur nicht täuschen.“ Gut – das war schon etwas, war schon ein kleiner Anfang, den richtigen Ton der Gerichtssäle zu treffen, aber es fehlte, ich merkte es deutlich, der Schneid, das Ausrufungszeichen; es fehlte die Überzeugung. Ja, seht ihr, das war es: man hatte diesem Jüngling, denn er war mit seinen etwa 25 Jahren noch ein unfertiger Jüngling, hundertmal mehr als ein beliebiger Arbeiter von achtzehn Jahren, auf der Universität eine nazistische Schnellbleiche gegeben, hatte ihm einige Schlagworte und Begriffe eingetrichtert – aber er besaß weder eine Überzeugung noch auch nur einen mehr oder weniger vagen Glauben. Deshalb war er, obwohl er mir Sitz-erlaubnis erteilen oder verbieten konnte und obwohl er meine Zelle verließ,

während ich hinter Gittern zurückblieb, noch ehe er ein Wort gesprochen hatte, der Schwächere von uns beiden. Als er sich vom Wachtmeister die Tür hatte aufschließen lassen, hatte er es nicht gewußt. In einer halben Stunde würde er es wissen, und es würde ihm schwerfallen, es ganz wieder zu vergessen. Ihr müßt nicht denken, daß ich mir einen Augenblick lang die Illusion gemacht habe, ich könnte aus diesem Saulus einen Paulus machen. So etwas gibt es wohl nur in schlechten Romanen und Filmen. Aber ich konnte – und das war schon viel – in das Denken dieses Milchgesichts, der noch nicht einmal ein richtiger Saulus war, den Keim des Zweifels und der Unsicherheit senken. Ich konnte vielleicht erreichen, daß er schwanken würde in einem Augenblick, in dem für seine Leute alles darauf ankam, nicht zu schwanken. Ich will euch unsere Unterhaltung nicht im einzelnen erzählen, ich könnte es heute auch gar nicht mehr. Jedenfalls war fast immer ich es, der sprach, wenn auch kaum über das, was zu hören er beabsichtigt hatte, als er sich gerade meine Zelle hatte aufschließen lassen. Ich gab ihm unter dem Vorwand, von meiner Straftat zu berichten, so etwas wie politischen Elementarunterricht. Draußen hätte man es verbotene kommunistische Propaganda genannt, hier wurde es legal einem zukünftigen Richter oder Staatsanwalt gegenüber geübt. Seine fast schüchtern vorgebrachten Einwände waren von kindlicher Einfalt und leicht zu widerlegen. Nach einer halben Stunde – wir hatten inzwischen wohl ein Dutzend Zigaretten zusammen geraucht – wurde er sich nach einem Blick auf die Armbanduhr offensichtlich plötzlich bewußt, wer er und wer ich war, stand auf, bemühte sich um Haltung, ging zur Tür, machte einen Versuch, mir die Hand zu geben, zog sie dann aber schnell und wie ängstlich wieder zurück, als verstoße es gegen die Strafvollzugsordnung, die er doch zu studieren ausgezogen war und sagte, schon unter der Tür, einen letzten Satz, den er wohl gründlich vorbereitet hatte: „Sie verstehen es, zu diskutieren. Ihr Kommunisten versteht das alle. Aber ihr seid Feinde der bestehenden Ordnung und deshalb müssen wir uns vor euch schützen.“ Nun, das war ein Satz von der Schnellbleiche. Aber die Unsicherheit klang selbst aus ihm und war deutlich sichtbar an der Art, wie sich mein Gast schnell zurückzog und nach dem Wachtmeister rief, damit er die Zelle wieder verschließe. Und diese Unsicherheit hervorgerufen zu haben, das war der Gewinn dieses Gesprächs mit einem Gegner . . .

Mit den Wachtmeistern war es zugleich einfacher und nicht so einfach, das heißt, man mußte sie sich genau ansehen, um festzustellen, mit welchen von ihnen man sich in ein Gespräch einlassen konnte und welche sofort jedes Wort hinterbringen würden. Es gab, grob gesagt, zwei Arten unter ihnen: die einen waren aus der Weimarer Republik übernommen, weniger wegen ihrer politischen Zuverlässigkeit, sondern einfach, weil man sie brauchte und den steigenden Bedarf nicht schnell genug mit eigenen Leuten

decken konnte. Die anderen, weit schlimmeren, wurden aus dem Reservoir der Nazis gespeist. Ich will nicht behaupten, daß nicht große Schweinehunde unter den ersteren gewesen wären, aber die meisten hatten bestimmte Vorstellungen von Gerechtigkeit, zu denen es zum Beispiel gehörte, daß ein sogenannter Gesinnungstäter, ein Politischer also, mit anderem Maß zu messen sei als ein krimineller Verbrecher. Die Tatsache, daß man uns nicht nur schärfer anpackte, sondern auch weit höher verurteilte, verwirrte diese alten Praktiker und schuf uns einen Zugang zu ihnen. Der Oberwachtmeister auf meiner Station im Untersuchungsgefängnis gehörte zu dieser Sorte. Weil ich auf ihn den Eindruck eines ordentlichen Menschen machte und weil er sich mit mir, wie er es ausdrückte, gebildet unterhalten konnte, was er ausgiebig zu tun pflegte, wenn er Sonntagsdienst und Langeweile hatte, behauptete er mit einer hartnäckigen Gewißheit, als habe er genauen Einblick, ich würde bestimmt freigesprochen. Als ich in Gelächter ausbrach und ihm sagte, ich hätte mit mindestens zehn Jahren zu rechnen, da wehrte er erschreckt ab: „Aber ich bitte Sie, ein Mann wie Sie! Was haben Sie denn anderes getan als für ihre Gesinnung eingetreten zu sein?“ (Es war im Jahre 33, müßt ihr wissen, und der Oberwachtmeister hatte noch keine praktischen Erfahrungen sammeln können.) „Für so etwas kann es doch höchstens Festung geben.“ – „Früher, Herr Oberwachtmeister, früher! Heute ist so etwas schlimmer, als wenn einer eine Scheune anzündet oder einen Bankeinbruch macht – ich zitiere nur die Worte meines Untersuchungsrichters.“ Dies war der Anfang von Gesprächen zwischen uns, die sich über ein halbes Jahr hinzogen und in deren Verlauf ich diesen Mann zwar nicht gerade zu einem Kommunisten, aber zu einem erbitterten Feind der neuen Herren machte. Eines Sonntag verriet er mir, er habe die Absicht, den Wachtmeisterdienst aufzugeben und in die Verwaltung zu gehen, denn er könne diesen Beruf nicht mehr mit seinem Gewissen vereinbaren. Es kostete mich nicht geringe Mühe, ihn davon abzubringen und ihn zu überzeugen, daß er als Oberwachtmeister oder später Hauptwachtmeister oder Inspektor eines Gefängnisses oder Zuchthauses uns viel mehr nützen könne als irgendwo in der Verwaltung. Schließlich gelang es mir, und ich habe mich in diesem Menschen nicht getäuscht. Ich selbst bin ihm zwar nie mehr begegnet, aber später traf ich einen Genossen, der mir von dem Hauptwachtmeister eines Zuchthauses erzählte, der sich seine Menschlichkeit bewahrt habe und vor allem den Politischen manche Vorteile verschaffe. Ich nahm seine Schilderungen mit Skepsis auf; ihr wißt ja, wie oft man Wunderdinge zu hören bekommt, die sich als recht aufgebauscht erweisen. Aber dann nannte der Genosse den Namen: es war mein Stationswachtmeister. Ich habe mich gefreut. Die Gespräche waren nicht umsonst gewesen; in ihm war ein Samenkorn aufgegangen ...

Aber ich wollte euch eigentlich gar nicht von Assessoren und Wachtmeistern berichten, sondern von Mitgefangenen, die wir erzogen und umerzogen haben. Die meisten von ihnen waren natürlich Kriminelle, und wir erkannten, daß man auch sie nicht alle über einen Kamm scheren durfte. Es gab unter ihnen manche, die auf Grund unglücklicher Umstände in eine Straftat hineingeraten waren, ja, vielleicht nur deshalb, weil ihnen nie solche Menschen wie unsere Genossen im Leben begegnet waren. Es waren Rebellen unter ihnen, die nicht gelernt hatten zu denken, und deren Rebellion nur darum eine falsche Richtung genommen hatte. Ihnen brachten wir behutsam das Denken bei. Sie waren manchmal wie ungebärdige Kinder, die Unsinn machen, weil sie niemand zu nützlicher Arbeit erzogen hat. Ich könnte euch von vielen erzählen, aber ich will vor allem von einem berichten. Er war ein Hüne von Gestalt, ein Bayer, der wegen irgendeines Gewaltverbrechens im Zuchthauslager saß. Er war allgemein unter uns nur als Hiasl bekannt. Er war ein ausgesprochener Einspänner, der, wenn es sich irgend machen ließ, für sich allein arbeitete. Forderten ihn die anderen auf, in ihrer Kolonne mitzutun, so pflegte er nur seine mächtigen Muskeln zu zeigen und meinte in seinem Dialekt: „Ich wär' schön dumm! Damit die anderen auf meine Knochen reisen und sich einen guten Tag machen.“ Und wenn er in eine Kolonne eingeteilt wurde, dann arbeitete er, aus lauter Angst, er könne dem Schwächeren etwas abnehmen, so nachlässig, daß umgekehrt die anderen einen Teil seiner Arbeit mitmachen mußten. Vorwürfen darüber begegnete er nur mit einem verbissenen Schweigen, und wenn wir Politischen ein Wortlein mit ihm wegen seiner unkameradschaftlichen Haltung redeten, kehrte er uns verächtlich den Rücken und sagte: „Hört's auf mit eure Sprüche! Ihr Politischen seid eh nur allesamt Spinner, und dämlich seid ihr auch, weil ihr wegen nichts und wieder nichts hier sitzt.“ Hiasl schien ein hoffnungsloser Fall. Seine Wandlung begann merkwürdigerweise nach einer Sache, die allgemeine Empörung hervorrief, weil sich der Hiasl dabei besonders unkameradschaftlich benahm.

Es war bei uns so, daß die und nur die Häftlinge monatlich für einige Mark Rauchwaren oder Eßwaren einkaufen konnten, die über eine Rücklage von bestimmter Höhe aus ihrem Arbeitsverdienst verfügten. (Diese Rücklage war übrigens sinnigerweise dazu bestimmt, für den Häftling, falls er während seiner Gefangenschaft sterben sollte, einen Sarg zu beschaffen.) Man mußte sich selbst also erst einen Sarg erarbeitet haben, ehe man Anspruch auf den begehrten und bei der schlechten Verpflegung beinahe notwendigen Einkauf hatte. Nun hatten wir in unserer Baracke auf Anregung von uns Politischen beschlossen, einen bestimmten Anteil unseres Einkaufs an die abzugeben, die noch nicht über die nötige Rücklage verfügten. Da sie etwa ein Viertel der Barackenbelegschaft ausmachten und die Summe, die

jedem, der Einkauf hatte, monatlich zur Verfügung stand, zwischen 3 Mark und 3 Mark 50 betrug, war das ein erhebliches Opfer, zu dem, wie ihr euch wohl denken könnt, nicht jeder sofort und ohne weiteres bereit war. Wir hatten mit manchen einen hartnäckigen Kampf, ehe wir sie bestimmen konnten, von ihrem bescheidenen Einkauf etwas abzugeben. Daß wir es schließlich schafften, war ein großer Sieg des Gemeinschaftsgeistes. Freilich unterwarfen sich nicht alle unserem Beschluß aus diesem Geist. Manche wollten sich einfach loskaufen und die Bettelei und die neidvollen Blicke vermeiden, die es immer gab, sobald der Tag des Einkaufs kam. Andere wieder hatten einfach Angst, gegen den Strom zu schwimmen und gaben ihren Spendenanteil jedesmal mit Widerwillen und unter Murren. Kurz – es war nicht anders, wie es draußen in der Freiheit auch zu sein pflegt. Der lange Hiasl nun gehörte zu denen, die noch keinen Einkauf hatten und war mehrere Monate einer der Nutznießer unseres Beschlusses. Endlich kam auch für ihn der Monat, in dem er die nötige Rücklage beisammen hatte und seinen Einkauf bekam. Und da geschah etwas, was uns alle derart verblüffte, daß wir zunächst gar keine Worte dafür fanden: Hiasl weigerte sich ganz entschieden, seinen Spendenanteil zu geben. Er hatte sich, wie die meisten, von dem ganzen Geld Tabak und Zigarettenpapier gekauft. Nun saß er da, eifrig Zigaretten drehend und mit Genuß in dem Tabakhaufen wühlend, den er vor sich hatte und blieb allen Aufforderungen, Ermahnungen, Beschimpfungen, Vorhaltungen gegenüber stumm bis auf den dumpf immer wieder gemurmelten Satz: „Wie käm ich denn dazu? Das ist mein eigener Arbeitsverdienst, und den möchte ich sehen, der mich zwingen könnte, anderen was davon abzugeben.“ Eine erregte Gruppe bildete sich um ihn, manche beschimpften ihn als Lump, nannten ihn, was der beliebteste und zugleich ehrenrührigste Ausdruck bei uns war, Speckjäger. Hätte Hiasl darauf erwidert, es wäre zu einer großen Schlägerei gekommen. Aber der rührte sich nicht, war blind und taub und drehte mit Hingabe und Gleichmut seine Zigaretten. Von Zeit zu Zeit zählte er sie, wobei er leise die Lippen bewegte, schichtete sie, ordnete sie – ein Rausch des Besitzens war über ihn gekommen, über diesen primitiven Menschen, der vielleicht zum erstenmal körperlich empfand, was das ist: Besitz. Ich glaube, der Hiasl wäre in diesem Augenblick, wenn einer den Versuch gemacht hätte, ihm auch nur eine einzige Zigarette zu nehmen, imstande gewesen, ihn niederzuschlagen. Wäre der Fall nicht so empörend gewesen, man hätte diesen Burschen in seiner naiven Gier bedauern können. Aber es gab keinen unter uns, der ihn, der monatelang von der Freigebigkeit der Kameraden gelebt hatte und sie nun selbst verweigerte, bedauern hätte. Was sollten wir mit ihm tun? Die Spenden waren freiwillig, und wir hatten keine Handhabe gegen ihn. Einige schlugen vor, man solle ihm eine tüchtige Tracht Prügel verabreichen, und

es gab eine starke Stimmung für diesen Vorschlag. Aber die Mehrzahl der Politischen in der Baracke war dagegen, nicht nur weil wir in äußersten Fällen für die Anwendung dieses Mittels waren, sondern vor allem, weil wir immer noch die Hoffnung hatten, den Hiasl von der Unkameradschaftlichkeit seines Handelns zu überzeugen. Wir machten den anderen klar, daß eine solche Prügelei leicht zu einer Untersuchung und zu Repressalien gegen uns alle führen könne, und machten einen anderen Vorschlag: Hiasl sollte in Verruf getan werden, keiner aus der Baracke sollte ein Wort mehr mit ihm sprechen, ihm eine Handreichung tun. Alle sollten sich verhalten, als sei er überhaupt nicht vorhanden. Viele lachten, höhnten und bezweifelten die Wirksamkeit dieses Mittels: „Das macht dem Kerl überhaupt nichts aus, im Gegenteil, der Einspänner wird am Ende noch froh sein, wenn wir ihn in Ruhe lassen.“ Wir waren anderer Meinung, aber es kam auf eine Probe an und vor allem darauf, daß keiner aus der Reihe tanzte. Dies war aber angesichts der allgemeinen Empörung nicht zu befürchten. Und so begann der Versuch, den Hiasl mit friedlichen Mitteln zur Gemeinschaft zu erziehen.

Menschen, die nicht wie wir hinter Mauern oder Stacheldrähten gesessen haben, können sich wahrscheinlich nicht vorstellen, wie sehr dort einer auf den anderen angewiesen ist und was es bedeutet, isoliert, ausgeschlossen, verfehmt zu sein nicht nur von der Gesellschaft, sondern auch von den eigenen Leidensgefährten. Ich erinnere mich noch genau, wie nach dem Beschluß, von dem er natürlich nichts wußte, Hiasl in die Baracke kam und fragte: „Was gibts denn heut' zu speisen?“ und wie keiner ihm antwortete. Er wiederholte seine Frage und stieß den, der ihm am nächsten saß, an. Keine Antwort. Da lachte er: „Ah, so ist das! Nun, meinerwegen, macht doch die Taubstummen, mir ist's egal.“ Und er holte sich aus der Schachtel in seinem Spind eine Zigarette. Nun hatte er vergessen, sich Streichhölzer einzukaufen und wandte sich an einen anderen am Tisch, der rauchte, um Feuer. Weder der noch irgendein anderer in der Baracke gab es ihm. Hiasl wurde ärgerlich. „Kruzitürken, ich brauch euch net, es gibt ja noch andere Baracken, ihr sturen Hammel.“ Und er verschwand fluchend und kam nach einiger Zeit mit brennender Zigarette zurück. (Am nächsten Tag wäre ihm auch das nicht mehr gelungen; wir sorgten dafür, daß er auch in den anderen Baracken in Verruf erklärt wurde, und im großen ganzen folgten die übrigen Kameraden unserem Beispiel.) – Es war üblich, daß der, der Stubbendienst hatte, die Eßnapfe bereitstellte, damit die Essenausgabe schneller vor sich gehe. Er „vergaß“ selbstverständlich Hiasls Eßnapf; und so mußte der Hiasl dem Essenausgeber nachrennen und bekam erst in letzter Minute seinen Napf gefüllt. Er sagte nichts, er wollte uns nicht die Genugtuung geben, ihn verärgert zu sehen. Stumm und scheinbar unerschüttert und unerschütterlich hockte er inmitten allgemeiner Unterhaltung, die um ihn her-

um und über ihn hinwegging, am Tisch und verzehrte sein Essen. Das Ausspülen der Eßnäpfe wurde reihum jeden Tag von einem anderen am Tisch besorgt. Es versteht sich, daß Hiasls Napf, den er gedankenlos hinreichte, stumm zurückgegeben wurde. Er unterdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und murmelte, als er in den Waschraum ging: „Mich könnt ihr net fertigmachen, mich net!“ ...

Ich will euch nicht im einzelnen schildern, wie, wann, mit welchen Mitteln wir den Hiasl isolierten. Jedenfalls merkten auch die, die anfangs skeptisch gewesen waren, daß sich mit Hiasl eine Veränderung zu vollziehen begann. War seine Einspannerei früher trotzig gewesen, so hatte sie jetzt etwas Scheues, Gehetztes, Unnatürliches. Er verfiel wie ein großes Tier, das von einer unbekannten inneren Krankheit zerfressen wird. Am erstaunlichsten vielleicht war es, daß er, der immer ein starker Raucher gewesen war, kaum mehr zu einer Zigarette griff, auch nachdem er sich längst selbst Lunte zum Anzünden hergestellt hatte. Daß er nicht nur am Ende seiner Widerstandskraft angekommen war, sondern sich auch eine Wandlung in ihm anbahnte, zeigte sich darin, daß er den Versuch machte, freiwillig irgendwelche Arbeiten in der Baracke zu übernehmen. Aber stillschweigend wurden ihm die Näpfe, die er reinigen, den Besen, den er ergreifen wollte, aus der Hand genommen. Am merkwürdigsten aber war, daß etwas, was nicht nur die Skeptiker erwartet, sondern auch wir alle befürchtet hatten, nicht eintrat. Es war uns klar, daß es gegen Ende des Monats, wenn die Rauchwaren knapper wurden oder schon verbraucht waren, zu einer Krise kommen würde. Die Stimmung verschlechterte sich dann jedesmal bis zur Unerträglichkeit, es gab Nervosität und Zank wegen der winzigsten Sache, und die passionierten Raucher waren um einer halben Zigarette, ja um einer winzigen Kippe willen bereit, alles zu tun. Hier hatte Hiasl, der noch über einen beträchtlichen Zigarettenvorrat verfügte, eine Chance, eine große Chance, den Boykott zu durchbrechen. Und wenn er nur einen oder zwei fand, die sich mit ihm abgaben, dann wurden alle unsere Maßnahmen wirkungslos, das wußten wir wohl. Und Hiasl mußte es so gut wissen wie wir selbst. Aber er machte nicht einen einzigen Versuch, einen der Barackengenossen zu bestechen und für sich zu gewinnen.

Eines Tages, gegen Ende des Monats – es gab kaum einen mehr, der etwas zu rauchen hatte, und die Stimmung schwankte zwischen Niedergeschlagenheit und jähem Gereiztheit –, geschah etwas Verblüffendes, was mit einem Schlag die Atmosphäre entspannte. Ich und einige andere beobachteten, wie, entgegen allen Vereinbarungen, einer unserer stärksten Raucher sich an Hiasl heranmachte, ihm freundschaftlich auf die Schulter schlug und ihn fragte, als sei nichts geschehen, ob er nicht vielleicht eine halbe Zigarette für ihn habe. Hiasl, der an seinem Spind stand, drehte sich jäh, als habe ihn

ein Peitschenhieb getroffen, um, das Blut schoß ihm ins Gesicht, seine Fäuste verkrampften sich und er machte den Eindruck, als wolle er sich im nächsten Augenblick auf den anderen stürzen, der ängstlich einen Schritt zurücktrat. Dann stieß Hiasl hervor: „Für dich hab ich nix, du Lump! Kaufen tu ich keinen, soweit is der Hiasl noch net, soweit noch net!“ Plötzlich entrang sich seiner Brust ein Stöhnen, und, als sei er am Erstickenden, wandte er sich in der Totenstille, die inzwischen in der Baracke eingetreten war, an uns alle. „Das war net richtig, was ich getan hab . . . Wie ein Schwein hab ich mich benommen, wie ein Schwein, wie ein Lump . . . So is es . . .“ Und hastig, mit zitternden Fingern öffnete er seinen Spind, holte die Büchse mit den Zigaretten heraus, stellte sie auf den Tisch und sagte: „Da, verteilt sie, verteilt sie, daß jeder, der raucht, was kriegt, 's langt noch für alle . . . Außer für die da, für die Lumpen!“ Und er stürzte, ehe einer etwas sagen konnte, aus der Baracke . . .

Das ist die Geschichte von Hiasl. Er ist danach einer von den kameradschaftlichsten Mithäftlingen geworden, in dem man den früheren Einspänner nicht wiedererkennen konnte. Manchmal bedarf es nur eines Anstoßes. Nur muß man es richtig anfangen. Ich glaube nicht daran, daß es soviel hoffnungslose Fälle gibt, wie manche von uns annehmen. Ich könnte euch noch andere Geschichten berichten von Leuten, die von uns erzogen worden sind. Es waren auch Genossen darunter, die durch die Haftzeit nicht stärker geworden sind, sondern Rückfälle erlebten in einen alten bösen Egoismus oder in eine abseitige Spinnerei. Mit den meisten von ihnen hatten wir es leichter, weil doch eine Grundlage da war, wenn sie auch durch die Verhältnisse leider oft verschüttet wurde . . . Aber ich will's genug sein lassen. Ich habe ohnehin meine Zeit schon überschritten mit meinen Geschichten, die keine sind und keine sein sollten.

AN DEN GENOSSEN, DEN SCHWANKENDEN,
DRÜBEN

1

*Denen du gefolgt bist
Schon damals, sie wollten dein Wohl,
Aber wollten es nicht gegen
Das Wohl der Herrschenden, denen sie
Auch wohlwollten.*

*Sie wollten,
Der Sozialismus solle kommen,
Aber sie wollten,
Er solle kommen von selbst.*

*Du, der du folgtest, warte,
Was kommen wird.*

*Fleisch von einem Fleisch sind wir
Und sind von einer Klasse.
Daß du drüben stehst und ich hier,
Heißt nicht, daß ich dich hasse.*

2

*Denen du gefolgt bist,
Du hast für sie gezahlt, denn
Wer im Reichstag mit dem Kaiser sprechen muß,
Braucht einen sauberen Kragen.*

*Und einen sauberen Kragen braucht,
Wer hurra ruft,
Und wer die vielen Buckel weiß
Für die vielen Flinten,
Im heißen Sommer vierzehn.*

*Der Feind,
Dein Feind sei vor der Tür,
Sprachen vor deiner Tür die,
Denen du gefolgt.*

*Aber im roten Schlamm der Schützengräben,
Verhüllt von Wolken langsam treibenden Gases,
Und in den Trichterfeldern bei Verdun,
Den Sümpfen der Masuren,
Da war kein Feind zu finden.*

*Fleisch von einem Fleisch sind wir
Und sind von einer Klasse.
Daß du drüben stehst und ich hier,
Heißt nicht, daß ich dich hasse.*

3

*Denen du gefolgt bist
Schon damals, sie standen auf dem Balkon
Und riefen aus die Republik.*

*Die Republik
Obne den Matrosen mit seinem Gewehr,
Obne den Arbeiter mit seinem leeren Magen,
Obne die Mutter mit den Bildern der toten Söhne
Und obne dich.*

*Hinter zwei Särgen
Bist du gegangen, darin die beiden Erschlagenen
Liebknecht und Luxemburg,
Deren Tod geduldet die,
Denen du gefolgt.*

*Fleisch von einem Fleisch sind wir
Und sind von einer Klasse.
Daß du drüben stehst und ich hier,
Heißt nicht, daß ich dich hasse.*

*Hinter dem Zaun aus Stacheldraht,
 Da war alles anders.
 Bis zu den Knien im Kot, unter dem
 Kablen Wachturm,
 Angesichts der Schlächter im schwarzen Rock
 Da war nur eine Partei noch,
 Die unsrige, die den Arbeitern gehörige,
 Und war vereint
 Durch das gleiche Elend.*

*Die auf uns schossen, sie kannten keinen
 Unterschied, und so
 Vergaßen rasch auch wir ihn.*

*Fleisch von einem Fleisch sind wir
 Und sind von einer Klasse.
 Daß du drüben stehst und ich hier,
 Heißt nicht, daß ich dich hasse.*

*Denen du folgst
 Heute und jetzt, sie haben
 Dich verraten und verkauft
 Wie der Fischer den Fang,
 Wie schon oft,
 Wie immer.*

*Sie haben dich verraten,
 An deinen Feind
 Haben sie dich verraten,
 Der nicht mehr der ihre ist.*

*Wo sie dich führen,
 Führen sie dich im Kreise.*

*Sie haben dich verkauft an alle,
 Die zahlen konnten
 In Goldgeld, Reichsmark, Dollar.*

*Denen du folgst, sie haben dir zugehacht
Erneut das Gewehr und
Den Granatentod und die Auflösung in
Feuer oder fauliger Erde.*

Dein Feind ist über dir.

*Neben dir ist dein Feind nicht,
Im Osten nicht, nicht dort,
Wo deinesgleichen nur folgt dem eigenen Wohl,
Und Diener ist sich selbst nur.*

*Du, der du folgst, erwarte nicht mehr,
Was kommen soll
Und nicht kommt.*

*Fleisch von einem Fleisch sind wir
Und sind von einer Klasse.
Daß du drüben stehst und ich hier,
Heißt nicht, daß ich dich hasse.*

DIE BALLADE VOM GESTRANDETEN SCHIFF

*Vor einigen Jahren ein Schiff
Ist aufgelaufen an dänischem Strand.
Weil da kein Felsen noch Riff,
Lag der schwarze Rumpf tief im Sand.*

*Am Mast hat eine Fahne gehangen,
Ganz rot und weithin zu sehn.
Die Mannschaft ist von Bord gegangen,
Doch zwei blieben zurück von-zehn.*

*Die mußten bestehen einen Krieg
Gegen sich selbst und den Feind.
Gegen die eigne Schwäche der Sieg
War nicht so leicht, wie ihr meint.*

*Sie sollten vom Schiffe steigen,
Daß es Beute den Ausbeutern werd.
Denn ein verlassenes Schiff wird eigen,
Denen der Strand gehört.*

*Die zwei hatten nichts zu essen,
Keinen Tabak und auch keine Rub:
Sie sollten die Heimat vergessen
Und ihre Genossen dazu.*

*Doch bald kamen Kinder zum Strand
Und hatten bei sich Brot und Fisch.
Sie krochen hoch an der Eisenwand
Des Schiffes und deckten den Tisch.*

*Und jeder Bissen zählte
Viel und ward hochgeschätzt.
Denn was die zwei aßen, fehlte
Auf anderen Tischen jetzt.*

*Neunzig Tage gab ihnen keiner Rat:
Der Wind ging kalt und von Nord.
Bis ein Schlepper aus Leningrad
Kam und holte sie fort.*

*Die Fabne sahen die Kinder noch
Eine Weile zwischen Himmel und Meer.
Ihre Träume flogen um das Schiff – doch
Da war das Wasser schon leer.*

NEUE STAMMBUCHVERSE

*Von allem, was wächst, gefällt mir am besten dein Haar.
Das gebe ich nicht für Korn, Esen und Gras.
Als dein Gesicht sehr nah meinem Gesicht war,
Schien der Himmel aus blauem, zerbrochenem Glas.*

Von einem Freund

*Der Traum bei Nacht, wenn Wind die Scheiben rüttelt,
Gilt ihm bei Tage nichts. Er bringt kein Geld.
Er bäckt kein Brot und düngt nicht sein Feld.
Was ihm nicht Nutzen bringt, wird abgeschüttelt.
Schön ist des Herbstes Laub. Der Freund weiß nur: es fällt.*

*

*Dem Feldmarschall mit dem kühlen Blick,
Mit dem goldenen Stab und der ruhigen Nacht,
Der die fremden Kinder unters Messer gebracht,
Dem sei nicht geschenkt der Strick.*

*

*Du mußt wissen warum, mein Kind.
Auch antworten muß können, wer fragt.
Der nur wartet, verweht wird vom Wind
Noch bevor es tagt.*

DER FALL KONRAD R.

Schwer war das Leben für die Genossen geworden, schwer und verworren. Wem konnte man trauen? Wem nicht? Wer zerbrach unter der dauernden Bedrohung, von der Gestapo geholt zu werden? Wer unter der unmenschlichen Quälerei, wenn er „vernommen“ wurde? Viele waren nicht zu beugen und zu brechen. Ihr Martyrium und ihre menschliche Größe sollten schon unseren Kindern so vor Augen geführt und so eingeprägt werden, wie die katholische Kirche die doch meist nur legendären Martern ihrer Heiligen den Menschen von Kindheit an einprägt. Sind deshalb alle zu verdammen, die sich zu solcher Größe nicht aufschwingen konnten? Über den Fall Konrad R. habe ich viele Nächte gegrübelt. Schuldig – ja, das war er unbedingt. Und doch – sind nicht mildernde Umstände geltend zu machen? War die Zeit nicht so schwer, daß sie einem Menschen die Kraft rauben konnte, mit seinem Schicksal fertig zu werden? Gerade dieser Konrad R. – wäre es zu einem bewaffneten Aufstand gekommen, zu Barrikadengefechten oder zu einem Handgemenge zwischen Militär und Arbeiterschaft, zu einer der Formen, in der sich bisher Revolutionen und Gegenrevolutionen abgespielt haben – er hätte seinen Mann gestanden. Vor dem Tod hat er sich nicht gefürchtet.

Zwei Vernehmungen hatte er hinter sich. Zweimal hatte er standgehalten. Auch eingesperrt war er gewesen, wochenlang, monatelang. Das letztmal in der „Mathilde“. Dort war es ihm verhältnismäßig gut gegangen. Er hatte es sogar zum „Kalfaktor“ gebracht und in dieser Eigenschaft den Genossen ein wenig helfen können, Kassiber geschmuggelt, Flüsterbotschaften weitergegeben und was dergleichen Dienste mehr sind.

Als er wieder frei wurde, blieb er arbeitslos. Die Wirtschaft war unter dem mächtigen Rasseln der Nazireklametrommeln angekurbelt worden. Die Zahl der Arbeitslosen sank. Einen Teil nahm die jetzt ganz auf Rüstung eingestellte Industrie auf. Ein anderer, die Jungen, wurde in den Arbeitsdienst gesteckt. Facharbeiter wurden sogar gesucht. Trotzdem fand sich keine Arbeit für Konrad R., den qualifizierten Maschinenschlosser. Er stand auf der schwarzen Liste.

Er wohnte mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn in einer Parterrewohnung, nur wenige Minuten von meiner Straße entfernt. Ich kam zuwei-

len zu dem jungen Paar, um mit ihnen oder irgendeinem anderen Genossen kurze Besprechungen zu halten. Der alte Sauter war oft dabei. Er war Witwer und wohnte ebenfalls in Gruna. Es war ein altes Mitglied der KPD.

Auch Konrad und seine Frau, die blonde Liesel, waren seit ihrer Jugend in der Partei. In der kommunistischen Jugend hatten sie sich kennengelernt. Ihr hatte sein Draufgängertum besonders gut gefallen. Mit Vorliebe erzählte sie davon: „Mit bloßen Fäusten ist er auf die Polizei losgegangen, dabei waren die Kerls bewaffnet und die Demonstranten natürlich nicht. 1923 war's, an der Falkenbrücke. Mit Gummiknüppeln haben sie die Arbeitslosen bearbeitet, die feigen Hunde, und geschossen haben sie auch. Es hat Tote gegeben. Ich habe ihn schon gekannt, den Konrad, wir waren miteinander im selben Sprechchor. Früher hab ich nicht so achtgegeben auf ihn. Aber wie er damals so um sich geboxt und geschlagen hat – da war's geschehen um mich. Weil er sich so gar nicht gefürchtet hat, nicht vor dem Gummiknüppel und nicht vor den Kugeln. Am Abend sind wir dann miteinander ausgegangen. Nicht in unser Lokal, wo die Genossen waren. Allein haben wir sein wollen. In einer Spießerstube waren wir, wo Ballabend war. Wir haben nur gerade das Eintrittsgeld gehabt und nichts zu verzehren. Da haben wir miteinander getanzt.“

Konrad machte ein finsternes Gesicht, wenn sie so sprach. Er wehrte ab: „Hör auf damit. Das ist so lange her, daß es schon gar nicht mehr wahr ist. Damals, das war Kampf; da hat einer losgehen können. Aber heute – heute ist alles anders.“

„Du bist nicht anders.“ Die Liesel verteidigte das Bild ihres Konrad, des Konrad von 1923, der mit bloßen Fäusten gegen die bewaffnete Polizei gekämpft hatte. Das war der Konrad, in den sie sich verliebt hatte. Doch der Konrad von 1934 sagte verbissen: „Ich bin anders. Keiner bleibt, was er war, wenn er so eine Vernehmung bei der Gestapo hinter sich hat.“

„Jetzt sag nur noch, daß du vor der Gestapo Angst hast, du; hast's ihnen doch bewiesen, daß sie dich nicht unterkriegen können; zweimal hast du's ihnen bewiesen. Du bist nicht schwächer geworden, bist immer noch groß und stark wie ein Bär – und zähl Du –“, und sie drängte sich an ihn. Er zog die starken Brauen noch finsterner zusammen. Schwiwg. Streichelte ihr über die Haare. Sie waren ein schönes Paar.

Die Liesel war flink und anstellig und verlor nicht so leicht den Kopf. Sie war es, die als Reinemachfrau das meiste zum Lebensunterhalt der Familie beitrug. Diese Beschäftigung war ihr nicht zuträglich. Sie war nicht so gesund, wie sie aussah. Im Unterleib war etwas nicht in Ordnung. Sie sollte keine Kinder mehr bekommen.

Ein furchtbarer Schlag traf das junge Paar. Ihr Junge, ihr einziges Kind, wurde beim Spiel auf der Straße von einem Eiswagen überfahren. Fünf oder

sechs Jahre war er alt geworden. Ein gesunder, lustiger kleiner Kerl. Er mußte nicht leiden. Er war gleich tot.

Ich war in Dänemark bei meiner Schwester, als das Unglück geschah. Erst bei meiner Rückkehr, mehrere Wochen später, erfuhr ich davon. Der alte Sauter hatte nachts Licht in meiner Wohnung gesehen und war gleich am nächsten Morgen zu mir gekommen. Er war sehr niedergedrückt. Er hatte den kleinen Jungen liebgehabt. „Wie die zwei Menschen gerade jetzt über diesen Verlust wegkommen sollen, weiß ich nicht“, sagte er, „es ist zwischen ihnen sowieso nicht alles, wie es sein sollte. Die alte Liebe ist es schon lange nicht mehr.“

Ich sprang auf. „Ich muß hin zu den beiden, wir müssen uns um sie kümmern, man darf sie jetzt nicht allein lassen.“

„Freilich, freilich“, sagte der alte Sauter, „ich gehe ja auch hin und kümmer mich, und du mußt auch hin. Jetzt gleich würde ich aber an deiner Stelle nicht gehen. Wart lieber, bis es finster ist. Wir müssen vorsichtig sein. Der Konrad hat neulich Besuch gehabt.“

„Besuch? Was für einen Besuch?“

„Irgend so ein Spitzel, so ein Achtgroschenjunge war bei ihm. Dem hat er gesagt, daß er mit keinem alten Genossen mehr zusammenkommt, daß er keinen mehr sehen will, er hat genug von der Politik, hat er gesagt, und vom Kommunismus und von allem. In eine Wut hat er sich hineingeredet. Arbeit will er haben, sonst nichts, sie sollen ihn in Ruhe lassen, alle, die Polizei und die Kommunisten und die Nazis; und dabei soll er auf den Tisch gehaut haben, einen richtigen Wutanfall hat er gehabt. Die Liesel hat geheult, wie sie mir's erzählt hat.“

„Da hätte doch die Liesel nicht zu heulen brauchen. Im Grunde genommen hat er sich richtig verhalten. Was hätte er dem Spitzel sonst sagen sollen? Die Toberei war natürlich überflüssig, die hat vielleicht übertrieben ausgesehen.“

Der alte Mann schüttelte bekümmert den Kopf. „Überflüssig sagst du, übertrieben! Als ob er alles nur geheuchelt hätte! Die Toberei war echt, sage ich dir. Er hat nachher der Liesel und auch mir alles genauso wiederholt, mit derselben Wut. Wir haben gut reden, hat er gesagt, wir haben keine Vernehmung mitgemacht. Ein drittes Mal hält er es bestimmt nicht aus – die Tortur und die Schweinereien, die sie treiben. Solange das Kind da war, wäre es noch einmal gegangen. Aber jetzt nicht mehr. Deshalb ist es ihm ganz recht, wenn er abgehängt wird von der Partei. Er will nicht mehr.“

Ich war bestürzt. „Wird er denn wirklich abgehängt?“

„Abgehängt gerade nicht. Nur, du weißt ja, wie das ist. Wenn bei einem etwas los war, dann ist es besser, er bleibt eine Weile aus dem Spiel. Besser für ihn, und für alle anderen sicherer.“

Ich unterdrückte meinen Wunsch, gleich zu dem Paar zu gehen. Schon eine Stunde, nachdem er weggegangen war, rief mich der alte Sauter wieder an. Sogar am Telefon war er von besonderer Vorsicht. Er nannte keinen Namen. Ich solle meinen Besuch nicht machen. „Sie“ sei eben fortgefahren – zu ihrer Mutter, „er“ ließe mich selbst bitten, nicht zu kommen, seine Grippe könnte ansteckend sein. Das Fieber hätte nachgelassen, er wäre wieder ganz klar. Er wolle zu seinem Bruder in die Nähe von Dresden, dort könnte er sich vielleicht nützlich machen.

Ich wollte noch ein paar Fragen stellen, aber der alte Sauter hatte schon abgehängt.

Eine Zeit war vergangen, da sah ich die Liesel über die Straße gehen. Noch am selben Abend besuchte ich sie. Auch Konrad war zu Hause. Es war ein trübes Wiedersehen. Nicht nur weil das Kind fehlte. Der gemeinsame Schmerz hatte diese Menschen einander nicht wieder nahegebracht. Mir fielen Sauters Worte ein: Die alte Liebe ist es schon lange nicht mehr. Was jetzt zwischen den beiden stand, war Feindseligkeit, offene, spürbare Feindseligkeit.

Ich hatte ein paar Blumen mitgebracht. Die Liesel tat sie in eine Vase, die stellte sie in die Stube – auf das Vertiko neben die gerahmte Fotografie des Kindes. Wir ließen uns dann alle drei in der Küche nieder. Liesel goß die zwei halbgeleerten Kaffeetassen voll, die auf dem Tische standen, und holte auch für mich eine Tasse, die sie füllte. Wir tranken schweigend. Konrad stierte vor sich hin, rauchte und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Liesel kniff den Mund so zusammen, daß ihr Gesicht hart wurde. Ich fühlte, ich war zu einer schlechten Stunde gekommen. Es lastete über uns wie eine Gewitterwolke. Das Schweigen wurde unerträglich, ich räusperte mich. Mühsam brachte ich hervor: „Ich weiß, wie schwer das für euch ist, furchtbar schwer.“

„Schwer“, wiederholte die Liesel, „schwer, ganz schwer.“ Sie holte ihr zerknülltes Taschentuch aus der Schürze und fuhr damit über die geröteten Augen. „Und gerade jetzt muß der Konrad ...“

„Hör auf!“ fuhr er sie an, „schweig, sonst ...“

Jetzt schrie sie: „Nein, ich schweig nicht, gerade nicht, du Hurenbock du, gerade jetzt ...“

Da brach es los, das Gewitter. Er schlug auf den Tisch, die Kaffeekanne fiel um, und ein brauner See ergoß sich über das Wachstuch; klirrend schlug eine Tasse auf den Boden. Er brüllte: „An allem bist du schuld. Du bist schuld. Wer hat mich aus dem Bett geschmissen? Willst nichts von mir wissen, läßt mich allein, gerade jetzt ...“

„Allein, allein“, schrie sie dazwischen, „warst nicht allein, warst ja bei deinem Bruder.“

Er war wieder ruhiger geworden, stellte die Kaffeekanne auf, bückte sich und sammelte die Scherben. „Mein Bruder!“ Es klang verächtlich. „Der hat Angst vor mir, der sperrt sich dagegen, daß ich bei ihm arbeite in der Werkstatt. Aus lauter Angst. Dabei hat er Arbeit genug.“

„Du brauchst von Angst zu reden! Hast ja selber Angst“, höhnte sie.

Konrad beachtete sie nicht. Er wandte sich an mich: „Das mußt du verstehen. Ich war zu allein. Ich bin auch jetzt allein. Mit den paar Genossen, die noch frei herumlaufen, darf ich nicht zusammenkommen, das ist doch klar. Nicht einmal mit dem alten Sauter. Und wenn dann die eigene Frau nichts von einem wissen will, gerade nach so einem Unglück . . .“

„Dann säuft man sich im Wirtshaus mit der ersten besten Hure einen Rausch an und legt sich nachher zu ihr ins Bett – gerade nach so einem Unglück!“ Und jetzt war es die Liesel, die eine Tasse nahm und wütend auf den Boden schmetterte.

Ich stand auf. „Ihr seid alle beide verrückt“, sagte ich, „kommt erst wieder zu euch, und dann redet vernünftig miteinander. Oder kommt zu mir, wenn ihr euch ausgetobt habt. Alle beide, oder jeder für sich. Ich möchte euch ja so gerne helfen – irgendwie. Aber erst müßt ihr zur Vernunft kommen. So geht es nicht.“

„So geht es wirklich nicht“, sagte Konrad. Wieder bückte er sich nach den Scherben. Die Liesel biß in ihr Taschentuch. Ich ging.

Etliche Wochen später traf ich die Liesel in der Fischhandlung, einem großen Geschäftsraum, in dem viele Frauen sich drängten; im Hintergrunde konnten wir, während wir in den Einkaufstaschen kramten, miteinander sprechen. Ich drückte ihr die Hand und bat sie, mich doch aufzusuchen. Sie sagte: „Ich habe gar keine Zeit. Ich arbeite jetzt alle Tage, den ganzen Tag. Was soll ich zu Hause allein in der leeren Wohnung? Ich verdiene gut.“ Erst jetzt fiel mir ihr verändertes Aussehen auf. Ihre schönen blonden Haare waren steif onduliert, und sie war geschminkt.

Ich erkundigte mich nach Konrad. „Ach der“, machte sie verächtlich, „der kommt kaum nach Hause, ich sehe ihn oft tagelang nicht.“

„Arbeitet er?“ forschte ich.

Sie verstand den Doppelsinn meiner Frage. „Ja, bei seinem Bruder, in der Autoreparaturwerkstatt. Und sonst“, setzte sie leise hinzu, „naja, vielleicht so ab und zu, immer hübsch vorsichtig. Er ist so vorsichtig geworden.“ Das letzte zischte sie böse.

„Liesel“, sagte ich dringend, „komm zu mir, ich muß mit dir sprechen. So darfst du nicht reden. Du mußt ihm helfen.“ Sie lachte ein spöttisches, häßliches Lachen. „Ich, dem helfen? Sei du ruhig, der läßt sich von einer anderen helfen. Von dem Weibsstück. Und ich? Ich lasse mir auch helfen – von an-

deren. Abends geh ich ins Kino oder tanzen. Abends hab ich erst recht keine Zeit. Wiedersehen!“ Damit ließ sie mich stehen.

Eines Abends, es war schon spät und ich wollte eben zu Bett gehen, ertönte von unten die Hausklingel, ganz kurz zweimal und nach einer Pause wieder ganz kurz zweimal hintereinander. Das war so mit den Grunaer Genossen vereinbart. Ich ging hinunter. Es war Konrad. Unbemerkt gelangten wir in meine Wohnung.

Auch er hatte sich verändert, aber eher zu seinem Vorteil. Er war ruhiger geworden. Er erzählte, daß er wieder manches Mal von der Partei Aufträge auszuführen hätte, sogar wichtige. Was, dürfe er nicht sagen, auch nicht, mit welcher Stelle er die Verbindung aufgenommen hatte. Das Schwierigste wäre immer die Beschaffung von Geld. Ob ich ihm etwas geben könnte. Ich weiß nicht mehr, wie groß die Summe war, die er verlangte. Jedenfalls war sie nicht erschreckend. Ich fragte ihn, ob er auch von anderen Genossen oder Sympathisierenden Geld bekommen hätte. Er zögerte einen Augenblick, dann nannte er den Namen einer mir bekannten Bibliothekarin. „Es sind ja so wenige, die überhaupt etwas geben können“, sagte er. Er bat mich, niemandem etwas davon zu sagen, nicht einmal dem alten Sauter und der Liesel schon gar nicht. Der Alte würde am Ende der Liesel gegenüber nicht den Mund halten. Und die Liesel – na, ich wüßte wahrscheinlich, daß die im Augenblick nicht ganz zurechnungsfähig sei. Sie treibe sich herum, und manchesmal sei sie betrunken nach Hause gekommen.

Wie gleichgültig er das erzählte. „Hysterisch ist sie“, sagte er sachlich, als spräche er von einer Fremden.

„Kannst du ihr denn nicht helfen?“ fragte ich.

„Ich, ihr helfen? Sie haßt mich ja. Nicht nur wegen der anderen. Das ist doch nichts Ernstes. Weil ich weiß, daß ich eine neue Vernehmung nicht aushalten könnte, und weil ich das ehrlich zugebe. Sie will durchaus einen Helden zum Mann haben. Ich mag aber keine Komödie spielen, ich bin kein Held. Ich bin sogar feige.“ Jetzt war er wieder der finstere Konrad mit den zusammengezogenen Brauen.

„Und trotzdem wagst du es, wieder für die Partei zu arbeiten?“ fragte ich.

„Ja“, antwortete er, „das wage ich. Du weißt ja, wie groß die Not an Leuten ist. Da muß man eben was riskieren. Und dann – weißt du“, er neigte sich vor und flüsterte, obwohl wir allein im Zimmer waren: „Die Gestapo bekommt mich auf keinen Fall wieder lebendig in die Hände.“ Mehr war nicht aus ihm herauszubekommen.

Seither kam er von Zeit zu Zeit wieder, immer am späten Abend, immer heimlich, verlangte Geld, manchesmal kleine, manchesmal größere Summen. Doch schien er so ausgeglichen, so gelassen, schien so tief befriedigt von seiner heimlichen Arbeit, was immer sie sein mochte, daß kein Verdacht gegen ihn

in mir hochkam. Er sah gepflegter aus als früher, trug bessere Kleidung, beinahe wie ein Herr. Das gehöre zur Tarnung, bemerkte er einmal. Ich war vollends beruhigt, als ich die Bibliothekarin bei einer Begegnung beiläufig nach ihm fragte und aus ihrer Antwort zu entnehmen glaubte, daß sie um seine Aufgabe wußte. Tatsächlich gab auch sie ihm Geld, zu welchem Zwecke, war ihr aber sowenig bekannt wie mir. Das stellte ich viel später fest.

Im Herbst 1935 hatte ich meine Familie in Wien besucht und befand mich auf der Rückreise durch die Tschechoslowakei. In Prag hatte der Zug Aufenthalt, viele Reisende stiegen aus, andere stiegen ein, es gab ein Gewühle, wie immer, wenn ein Fernzug durch eine große Station kommt. Ich war froh, in einem Halbabteil zweiter Klasse einen bequemen Fensterplatz zu haben, noch froher, daß niemand zu mir gestiegen war, als der Zug Prag verließ. Es war schon Abend, die Beleuchtung war schlecht, man konnte nicht lesen. Ich versuchte, in meinen Winkel gedrückt, zu schlafen. Mein Gesicht hatte ich dem Gang zugekehrt, auf dem Leute hin und her gingen. Das immer wiederkehrende Auf- und Zuklappen der Türe, die die zweite und dritte Klasse im Waggon trennte, störte mich. Ich konnte nicht schlafen und schaute halb benommen durch die Glasscheiben auf die schattenhaften Gestalten auf dem Gang. Die dritte Klasse war offenbar voll, einige Reisende blieben im Gang der zweiten Klasse stehen, kamen aber nicht in mein Abteil, in dem doch Sitzplätze frei waren. Ein großer Mann mit einem breitrandigen, tief ins Gesicht gezogenen Hut hatte schon ein paarmal durch die Glasscheibe der geschlossenen Abteiltüre geblickt. Endlich entschloß er sich, hereinzukommen, und zog die Türe auf. Erst als er dicht vor mir stand, erkannte ich ihn. Es war Konrad R. Er hatte als Gepäck nur eine Aktentasche bei sich.

„So ein Zufall“, sagte er. Wir gaben uns die Hand, und er setzte sich neben mich. „Ich war in Prag“, setzte er hinzu, „bei den Genossen. Schöne Genossen! Sie schicken mich zurück. Ich sitze in der Scheiße.“ Und dann erzählte er, daß er eine Vorladung zur Gestapo bekommen hätte, daß er auf keinen Fall hingehen wollte, daß es für ihn eine Frage von Leben und Sterben bedeute, aus Deutschland herauszukommen, ein für allemal und für immer. Einen gültigen Paß hätte er zum Glück gehabt, da sei er eben nach Prag gefahren, hätte den Genossen dort die Vorladung gezeigt und sie gebeten, ihn entweder zu behalten oder in die Sowjetunion zu schicken. Arbeiten wollte er für drei, wo immer es wäre. Aber die Genossen hätten davon nichts wissen wollen, wären taub für seine Bitten geblieben. Er sollte ruhig hingehen, hatten sie gesagt, er hätte ja nichts auf dem Kerbholz, und zu verraten hätte er auch nichts mehr. Was er von der Partei wußte, wäre der Gestapo längst bekannt. „Und wahr ist es“, sagte er grimmig, „was könnte ich ihnen schon von der Partei erzählen.“

Wir saßen nebeneinander. Mit einem Ruck drehte ich mich ihm zu und wir blickten eins den anderen an. In dem ungewissen Licht sah ich, wie fahl er wurde, wie sein Mund sich nach einer Seite verzog und ganz schief in dem Gesicht stand, wie seine Augen flackerten. Er hatte sich verraten. Er konnte der Gestapo nichts von der Partei erzählen, weil er nichts von ihr wußte. Seit wie lange? Ich überlegte schnell: seit ungefähr einem Jahr. Er hatte nicht für die Partei gearbeitet, geschwindelt und gelogen hatte er. Ich starrte ihn an, wie man zuweilen von etwas Ekligem, Grauerregendem seine Augen nicht abwenden kann. Die Liesel hatte recht. Ein Feigling war er. Und ein Lump. Das las er in meinem Gesicht.

Wir schwiegen lange, sehr lange; wenigstens schien es mir so. Dann sagte er langsam: „Wenn ich es recht überlege, einige interessante Dinge hätte ich der Gestapo doch zu erzählen. Aber du kannst ruhig sein. Sie wird mich nicht lebendig in die Hände bekommen. Und Tote schweigen.“

Ich machte eine ungeduldig abwehrende Bewegung.

„Du glaubst mir nicht?“ fragte er. Er hatte sein Gesicht wieder in der Gewalt. Er sprach ruhig. „Du kannst mir glauben, ich habe das Ganze satt. Ich habe mich schon längst darauf eingerichtet, Schluß zu machen. Deshalb habe ich meinen Revolver nicht abgeliefert. Bei meinem Bruder liegt er versteckt. Ich habe ihn nicht mitgenommen. Die Vorladung ist mir in der Werkstatt zugestellt worden, da bin ich Hals über Kopf davon. Ja, wenn ich jetzt nicht wieder zurück müßte! Aber die Genossen in Prag . . .“, er stockte, und wieder sahen wir einander an, und wieder konnten wir einer des anderen Gedanken lesen, und so vollendete er mit brutaler Unverschämtheit den begonnenen Satz: „. . . haben zuviel von mir gewußt.“

Nach einer Pause fuhr er fort, selbstbeherrscht und sachlich: „Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich zu dem Schießseisen kommen kann. In die Werkstatt zu meinem Bruder darf ich nicht, da hätten sie mich gleich beim Kragen; bei der Liesel wär's dasselbe. Jetzt ist es ganz einfach: du mußt mir das Ding von meinem Bruder holen.“

„Das werde ich ganz bestimmt nicht tun.“ Meine Antwort kam schnell, unwillkürlich, ohne jede Überlegung. Es stand vom ersten Augenblick an in mir fest, daß ich ihm nun und nimmermehr den Willen tun würde.

Er schob den Hut, den er die ganze Zeit auf dem Kopf behalten hatte, zurück, als würde ihm heiß. Seine Stimme klang rau, obwohl er leise sprach. „Ich habe euch immer gesagt, eine dritte Vernehmung halte ich nicht aus. Diesmal würde ich aussagen. Die Genossen in Prag wissen allerlei von mir. Sie wissen, zu wem ich das Geld gebracht habe. Die Gestapo weiß es erst recht. Aber wo ich es hergeholt habe, wissen sie nicht. Du weißt es. Ich will es aber gar nicht aussagen. Ich will mich nicht zum Schwein machen lassen. Verstehst du? Du mußt mir helfen. Es ist in deinem eigenen Interesse.“

Ich mußte mich anstrengen, um überhaupt sprechen zu können. Ich erschrak selbst, daß meine Worte wie ein scharfes Zischen herauskamen. „Hast du dich denn nicht schon zum Schwein machen lassen?“

Eine Weile war nur das Rattern des Schnellzuges da. Dann hörte ich ihn wieder: „Es ist ein Unterschied zwischen Schwein und Schwein. Das Weibsstück, an das ich geraten bin, ist zwar eine dreckige Hure. Ekelhaft ist sie mir geworden. Ekelhaft. Aber so schweinisch wie die Gestapo ist sie doch nicht. Sie ist auch so geworden – na, weil sie eben gemußt hat. Den Kerls von der Gestapo will ich nichts sagen. Hol mir den Revolver. Du mußt. Sonst steh ich für nichts.“

Und ich, nach einer Pause, meine Stimme war wieder fest: „Nein! Warum schickst du nicht sie – das Weibsstück?“

Er schüttelte den Kopf: „Das geht nicht. Bei ihr werde ich sofort gefaßt.“

„Warum muß es gerade ein Revolver sein?“ fragte ich. „Wenn es dir ernst ist, geht es auch anders.“

Höhnisch fragte er zurück: „Warum? Hast du’s noch immer nicht kapiert? Bei mir geht’s nicht anders. Weil ich feig bin. Also, willst du mir helfen oder nicht?“

„Nein, tu, was du willst, von mir bekommst du den Revolver nicht.“ Ich weiß selbst nicht, wie ich mich zu einer so energischen Abwehr zusammenriß. Um keinen Preis hätte ich nachgegeben. Das muß sich in meiner Stimme und meinem Gesicht deutlich abgespiegelt haben. Er stand auf, drückte den Hut wieder tief in die Stirn, daß der Schatten das Gesicht verdeckte, und ging, ohne noch ein Wort zu sagen. Einen Augenblick stand er gebückt, groß und massig in der Abteiltüre, trat dann auf den Gang und wandte sich nach der dritten Klasse. Die Verbindungstüre zwischen den beiden Abteilungen des Waggons klappte hinter ihm zu.

Bald darauf gelangten wir nach Bodenbach, an die Grenze. Es gab den üblichen Aufenthalt, die übliche Unruhe während der Paß- und Gepäckrevision, ehe der Zug weiter und ohne Aufenthalt bis nach Dresden fuhr. Hier stieg ich aus. Ich sah mich nach allen Seiten um, konnte Konrad aber nirgends entdecken. Vielleicht war er aus dem Zug gesprungen? Vielleicht war er in Bodenbach ausgestiegen und gegen den Willen der Genossen doch in der Tschechoslowakei geblieben?

Ich hatte eine unruhige Nacht. Immer wieder tauchte Konrads Gesicht vor mir auf – mit dem Mund, der auf einmal schief, wie verzeichnet in dem sonst regelmäßigen Gesicht stand.

Ich überlegte: Was wußte er eigentlich von mir? Nicht allzuviel. Er kannte nicht einmal die kommunistischen Freunde, die ich in anderen Stadtteilen besaß. Ein Glück! Eigentlich wußte er nur, daß ich überhaupt Verbindung zur Kommunistischen Partei gehabt hatte, zu Sauter, zu ihm selbst und zu

dem Holländer Gerrit Bork, der mit Frau und Kindern ausgewiesen worden war. Auf die Verbindung mit Schlu würde man natürlich stoßen. Aber der hielt unter allen Umständen dicht. Und wenn ich selbst dicht hielt, würden die Dinge nicht herauskommen, die mir wirklich Kopf und Kragen kosten mußten – die Einquartierungen vor allem. Verbindung mit der Partei, und daß ich Geld für sie gegeben hatte – in meinem Fall war das schon böse genug. Wahrscheinlich würden mich auch meine Auslandsreisen verdächtig machen. Meinen Paß würde man mir wegnehmen. Trotzdem war ich nach wie vor entschlossen, ihm den Revolver nicht zu holen. Sollte ich mich etwa seinem Bruder ausliefern? Der war angeblich unpolitisch. Ob das auch stimmte? Vielleicht war er ein Nazi. Auf keinen Fall wollte ich mit ihm etwas zu tun haben. Er konnte mich anzeigen oder erpressen. Nein, darauf wollte ich mich nicht einlassen. So sann ich hin und her und konnte nicht schlafen.

Am Morgen saß ich beim Frühstück, als die Post kam. Ein Brief machte mich sofort stutzig. Die Adresse war von einer ungefügten Hand mit Bleistift geschrieben. Auf der Rückseite kein Absender. Ich öffnete das Schreiben mit Herzklopfen. Es war von Konrad. Ein Drohbrief. Er hätte keine Wahl, schrieb er. Er würde heute noch anrufen, zwischen vier und fünf Uhr nachmittags. Wenn ich es durchaus nicht anders wollte, so würde er sich stellen, aber er würde sich diesmal loskaufen. Um welchen Preis, wüßte ich. Wenn er zum Schwein würde, so wäre es meine Schuld. Ich habe den Wortlaut des Briefes nicht im Gedächtnis behalten, wohl aber den Inhalt.

Ich überlegte kurz, was ich tun konnte. Den Revolver würde ich ihm nicht bringen. Vielleicht könnte ihn doch noch jemand zur Vernunft bringen, jemand, der ihm nahestand? Der alte Sauter? Oder die Liesel? Sie würde ich wohl nicht antreffen, sie ging ja auf Arbeit, soviel ich wußte.

Ich kleidete mich an und ging fort. Eigentlich wollte ich zu Sauter. Dabei mußte ich an Konrads Wohnung vorbei und sah, daß ein Fenster offenstand. Da ging ich ins Haus und klingelte. Liesel machte mir auf. „Ich muß dich dringend sprechen, Liesel, allein.“ Da machte sie die Tür zur Küche zu, in der jemand rumorte, und zog mich in die Stube. „Der Untermieter“, erklärte sie.

Ich erzählte ihr leise und in kurzen Worten mein Erlebnis mit Konrad und gab ihr den Brief zu lesen.

Es war weder die Liesel, wie ich sie zuerst gekannt hatte, hübsch und frisch und verliebt, noch die Liesel aus der Fischhandlung mit der steif ondulierten Frisur, den geschminkten Wangen und Lippen. Sie war mager geworden, das Gesicht war schmal und blaß, die Augen waren eingesunken. Sehr leidvoll sah sie aus. Bei meinem Bericht liefen ihr die Tränen auf die Schürze herunter. Schließlich sagte sie: „Gut, daß du zu mir gekommen bist. Der alte Sauter ist gar nicht in Dresden. Der Konrad. Der Konrad.“ Sie

weinte auf. „Dieser arme Teufel. Er ist kein Schwein, nein, wirklich. Sag ihm, daß ich ihn erst einmal sprechen muß, unbedingt, und sag ihm, ich weiß, daß er kein Schwein ist. Er soll dahin kommen, wo wir zum erstenmal miteinander getanzt haben. Er weiß schon. Heute abend. Nicht vor neun. Sag ihm das. Er wird bestimmt kommen.“

Ich konnte nichts weiter sagen oder fragen, der „Untermieter“ rief laut nach ihr, da schob sie mich schnell auf den Flur und von da zur Wohnungstür hinaus. Im Fortgehen hörte ich aus der Wohnung die polternde Männerstimme und wie die Liesel kreischend antwortete.

Zur festgesetzten Stunde rief Konrad an. Ich richtete mit möglichst ruhiger Stimme und möglichst wortgetreu die Botschaft aus. „Und das Dingsda?“ fragte er. „Bringt sie das Dingsda mit?“

„Sie will erst einmal mit dir sprechen, im übrigen tu, was du willst.“ Den zweiten Satz schrie ich in die Muschel. Meine Nerven gaben plötzlich nach, ein Wutanfall kam über mich, ich knallte den Hörer auf die Gabel. Die Telefonklingel schrillte von neuem, ich ließ sie schrillen, zog den Mantel an, setzte einen Hut auf und stürzte davon. Erst ging es durch den großen Garten, dann im Finstern stundenlang durch Straßen und Gäßchen. Spät erst kam ich nach Hause, schlang ein paar Bissen hinunter, dann legte ich mich ins Bett, nicht ohne vorher ein starkes Schlafmittel zu nehmen, das ich zufälligerweise besaß. Mochte kommen, was da wollte, ich mußte erst einmal Ruhe haben.

Die Liesel und der Konrad trafen sich indessen in dem Lokal, in dem sie zum erstenmal miteinander getanzt hatten. Es war gerade „Ball“, und die beiden tanzten zusammen wie in alten Tagen. Dazwischen saßen sie an einem kleinen Tisch für sich allein, aßen etwas und tranken und rauchten. Und hatten sich viel zu erzählen. Es muß eine Art gegenseitiger Beichte gewesen sein. Dann tanzten sie wieder. In dem Saal waren hohe Spiegel, ein wenig blind waren sie, aber man konnte sich gut darin sehen, wenn man daran vorbeiwaltzte. Wir sind immer noch ein schönes Paar, dachte die Liesel. Sie hat mir das alles erzählt, als ich sie drei oder vier Wochen später im Krankenhaus besuchte.

Für Konrad war es der letzte Abend seines Lebens. In den frühen Morgenstunden erschoss er sich mit dem Revolver, den ihm die Liesel zugesteckt hatte. Auf dem Grabe seines kleinen Jungen. Die Genossen fanden das melodramatisch, und es stimmte sie nicht versöhnlicher gegen ihn.

Die Genossen urteilten hart über Konrad R. Und was nach seinem Tod herauskam, rechtfertigte ihre Härte. Er hatte gewußt, daß die Partei seine offen ausgesprochene Angst vor einer dritten Vernehmung berücksichtigte, daß sie ihm deshalb keinerlei Aufträge gab, so bitter nötig sie jeden einzelnen Genossen brauchte. Und dann hatte er sich mit dieser gefährlichen

Person eingelassen, die mit etlichen Nazis auf du und du stand, die ihm Geld und Geschenke herauspreßte! Wahrscheinlich war sie eine richtige Gestapoagentin und sollte ihn aushorchen. Einiges hat sie auch herausgebracht. Sie und die Polizei wußten, daß er von etlichen Leuten Geld erschwindelte, und zwar unter der Vorspiegelung, es für Parteizwecke zu brauchen. Wer diese Leute waren, wußten sie nicht. Die Gestapo hat ihn wirklich nicht zum drittenmal vernehmen können. Tote schweigen.

Die Liesel hat ihren Konrad nur kurz überlebt. Sie starb wenige Tage nach meinem Besuch im Krankenhaus. An Blutvergiftung. Sie lag in der gynäkologischen Abteilung. Ärzte und Schwestern gaben sich alle Mühe, aus ihr herauszubringen, wer den verbotenen Eingriff gemacht hätte. Sie blieb dabei, daß sie selbst Hand an sich gelegt hatte. Vielleicht war es wahr. In ihren Fieberphantasien kämpfte sie bald Seite an Seite mit Konrad gegen die Polizei, bald tanzte sie mit ihm an hohen Spiegeln vorbei. Dann nickte sie dem Traumbild zu und murmelte: „Wir sind immer noch ein schönes Paar.“

Der alte Sauter ist über den Fall Konrad R. nie hinweggekommen. Er ist darüber zum Greis geworden. Von allen Genossen, die Konrad und Liesel gekannt hatten, war er der strengste Richter. Er ließ keine mildernden Umstände gelten. Nicht einmal das Unglück mit dem Kind. „Sie waren keine richtigen Kommunisten“, sagte er, „wenn sie richtige Kommunisten gewesen wären, hätten sie sich zurechtgefunden. Viele haben dasselbe mitmachen müssen wie Konrad, und viele haben sich in den Folterkellern erschlagen lassen. Das waren die richtigen.“ Dabei blieb er, solange er lebte.

CAUSA GOTTESMANN

Ein Bericht

Es war im Jahre 1943. Für die nach Trans-Nistrien, dem von den Rumänen zwischen Bug und Dnestr besetzten Teile der Ukraine deportierten Juden wehte ein besonderer Wind. Formal suchten die rumänischen Machthaber ihre „weitschauende“ Politik freilich noch zu betonen, in Wirklichkeit aber war ihnen jedes Mittel recht, die Juden zu vernichten. Tote sind stumm. Mit Worten und Gesten brachten sie zum Ausdruck: „Wir wären ja so feine, nette Leute, wenn die bösen Deutschen uns nicht im Genick säßen und wir nicht nach ihrem Willen handeln müßten.“ Und sie betonten das Legalitätsprinzip. Es konnte zum Beispiel passieren, daß ein Gendarm, der einen Juden mißhandelt hatte, vom Kommandanten mit großem Tamtam bestraft wurde. Gendarmen aber, welche Juden niederknallten, weil sie dreißig Meter außerhalb der Lagergrenzen bettelten, wurden von eben demselben Kommandanten, Hauptmann Fetekau mit Namen, belohnt und ausgezeichnet. So sah das „Legalitätsprinzip“ aus.

Hauptmann Fetekau konnte gemeinsam mit Oberst Loghin den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die Konzentrationslager in Petschiara und Cariera de Piatre so eingerichtet zu haben, daß sie ungefähr vierzigtausend Juden das Leben kosteten.

Zu dieser „Politik der Weitsicht“ gehörte es auch, die jüdischen Ärzte „arbeiten“ zu lassen. Sie wurden in die verschiedenen kleinen Lager im Bezirk Tulschin oder in die Spitäler transferiert.

Es herrschte großer Ärztemangel.

Meine Frau, Ärztin, wurde in das Spital Bratzlaw versetzt, das für die Bevölkerung des ganzen Kreises zuständig war. Der Kreis zählte fünfundvierzig Dörfer.

Im Spital waren nur zwei Ärzte tätig: Direktor war Doktor Arnenko, Einheimischer aus Bratzlaw, kriegsgefangener Major und Chirurg; meine Frau leitete das ganze Ambulatorium und die Aufnahme solcher Patienten, die Spitalpflege nötig hatten.

Anfänglich war das Ambulatorium schwach besucht; nur zehn bis zwölf Patienten kamen täglich. Dank der Arbeit meiner Frau und der Art, wie sie sich zu den Patienten verhielt, schnellte die tägliche Besucherzahl auf sechzig bis siebzig hinauf. Meine Frau arbeitete zehn Stunden am Tag.

Die Wohnung, die uns von der Gendarmerie angewiesen worden war, lag ungefähr einhundertfünfzig Meter vom Spital und zweihundert Meter von der Brücke über den Bug entfernt. Ich durfte sie überhaupt nicht, meine Frau nur zur Arbeit im Spital verlassen.

Bratzlaw war ein größerer Marktflecken von etwa fünftausend Seelen. Dort gab es zwei Konzentrationslager für Juden und ein Kriegsgefangenenlager. Aber außer den Juden, die Oberst Loghin den Deutschen ausgeliefert hatte, damit diese sie im Lager langsam und qualvoll über den Weg der Arbeit und des Hungers zu Tode brachten, gab es noch drei andere Gruppen von Juden, von denen jede einzelne ganz andere „Lebensbedingungen“ hatte. Diese drei Gruppen unterstanden offiziell nur den Rumänen. (Die SS hatte natürlich immer die Möglichkeit einzugreifen, weil die rumänischen Behörden gewöhnlich vor den Deutschen feige zurückwichen und „Wünsche“ blind und sklavisch ausführten.) Die erste Gruppe bestand aus ungefähr siebenzig ukrainischen Juden, etwa zwanzig Familien aus Bratzlaw, welche ihre Behausungen in der Nähe des Marktplatzes hatten und Handwerker waren (Glaser, Schneider, Klempner, Schuster, Uhrmacher und so weiter). Das war der überlebende Rest der dreitausend Juden, welche die Deutschen und die Rumänen bei ihrem Einmarsch in Bratzlaw vorgefunden und „unblutig“ aus der Welt gebracht hatten. Sie trieben sie nämlich alle – Männer, Frauen, Kinder – über den damals nur schwach gefrorenen Bug, jagten sie solange von einem Ufer zum anderen, bis sie einbrachen und jämmerlich ertranken. Andere setzten ihrem Leben selber ein Ende. Dies tat zum Beispiel die Frau des Doktors Halitzki, eines sehr angesehenen Zahnarztes aus Bratzlaw. Die beiden noch minderjährigen Söhne des Ehepaares Halitzki hatten sich bei Ausbruch des Krieges freiwillig in die Rote Armee gemeldet, und der Vater hatte in einem Zeitungsartikel seiner Freude, seinem Stolz über die für ihn selbstverständliche Tat seiner Jungen Ausdruck verliehen und seine Mitbürger zur Nachahmung aufgefordert. Er war dieses „Verbrechens“ wegen von den Rumänen verhaftet worden und auf dem Transport nach Tulschin spurlos verschwunden. Wahrscheinlich war er von den Gendarmen am Weg bei einem „Fluchtversuch“ erschossen worden. Als seine Frau sich zwei Tage lang bei allen nur erreichbaren Behörden die Füße wundgelaufen und als einzige Antwort von allen Seiten nur ein stereotypes Achselzucken und ein Wir-wissen-Nichts erhalten hatte, übergieß sie ihre Kleider mit Benzin, zündete sich an, rannte, von unsäglichem Schmerzen gefoltert, schreiend als lodernde Fackel durch die Straßen und verbrannte.

Die zweite Gruppe bestand nur aus meiner Frau und mir. Uns wurde ganz in der Nähe des Spitals von der Gendarmerie eine Wohnung angewiesen, aber wir waren völlig isoliert und mußten häufig, meistens bei Nacht, Haus-suchungen über uns ergehen lassen, wobei nach Büchern, Zeitungen, Briefen

und nach Beweisen eines Verkehrs oder eines Kontakts mit der einheimischen Bevölkerung gefahndet wurde. Die Rumänen wiesen dem ärztlichen Personal lediglich aus psychologischen und propagandistischen Gründen „eigene Wohnungen“ an, denn sie verbreiteten unter der einheimischen Bevölkerung überall folgende Mär: „Seht, wie gut wir es mit euch meinen! Wie wir immer nur an euch denken, für euch sorgen! Wir haben, um dem Ärztemangel abzuhelpfen, mitten im Krieg für euch ausländische Spezialisten gebracht, deutsche und rumänische Ärzte.“ Das konnte natürlich nur behauptet und geglaubt werden, wenn wir nicht im Lager wohnten.

Unsere Lage und psychologische Situation aber war durch diese komplette Isolierung, die nur sehr schwer und unter Lebensgefahr durchbrochen werden konnte, noch schwerer und niederdrückender geworden. Im Lager hatten wir wenigstens den Anschluß an unsere Leidensgefährten, unsere Kameraden gehabt. Wir waren dort unter Menschen, konnten einen Gedanken mitteilen, einander helfen, trösten, Nachrichten austauschen, man fühlte sich als Teil des Ganzen, man konnte sich gegenseitig aufrichten, sich an verschiedenen unterirdischen Aktionen beteiligen. Man konnte arbeiten oder es sich wenigstens einbilden. Hier aber in Bratzlaw waren wir ganz, ganz allein. Allein zwei Menschen auf einer einsamen Insel, mitten im unendlichen Ozean des Hasses, umgeben von den Wogen der Todfeindschaft und der Verachtung. Es war, als stünden wir zwei kleinen Menschen schutzlos, ungedeckt in finsterner Nacht auf freiem, ebenem Feld zwischen ihren Scheinwerfern, die von allen Seiten konzentrisch ihr kaltes, stechendes Licht auf uns gerichtet hielten, um uns erbarmungslos zu verderben. Jedes unserer Worte, jede Geste wurde überwacht, wurde registriert. Man erzeugte in uns durch diesen fortwährenden kalten Terror das lastende, niederdrückende Gefühl: Du bist aus dem Verkehr gezogen, liegst auf totem Geleise. Du bist allein ohne jede Verbindung zu anderen Menschen, einer unsäglich mächtigen, tadellos funktionierenden Mordmaschine ausgeliefert, welche dich später oder früher erledigen muß und der du nicht entgehen kannst.

Die dritte Gruppe waren für drei Monate zur Arbeit in Trans-Nistrien mobilisierte jüdische Ärzte und Apotheker aus dem Regat (Altreich Rumänien). Hauptmann Fetekau hatte ihnen bei Todesstrafe verboten, mit uns oder anderen deportierten Juden in Verbindung zu treten. Ferner war ihnen eingeschärft worden, daß sie auch später, nach ihrer Heimkehr ins Regat nichts erzählen oder berichten dürften, was sie in Trans-Nistrien gesehen oder gehört hatten. In Bratzlaw verstärkte der Ortsgendarmeriekommandant, Leutnant Popescu, die Drohung, indem er ihnen von seinem gut funktionierenden Überwachungssystem erzählte. Zur Erschwerung jedes Verkehrs mit der Außenwelt wurden sie im Spital, und zwar in der Isolierbaracke der Epidemieabteilung, untergebracht und taten nur dort Dienst.

Zusammen mit meiner Frau besiegte ich ihre Angst, ging zu ihnen in die Flecktyphusabteilung, wo siebzig Fälle Flecktyphus lagen, schilderte ihnen unsere Lage, erzählte von den Morden und Grausamkeiten der Gendarmen; sie hingegen teilten mir Nachrichten aus der Außenwelt mit. Ich pumppte möglichst viel von unserem Leben mit allen Details in sie hinein und bat sie, es nach ihrer Heimkehr weiterzugeben, zu verbreiten. Außerdem gab ich ihnen Briefe mit, als sie wegfuhr. Die Sache klappte, die Wahrheit sickerte langsam durch, unsere Mitteilungen erreichten das gewünschte Ziel. Nun erfuhren viele vom sadistischen Wahnsinn, von dem mit Geschäft gepaarten organisierten Verbrechen der rumänischen und deutschen Hakenkreuzler.

Die Judenlager trugen die Namen „Dormann“ und „Horst Wessel“. In ihnen wurden zu Anfang ungefähr eintausenddreihundert Juden untergebracht. Als wir hinkamen, im Januar 1943, war ihre Zahl schon sehr dezimiert, sowohl durch „natürlichen“ Abgang: Tod durch Hunger, als auch durch die mehr oder weniger regelmäßig stattfindenden Aktionen der SS, welche im Anfang zuerst alle Intellektuellen, alle Alten über 45 Jahre, alle Kinder bis zu zwölf Jahren, dann überhaupt alle durch Krankheit oder Entbehrung Geschwächten, alle aus irgendwelchen Gründen Mißliebigen (oder ganz einfach, weil man ihrer guten Schuhe und Pullover habhaft werden wollte) ermordeten.

Die Opfer wurden zuerst von den angeheiterten SS-Leuten mißhandelt, unter Schlägen im Lagerhof zusammengetrieben, auf Lastautos geworfen, verladen, in den Wald von Raigorod gebracht und dort erschossen oder mit Spaten, Brechstangen, Schraubenschlüsseln, Bleiknüppeln, was gerade zur Hand war, erschlagen. Sie wurden in Schanzen oder Gruben geworfen und oberflächlich mit Erde bedeckt.

Die Bauern aus der Umgebung vermieden es ängstlich, sich diesen Stellen zu nähern, weil vorgekommen war, daß einer unversehens vor einem kleinen Hügel stand, der sich wie Wasser bei leichtem Windhauch kräuselte; dazu war leises, dumpfes Ächzen und Stöhnen hörbar. Schwerverwundete waren es, die, lebendig begraben, in ihrem Todeskampf die Erde erbeben ließen. Es war, als ob sich die Erde selber aus Schmerz über das, was sie sehen oder von den Menschen erdulden mußte, im Fieber schüttelte. Die Gräser, das Moos und die Blätter im Umkreis waren mit Blut bespritzt.

Als auf diese Weise die Zahl der Lagerinsassen auf ungefähr zweihundert zusammengeschmolzen war, wurden beide Lager vereinigt; Kommandant war nun ein gewisser Dormann von der Firma Dormann aus Remscheid. Weiter gab es dort einen Polizeifeldwebel der Organisation Todt und einen SS-Mann; letzterer hatte die entsprechend harte Behandlung der Juden zu überwachen und kümmerte sich überhaupt um alles, was in Bratzlaw vorging. Bratzlaw war zwar offiziell rumänisches Okkupationsgebiet,

aber die beiden Lager unterstanden den Deutschen, und zu allem Überfluß war dort noch eine Feldpolizeiabteilung stationiert, die ein gewisser Hauptmann Ueberlacher befehligte. Die Deutschen hatten nämlich starkes Interesse an der Straße von Bratzlaw nach Semenki, da diese den Weg zwischen verschiedenen Städten auf deutschem Okkupationsgebiet um etwa achtzig Kilometer abkürzte. Aus diesem Grunde hatten die Deutschen sich gegenüber dem rumänischen Bezirkshauptmann Oberst Loghin verpflichtet, die Straße mit eigenen Kräften, das heißt mit ihren Sklaven, Juden und Kriegsgefangenen, selber instand zu setzen und zu erhalten.

Die Juden wurden von den Leuten der Organisation Todt (oder, wie ich sie nannte, Organisation Tod) und von der rumänischen Miliz bewacht, bei der Arbeit beaufsichtigt und angetrieben. Die Leute der Organisation Todt legten auf Grund eigener Beobachtung oder nach den Meldungen der Milizionäre die Listen an und rapportierten alle Arbeitsunwilligen oder Arbeitsunfähigen. Diese Rapporte erhielt der Lagerkommandant, gab sie einem SS-Mann weiter, der dann mit einer eigens zu diesem Zweck herbeigeholten SS-Mannschaft oder mit dem in Bratzlaw anwesenden Bewachungspersonal die Opfer liquidierte.

So waren sie alle Täter und Komplizen.

Die Juden im Lager erhielten als Verpflegung dreimal in der Woche zweihundert Gramm Brot und zweimal täglich heißes Wasser, Suppe genannt. Gearbeitet wurde, mit einer einstündigen Pause, von sechs Uhr früh bis fünf Uhr abends im Steinbruch und an der Straße. Die im Steinbruch von den Männern gebrochenen großen Steinbrocken wurden von den Frauen mit fünf bis acht Kilo schweren Hämmern in kleinen Schlögelshotter zer schlagen. Zum Steinbruch waren noch ungefähr dreieinhalb Kilometer zu gehen, so daß außer der zu leistenden Arbeit täglich noch ein Weg von zehn Kilometern zurückgelegt werden mußte. Wer keine Schuhe mehr besaß, wurde als arbeitsunfähig sofort erschossen.

Im Winter lag der Steinbruch ruhig. Die Juden, Frauen und Männer, arbeiteten zu dieser Jahreszeit meistens nur an der Straße, bei der Straßenerhaltung und beim Schneeschippen. Die meisten hatten dann erfrorene Hände, Füße, Nasen, Ohren. Aber es gab keine Unterbrechung der täglichen Fronarbeit, schwang doch über alle, neben den physischen Antreibern, unsichtbar der grausame Tod seine Peitsche; er ereilte alle, die aus irgendeinem Grunde einmal, nur einmal ausruhen wollten. So fronten, litten und hungerten sie, bis sie zusammenbrachen. Aber auch dann kamen sie nicht zur Ruhe. Ihre Kadaver wurden irgendwo auf einen Haufen geworfen, von Hunden und Schweinen angefressen und verschleppt, ohne daß wenigstens die barmherzige Mutter Erde sie tief und sanft in ihre Arme hätte nehmen können. Auch die Angehörigen erfuhren nie, wo die gemordeten Opfer geblieben waren.

In Bratzlaw trugen alle Juden gelbe Sterne, den „gelben Fleck“, und zwar vorne auf der linken Seite in Herzhöhe und auf dem Rücken in der Gegend des Schulterblattes. Deutsche und Milizionäre erklärten uns zynisch, daß man an diesem Stern sofort die Todeskandidaten erkennen könne, nur der Tag der Hinrichtung stehe noch nicht genau fest. Außerdem erleichtere der „gelbe Fleck“ bei einem Fluchtversuch das Zielen und erhöhe die Treffsicherheit.

Meine Frau hatte in ihrer Arbeit Unannehmlichkeiten mit dem Direktor, der ihr Vorwürfe machte, daß sie im Spital zu „klinisch“ arbeite, zuviel Aufmerksamkeit an den einzelnen Fall, den einzelnen Patienten verschwende.

Aber sie hatte ihre angespannte, wirkliche Arbeit, und ich beneidete sie darum. Sie arbeitete in ihrem Beruf und konnte kranken Menschen helfen; ich schlich mich hie und da zu ihr ins Spital, weil ich an manchen Tagen unter Platzangst litt. Dann überkam mich der Gedanke: Wenn ihr etwas passiert, dann soll es uns wenigstens beide gleichzeitig treffen.

Gegen Ende Januar setzte Dormann bei den rumänischen Sanitätsbehörden in Tulschin durch, daß im Spital Bratzlaw ein Jude aus dem Lager, ein Dentist, arbeiten sollte. Er sollte vor allem Leute der Organisation Todt und die deutschen Heeresangehörigen im rumänischen Spital in Bratzlaw behandeln. Dentisten gab es sonst nur in Tulschin, 20 Kilometer von Bratzlaw entfernt. Wir wunderten uns sehr, weshalb Dormann sich für den Juden, den Dentisten, so einsetzte, nach Tulschin fuhr, beim Bezirkshauptmann intervenierte und alles anwendete, um die Sache einem guten, schnellen Ende zuzuführen. Später kamen wir hinter das Geheimnis: Dormann brauchte verschiedene Zahnreparaturen, und es gab sonst keine so billige Gelegenheit für ihn, sich diese zu verschaffen.

Eines Tages war der Dentist Gottesmann da und begann mit seiner Arbeit. Schon am nächsten Tag schlich ich mich von unserem Haus aus zur Hinterseite des Spitals und gelangte von dort in den Raum, wo Gottesmann arbeitete. Ich konnte mich mit ihm längere Zeit unterhalten, da er keine Patienten hatte. Sie waren erst für Nachmittag angemeldet. Nur die junge ukrainische Ärztin Kruschelnitzkaja, welche die Flecktyphusbekämpfung und Sanitätsinspektion im flachen Land leitete, störte uns für zehn Minuten. Sie ließ sich die Zähne von Gottesmann nachsehen, scherzte ein wenig mit mir, sie konnte gebrochen deutsch sprechen, und ging wieder fort.

Obwohl es sonst unter Lagerjuden nicht üblich war, über persönliches Schicksal oder vergangenes Leid zu sprechen, bat ich Gottesmann doch, da mir sein stilles, ruhiges Wesen gefiel, zu erzählen, was er bisher erlebt hätte.

Gottesmann war ein junger Mensch von ungefähr 25 Jahren, er hatte feine Züge, lange, schmale Hände, trug eine Brille, war hochgewachsen, seine Gesichtsfarbe war blaß. Die Augen waren mandelförmig geschnitten und von

blaugrauer Farbe. Er wirkte in seinem weißen Mantel ganz als Mediziner an seinem Platz. Er sprach langsam, ruhig wie Menschen, die, nachdem sie Schweres durchgemacht, schon ihr persönliches Leid überwunden haben und wissen, daß nur eines wichtig ist: beim Ende – wenn es irgend möglich ist – dabei zu sein.

Er berichtete: „Ich gehörte zu jenen Juden, die Oberst Loghin im August 1942 bei der sogenannten ‚deutschen Aktion‘ an die Deutschen auslieferte. Beim Abtransport war ich mit meiner Mutter und meiner Frau zusammen. Meine Frau trug meine paar Instrumente, die ich noch aus Czernowitz gerettet hatte. Ich stützte meine Mutter, eine alte Frau. Im Gedränge blieb ich mit ihr, die nicht schnell genug gehen konnte, etwas zurück. Meine Frau wurde durch die drängenden Massen nach vorne geschoben, und so wurden wir von den SS-Leuten in zwei verschiedene Lastautos geworfen. Ich kam in das Lager nach Teplik, 250 Kilometer vom Bug entfernt. Wo meine Frau hingekommen war, wußte ich nicht.

In Teplik arbeitete ich im Steinbruch als Steinklopfer.

Meine Mutter wurde gleich bei der ersten ‚Aktion‘, ungefähr acht Tage nach unserer Ankunft, umgebracht. Bei dem gleichen Massaker liquidierten sie auch alle Kinder. Es war im Bluttausch dieses Tages gelungen, einige Kinder zu verstecken. Doch der Lagerkommandant, der Angst hatte, daß man es erfahren könnte, ließ sie am nächsten Tag lebendig in die Senkgrube der Latrine werfen, wo sie in den Kotmassen erstickten.

Ich wurde nicht erschlagen, obwohl sie sonst Intellektuelle besonders schnell erledigten; sie hatten erfahren, daß ich Dentist war, und sie benötigten Zahnreparaturen.

Ich hungerte und suchte, suchte meine Frau, ohne eine Spur von ihr entdecken zu können. Ich fragte jeden deutschen Patienten nach ihr, klagte jedem mein Leid, wurde fast irrsinnig in meiner Qual.

Einer meiner deutschen Patienten, ein Chauffeur, der einen höheren SS-Offizier zu fahren hatte und längere Zeit in meiner Behandlung war, versprach mir, bei seinen Fahrten durch die Konzentrationslager meine Frau zu suchen.

Er hielt Wort. Als er nach zwei Monaten wiederkam, teilte er mir mit, daß er meine Frau im Lager in Bratzlaw entdeckt hätte, wo sie im Steinbruch arbeitete.

Ich hungerte und arbeitete, machte ein Gesuch nach dem anderen. Vergebens.

Durch einen besonderen Glücksfall – das Lager in Bratzlaw forderte einen Dentisten an – gelang es mir, wieder mit Hilfe des Chauffeurs, der bei seinem Herrn intervenierte, nach Bratzlaw zu kommen. Jetzt, wie Sie sehen, arbeite ich hier und bin glücklich, so wie dies unter unseren Umständen

möglich ist: Ich bin mit meiner Frau zusammen. Ich glaube auch, durch meine Arbeit für mich und meine Frau täglich einen halben Laib Brot verdienen zu können, damit wir nicht verhungern.

Stellen Sie sich mein Glück vor: die Nazis haben mir nicht die Hände zerschlagen. Auch die Arbeit im Steinbruch habe ich ohne Unfall überstanden. Denn was fängt ein Dentist ohne leichte Hand oder gar nur mit einer Hand an?“

„Die Aussichten, zu überleben, sind hier etwas günstiger geworden“, sagte ich. Der Friseur Kronenfeld nämlich, der als einziger Jude aus dem Lager seines Berufes wegen in der Stadt herumspazieren konnte, hatte bei Offizieren, die er zu rasieren hatte, gehört, der SS-Mann solle weggehen und kein neuer mehr kommen. Außerdem brauchten sie viele Arbeiter, so daß sie sich den Luxus des sinnlosen Mordens nicht mehr leisten konnten.

„Es ist schließlich nicht so wichtig“, sagte ich, „was hinter uns liegt. Das einzig Wichtige ist nur, daß ein paar von uns als Zeugen überleben und vielleicht im Gerichtssaal von Europa ihre Stimme werden erheben können.“

Das war der einzige Gedanke, der mich die ganze Zeit besessen beherrschte.

„Ach“, sagte Gottesmann, „wenn man so hart, so unbeugsam bleiben könnte wie Sie! Ich will jetzt nichts als mit meiner Frau beisammen sein, täglich das Stück Brot verdienen, das wir haben müssen, um zu leben und nicht zu verhungern, damit wir vielleicht beim Ende dabei sind. Mehr will ich nicht.“

„Wenn wir erschlagen werden, ist das auch nicht so interessant“, sagte ich. „Was wir fühlend dachten – wird weiterleben.“

„Ja, wenn sie uns vor dem Tode nur nicht so quälen würden!“ erwiderte er.

Wir drückten uns die Hände. Auf Wiedersehen. Alles Gute.

Ich lief schnell in meine Wohnung.

Einige Tage später teilte mir meine Frau mit: „Weißt du, Gottesmann scheint krank zu sein. Er ist nicht zur Arbeit erschienen.“

Ich fragte den zweiten, den dritten Tag: „Ist Gottesmann schon da?“

„Nein“, antwortete mir meine Frau. „Und zwei Umstände fallen mir auf: es kommen keine deutschen Patienten mehr aus dem Städtchen nach ihm fragen, wie es am Anfang der Fall war, und jeder im Spital, den ich vorsichtig nach ihm aushorchen will, weicht mir aus.“

„Frag doch die Juden aus dem Lager!“

„Die kommen jetzt nicht mehr“, antwortete meine Frau. „Es ist ein neuer SS-Mann da, der läßt sie nicht mehr ins Spital gehen.“

Einige Zeit später stand ich am Zaun und starrte rauchend in die Winterlandschaft. Ich hatte für uns Holz gehackt und machte eine Arbeitspause.

Dr. Kruschelnitzkaja ging vorbei. Sie wollte eilig an mir vorüberhuschen. Ich rief sie an. Wohl oder übel mußte sie stehenbleiben.

„Was ist mit Gottesmann passiert?“

Sie sah mich an, sah sich ängstlich um. Die Dorfstraße war menschenleer.

„Sie dürfen es niemandem erzählen. Sie wissen, was mir und Ihnen passiert, wenn es herauskommt, daß ich etwas weitergegeben habe, was dort geschehen ist.“ In ihrem gebrochenen Deutsch berichtete sie mir, was sich zugetragen hatte:

Die Ablösung für den SS-Mann war gekommen. Der alte ging, ein neuer kam. Am Abend saßen die beiden in der Wohnung nahe dem Lager und tranken. Als sie entsprechend feuchtfrohlich waren, schlug der alte dem neuen vor, einen Lageralarm zu veranstalten; er wollte ihm sein Lager, seine Juden vorführen: „Meine Juden sind tadellos dressiert, bei mir klappt alles.“

Sie gingen ins Lager. Es war Mitternacht. Die Miliz mußte das Lager alarmieren: „Alles raus! Alles im Hof antreten!“

Der aus dem Schlaf gerissenen Juden bemächtigte sich eine furchtbare Panik. Es war finster, sie waren schlaftrunken. Die Frauen weinten und kreischten. Sie sprangen von den Pritschen. Sie stolperten übereinander. Sie behinderten sich gegenseitig. Sie stürzten durcheinander, übereinander zu den Türen. Sie fielen. Es mußte alles schnell, schnell gehen. Die Miliz trieb mit Schlägen.

Sie hatten schon viele solcher Appelle mitgemacht, manche waren „harmlos“ gewesen, man war nur geschlagen oder beschimpft worden. Von anderen aber war der Mann, die Frau, das Kind, die Mutter nicht zurückgekommen. Welcher Art solch ein Appell war, wußte niemand vorher.

Man konnte auch nicht Abschied voneinander nehmen. Alles mußte so rasch gehen, wie Viehstücke durften die Häftlinge nicht einen Moment zur Besinnung kommen, nicht einen Moment lang fühlen, daß sie auch Menschen waren.

Aus alter Gewohnheit ließ Gottesmann die Frauen zuerst hinausgehen. Er blieb daher an der Tür hinter den anderen etwas zurück.

Er wurde der letzte.

„Ein Saujud, so ein Scheißer, will sich drücken, will flüchten!“ brüllte der neue SS-Mann.

Er hob den Revolver, den er entschert in der Hand hielt, und schoß.

Gottesmann fiel zu Boden. Er war am Kopf getroffen. Er lebte noch. Seine Frau stürzte zu ihm hin. Sie warf sich über ihn.

„Sei ruhig, überleb's!“ stöhnte er.

Der SS-Mann war hinzugetreten: „Da hast du den Gnadenschuß!“ Er setzte die Pistole an die Schläfe des Juden und drückte ab. Gottesmann war sofort tot. Man zerrte die Frau fort.

Appell.

In aller Frühe wurde Gottesmann verscharrt.

„Niemandem erzählen!“ sagte noch einmal die Kruschelnitzkaja beschwörend, sah sich um, wischte sich eine Träne aus den Augen, gab mir die Hand und eilte von dannen, sich scheu nach allen Seiten umschauend.

Ich blieb wie erstarrt zurück.

Du hattest dich gefreut, ein Stückchen Brot zu verdienen, mit deiner Frau zusammen zu sein. Wo? Im Lager!

Doch man darf jetzt nicht denken, nicht nachdenken. Heute gilt es dir, morgen mir. Der Tod ist nicht das Schrecklichste für uns.

Was wir fühlend dachten, wird weiterleben.

Nur, wie sie uns vorher martern, das ist kaum zu ertragen.

Die Soldaten an der Front haben es leichter als wir. Sie haben eine Organisation, bekommen Essen, tragen Uniformen, werden, wenn sie verwundet sind, aus der Feuerlinie getragen, vom Arzt verbunden, ins Spital gebracht. Sie erhalten als gerechte Belohnung für ihre Heldentaten Auszeichnungen, Standbilder und Gedenktafeln. Für die Hinterbliebenen sorgt der Staat ausreichend. Die Soldaten wissen, wofür sie kämpfen. Sie haben Waffen, können reagieren, sie schlagen zurück und erleben die herrlichen Augenblicke: Der Feind ist geschlagen, er flieht, der Sieg ist unser! Werden sie gefangen, so ist ihr Los als Kriegsgefangene mehr oder minder international geregelt.

Wir aber? Wir ertragen das Schreckliche jahrelang, wir warten jede Sekunde, jede Minute, jede Stunde, wir warten Tage, Monate, Jahre auf den Tod. Dieser Tod aber ist tölpelhaft dumm, ist sinnlos. Und wir können uns nicht wehren. Nur ein Gedanke hält uns aufrecht: Ich verrecke zwar, aber du Bruder im Ural, überm Ozean, in Hindustan oder in China, du irgendwo lebendiges, pulsendes Herz, du aufrecht-waches Gewissen wirst mich, wirst uns alle rächen.

Und für diesen Gedanken tragen wir Millionen Namenlosen den Hunger, die unmenschliche Arbeit und die immerwährende Folter. Fallen nicht auch wir für den menschlichen Mut, für das Gewissen, für die menschliche Freiheit? Müssen nicht unsere Nachkommen und selbst die Nachkommen unserer Henker ihr Leben ändern, wenn sie von uns erfahren?

Wir sind die Millionen namenloser Märtyrer, aus deren verwesten Kadavern, auf deren Knochen der neue Tempel der Menschheit errichtet werden wird. Der Sieg ist unser. Auch wenn unser Antlitz durch die Peitschen der Faschisten zerrissen wird, auch wenn sie unsere Knochen durch die Folter brechen, wir sind die Sieger.

Doch nicht denken, nicht denken – handeln, tun! Aber was kann ich dafür, es denkt in mir, und ich kann die Gedanken nicht fortwischen.

Das Wichtigste war, Haltung zu bewahren, solange es ging, um die Gefährtin meines Lebens nicht unnötig nervös zu machen.

Ich hackte weiter Holz.

Als meine Frau nach Hause kam, war sie bleich. „Du weißt? Ich weiß.“

Weiter sprachen wir darüber nicht, wir aßen nur an diesem Tage nichts.

Eine Woche später, so erzählte mir meine Kameradin, kam Frau Gottesmann heimlich ins Spital. Die Juden arbeiteten mit Schneeschippen und Besen vor dem Spital auf der Straße. Frau Gottesmann bat, ihr Käufer für einige Kleidungsstücke und Instrumente ihres Mannes unter den einheimischen Ärzten und Feldschern zu vermitteln. Meine Frau versprach, es zu tun.

Wir sahen uns beide an. Wir wußten, was es bedeutete. Alles wurde zu Geld gemacht, um . . . Aber es war schon gefährlich, darüber zu sprechen.

Meine Frau nahm die Instrumente und verkaufte sie. Den Erlös erhielt Frau Gottesmann.

Mitte Februar.

Es war ein heller, klarer, freundlicher Wintertag.

Ich erwartete meine Frau am Tor unseres Hauses zur Mittagspause, denn neuerdings ging ich nicht mehr aus. Der Friseur Kronenfeld hatte mich gewarnt; der SS-Mann hätte eine Bemerkung fallen lassen: Ich stecke fortwährend mit den Juden aus dem Lager zusammen, ich unterhalte Beziehungen zu Kriegsgefangenen, ich tausche Nachrichten aus, ich triebe Propaganda. Er hatte mich also aufs Korn genommen.

Nicht daran denken.

Meine Frau kam. Sie hielt den Kopf gesenkt, sie taumelte. Ich lief ihr entgegen, nahm ihr die Tasche ab. Tränen rollten ihr über die Wangen: Ich führte sie ins Zimmer, sie fiel auf einen Stuhl. Ihr Körper bebte.

„Was ist los? Erzähle! Beruhige dich!“ Ich gab ihr ein Glas Wasser zu trinken.

„Frau Gottesmann ist geflüchtet!“

Ich nickte mit dem Kopf, das wußten wir doch. Deshalb hat sie doch alles zu Geld gemacht. Dann erzählte meine Frau stockend die Geschichte.

In der vergangenen Nacht hatten sie sich auf den Weg gemacht, Frau Gottesmann und noch fünf Juden, zwei Frauen und drei Männer. Sie waren unter dem zweieinhalb Meter hohen Stacheldrahtzaun hindurch gekrochen, mit dem das Lager umgeben war.

Ein Hund hatte angeschlagen.

Die alarmierte Miliz war ihnen nachgeeilt und hatte sie schon einen Kilometer vom Lager entfernt wieder eingeholt. Mit Gewalt hatten sie die entflohenen Häftlinge ins Lager zurückgebracht.

„Heute früh trat das ganze Lager an. Man riß den drei Frauen und den drei Männern mit Schlägen die Kleider vom Leib.“

Nackt – mußten sie wieder durch ebendieselbe Stelle hindurch kriechen, durch die sie in der Nacht geflüchtet waren.

Nackt – mußten sie im frostkalten Wintermorgen zu einer hundert Meter vom Lager entfernten Stelle gehen.

Nackt – mußten sie sich dort ein Grab schaufeln. Sie mußten sich mit dem Gesicht nach unten da hineinlegen und wurden alle sechs, einer nach dem andern, durch einen Schuß ins Genick erledigt.

Ihre nackten Leichen liegen noch jetzt dort im Schnee.

Das hat mir heute im Spital ein Milizionär aus dem Lager heimlich flüsternd erzählt“, schloß die Frau. „Er hatte selbst an dieser Exekution teilgenommen, und das kalte Grauen hatte ihn ergriffen, selbst ihn!“

Schluchzen schüttelte sie, ihr Körper zitterte. Ich streichelte sie sanft.

Jetzt die Zähne zusammenbeißen! Man muß es überstehen! Nur nicht den Kopf verlieren, sonst ist alles verloren!

„Du mußt ins Spital zurück. Zur Arbeit. Es ist Zeit.“

„Ich habe solche Angst um dich.“

„Lächerlich, was soll mir schon hier zu Hause passieren! Geh zur Arbeit, geh!“

Zwei Nächte später.

Draußen schlägt ein Hund an. Er heult langgezogen.

Ein Lastauto fährt langsam durch die Gasse. Vor unserem Hause oder auch nebenan bleibt es stehen. Der Motor läuft ratternd weiter.

Man hört in der Winternacht halblaute Stimmen.

Meine Frau fährt hoch, sie rüttelt mich.

Ich tue, als ob ich geschlafen hätte. „Was ist los?“

„Hörst du nicht!“

„Nun, was geht uns das an“, versuchte ich mich selbst zu täuschen. „Es gilt nicht uns, es wird beim Nachbarn sein.“

„Ich habe solche Angst.“ Ihre Hand suchte die meine. „Versprich mir, wenn etwas passiert – laß mich mit dir gehen!“

„Du mußt bleiben. Du wirst mich und die anderen rächen.“

„Ich kann nicht. Ich bin schwach.“

„Man muß dazu nicht stark sein. Man muß nur erzählen, wie es gewesen ist. Die Wahrheit sagen – die Wahrheit wird sie erschlagen. Es darf nicht nur Tote, Stumme geben. Einige müssen auch Zeugen sein. Überlebende. Sonst war alles nur kranke Phantasie.“

„Was will man von uns! Was will man von uns!“ flüsterte meine Frau mit erstickter Stimme, während sie im Krampf meine Hand hielt. „Was haben wir verbrochen?“

Ich legte meinen Arm um sie, zog sie weich an mich. „Komm Liebste, mach jetzt nicht schlapp! Erschwere es mir nicht!“

Sie küßte mich.

Mein Haar sträubte sich. Die Knie zitterten mir. Die Zähne taten mir weh. Ich hielt mit aller Gewalt an mich. Am liebsten wäre ich aus dem Bett gesprungen, zum Fenster gelaufen, hätte die Laden aufgerissen, um zu sehen, was auf der Straße vorging.

Hätte am liebsten gebrüllt: Macht ein Ende! Macht ein Ende! Das hält man nicht mehr aus! Das hält man nicht mehr aus!

Aber ich blieb ruhig im Bett liegen, unterdrückte mit aller Gewalt alles Unruhige, Fahrige, Fiebrige in mir.

„Vielleicht sind wir alle, alle mitschuldig“, sagte ich heiser, mit gepreßter Stimme. „Wir und alle übrigen, die wir die Bestien hochkommen ließen.“

Wie habe ich, wie hast du gegen die Trägheit des Herzens in der Welt gekämpft?

Haben wir, als wir es noch konnten, jeden Faschisten, den wir trafen, unschädlich gemacht, damit die braune Seuche sich nicht weiter über die geschändete Erde verbreite?

Meine Frau schmiegte, drückte sich an mich.

Draußen flüsterten Stimmen.

Wir lagen da, ohne Regung, und trieben steuerlos ins uferlose Meer, in die dunkle Nacht, die uns finster, drohend von allen Seiten umgab.

Wir lagen lang ausgestreckt, stumm, aneinandergepreßt, Hand in Hand, die Finger krampfhaft ineinander verflochten und warteten ... warteten ...

Deutsche Dichter hatten sich mit feurigem Pathos zur Wehr gesetzt, daß man dieses Reich den Rückfall ins Mittelalter nannte. Ach, er ging viel weiter zurück, eintausendfünfhundert Jahre zurück und noch weiter, bis zu den Zeiten, in denen man die Kreuze aufrichtete und die Schädelstätten baute.

Ernst Wiechert

LÜGE

*Stiehl
einer Birke zur Frostzeit
ein schlafendes Reis.
Gib ihm Wasser und Wärme –
lüge ihm so einen Frühling.*

*Erwachen wird es
und blühen.
Blühen wird es
und sterben –
ohne Frucht.*

AN KLEINBÜRGERGRÄBERN

*Als sie Kinder waren,
Besäßen sie sich und sonst nichts.
Dann verkauften sie sich,
um zu besitzen:
Nabrung und Nachkommen,
ein angenehmes Leben und ein Vaterland.
Sie erstanden das Recht:
Ihre Kraft zu vergeuden für einen Broterwerb;
ihre Zeit zu vergeuden für einen Schrebergarten;
ihre Einfalt zu vergeuden für eine Meinung;
ihr Leben zu vergeuden für ein Ansehen.*

*Ihr Broterwerb blieb ungenügend.
Ihr Schrebergarten verschandelte die Erde.
Ihre Meinung belästigte die Nachkommen.
Ein Ansehen erreichten sie nie.*

*Als sie starben, starben sie häßlich,
linkisch, unbedeutend und unbefriedigt.*

*Für ein fröhliches Aus-der-Welt-Gehen
besaßen sie nichts.*

*Alles, was sie besessen hatten, als sie gekommen waren,
hatten sie aufgebraucht bei ihren Bemühungen
um den Besitz.*

DER PHILOSOPH SPRICHT

Ich ergründe die Gesetze der Trägheit.

Denn:

Trägheit ist Beharrlichkeit.

Beharrlichkeit ist Beständigkeit.

Beständigkeit ist Sammlung.

Sammlung ist Stärke.

Stärke ist GröÙe.

GröÙe ist Erfolg.

Erfolg habe ich nötig.

*Deshalb ergründe ich die Gesetze der Trägheit
und wende sie an.*

KLEINER BITTGESANG

Ihr, die ihr mit leidendem Herzen

die Weisheit des Lebens gespürt.

Ihr, die ihr erfahren mit Schmerzen,

wie schnell man den Menschen verführt:

Verlangt nicht allzuviel, der Mensch ist träge –

er sieht das Loch und fällt danach hinein.

Es ist der Mensch zumeist sich selbst im Wege –

er sieht den alten Hut und kauft ihn trotzdem ein.

Ihr, die ihr mit zündenden Worten

das Feuer der Taten geschürt.

Ihr, die ihr an vielerlei Orten

den Fortschritt mit Kraft propagiert:

*Verlangt nicht allzuviel, der Mensch ist träge –
er denkt schon links und handelt weiter rechts.
Es ist der Mensch zumeist sich selbst im Wege –
er ist das Kreuz des menschlichen Geschlechts.*

*Ihr, die ihr die Reden genossen,
ihr, die ihr vom Fortschritt gebört,
kommt, zeigt den lieben Genossen,
wie sich ein Fortschritt gebört.*

*Verlangt nicht allzuviel, doch seid nicht träge –
stoßt ihn ins Kreuz und haut ihm auf den Hut.
Und steht der Mensch sich auch zumeist im Wege –
bringt ihn in Trab, das tut dem Menschen gut.*

LIED VON DER EILE

*Da wächst ein Fleisch auf den Weiden.
Die Schlächter stehen bereit,
das Fleisch mit Macht zu zerschneiden,
es hat zum Wachsen nicht Zeit.*

*Wenn sie nur nicht solche Eile hätten,
wäre es besser für sie.
Was sie ohne diese Eile hätten,
kriegen sie nie.*

*Da geht ein Weib durch den Hafen.
Die Männer stehen bereit,
das Weib mit Macht zu beschlafen,
es hat zum Lieben nicht Zeit.*

*Wenn sie nur nicht solche Eile hätten,
wäre es besser für sie.
Was sie ohne diese Eile hätten,
kriegen sie nie.*

*Da wurde ein Weiser gefunden.
Die Leute stehen bereit,*

*mit Macht ihm Ruhm zu bekunden,
er hat zur Weisheit nicht Zeit.*

*Wenn sie nur nicht solche Eile hätten,
wäre es besser für sie.
Was sie ohne diese Eile hätten,
kriegen sie nie.*

BITTE

*Johannes, der alte Maurer,
ist tot.
Wie der Mörtel,
mit dem er Stein zu Steinen fügte,
ist sein Gesicht,
sind seine Hände auch.*

*Der Junge,
den er gestern schelten mußte
wegen Achtlosigkeit,
bekam seine Kelle.*

*Vom Schornstein,
der sein letzter wurde,
stieg heute Morgen
der erste Rauch.*

Begrabt ihn ohne Lügen.

STILMITTEL DES ZEITGENÖSSISCHEN ROMANS

Das Fühlen und Denken der Menschen offenbart sich in ihrem Handeln und in ihrer Rede. Handlung und Rede sind daher wichtige Elemente jedes epischen Werkes. Über die Handlung des neuen Romans von Eduard Claudius „Von der Liebe soll man nicht nur sprechen“ kann, da erst zwei Kapitel vorliegen*, Gültiges noch nicht gesagt werden. Jedoch lassen diese vorliegenden Kapitel genügend Beobachtungen über die Sprachleistung zu. Es will schon recht erscheinen, daß die künstlerischen Sprachmittel Claudius' in dem neuen Roman reicher und vielfältiger sind als in „Menschen an unserer Seite“.

Das trifft in erster Linie auf die künstlerische Rede zu. Der Dichter gebraucht – insbesondere in dem Kapitel „Abschied mit Tränen“ – in starkem Maße die uneigentliche direkte Rede **. Sie fehlte auch in den „Menschen“ nicht, trat aber dort als kompositorisches Element gegenüber der direkten Rede weit zurück und war nicht das feine, vielgestaltige Mittel, das sie in dem jüngsten Werk des Dichters ist.

Von den drei Redeformen, die wir im künstlerischen Werk finden, der direkten, der indirekten und der uneigentlichen direkten Rede, spielt die indirekte Rede nur eine untergeordnete Rolle. Das ist verständlich. Sie beschränkt sich darauf, den Inhalt einer Rede annähernd wiederzugeben, wobei die sprachlichen Besonderheiten des Sprechers meist unbeachtet bleiben. Die Gefühle, die Emotionen, die den Sprecher beim Reden bewegt haben, finden in der indirekten Rede keine Widerspiegelung.

Claudius gibt zuweilen – er geht dabei über die Norm der allgemeinen Literatursprache hinaus – der direkten Rede die Form der indirekten Rede. Er bewahrt auf diese Weise die Eigentümlichkeiten des gesprochenen Dialogs, behält aber zugleich den erzählenden Ton bei. Er vermeidet es, dem ganzen Vorgang die Form einer selbständigen Szene zu geben, deren Gewicht dann zu der Bedeutung des Vorgangs für die Gesamthandlung in keinem richtigen Verhältnis stünde. Wir lesen zum Beispiel: „Heute wohl wäre sie (Christine) mit jedem anderen in Streit geraten, aber daß es gerade Anton

* NDL, Heft 3/1956.

** In der deutschen Stilistik auch unter der Bezeichnung „erlebte Rede“, „halbdirekte Rede“, „verschleierte Rede“, „Imperfekt als Rede“, „raunendes Imperfekt“ (Th. Mann) bekannt.

war, der neben ihr im Abteil saß, blies ein besonders helles Windchen in ihr Feuer. Ob sie gesagt habe, daß es regne? Er sitze wohl im Rundfunkhaus und melde den Regen erst, wenn's Gewitter schon hinterm Kronsberg stehe? Oder ob er . . .“

Während in „Menschen an unserer Seite“ das Zwiegespräch, die Wechselrede, vorherrscht und das Selbstgespräch, das Ausbreiten der inneren Gedankenwelt eines Gesprächspartners, als Kompositionselement stark zurücktritt, hat in dem neuen Werk der Einblick in die Bewußtseinssphäre einer Gestalt – in der Form der uneigentlichen direkten Rede – selbständige kompositorische Funktion. Beide Redeformen, die direkte und die uneigentliche direkte, haben gemeinsam, daß sie das gesprochene Wort unmittelbar wiedergeben, daß sie neben dem Inhalt der Rede auch die Gefühle, die Emotionen des Sprechers widerspiegeln. Die direkte Rede bewahrt dabei völlig die Sprachform der Äußerung. Leibhaft steht die Landmagd Christine vor uns, wenn wir sie zum Großbauern Hülsebeck sagen hören: „Koch, wer will . . . koch, wer sich den Gast eingeladen hat. . . Wird wohl auch so ein Freßsack sein, so ein Saufaus und Liederjan . . . ein Hergelaufener, den man mit einer Ente und einem Stück Schweinefleisch kaufen kann.“ Inhalt, Wortbestand, Rhythmus, Intonation und Syntax gehören ganz der Rede Christines. Inhalt, Wortbestand, Rhythmus, Intonation und Syntax der Figurenrede bleiben auch in der uneigentlichen direkten Rede erhalten. Wir erfahren zum Beispiel, wie Hülsebeck in seinem Hirn auf Christines Worte reagiert: „Hoffremder Kröter, so bin ich vor ihr, so als sei ich eines Tages mit einem Bettelsack gekommen, mit stinkenden Socken und Schuhen, in die der Regen hinein- und herauslaufen konnte. Seit die Frau, krank wie sie gewesen war, ihr nach und nach die Zügel überlassen hatte, hatte sie auf dem Kutschbock gesessen, die Zügel fest in der Hand, und hatte nicht nur drauflosgeknallt, sondern ihm auch, wenn's ihr richtig erschien, die Peitsche um die Ohren geschlagen. Ja ihm, denn er zog die Kutsche, er war im Geschirr, und sie hielt die Zügel. Früher hatte er auf dem Kutschbock gesessen, nicht auf dem des Hauses, sondern auch das ganze Dorf hatte er an den Zügeln. Aber heute? Er zuckte ergeben die Schulter. Droht auch noch! Wie schwer, heut jemand zu finden für den Haushalt, und jemand zu haben, der einem am Abend wegwischt, was nicht wegzuwischen war.“

Wörter und Wendungen wie „hoffremder Köter“, „mit einem Bettelsack kommen“, „stinkende Socken“, die bäuerliche Vorstellungswelt: „auf dem Kutschbock sitzen“, „drauflosknallen“, „die Peitsche um die Ohren schlagen“, die um eine bestimmte Vorstellung hartnäckig kreisenden Gedanken, dargestellt durch das Stilmittel der variierenden Wiederholung: „Zügel überlassen“, „Zügel fest in der Hand haben“, „die Zügel halten“, „an den Zügeln haben“, die Fragen: „Aber heute?“, die Ausrufe: „Droht auch noch!“, die

Interjektionen: „Ja“, die Kürze der Selbstverständigung: „Wie schwer, heut jemand zu finden. . . und jemand zu haben. . .“, der Satzbruch: „Früher hatte er auf dem Kutschbock gesessen, nicht auf dem des Hauses, sondern auch das ganze Dorf hatte er an den Zügeln“ – alle diese Darstellungsmittel verleihen der Textstelle den Charakter einer Rede. Sie verstärken ihre Emotionalität, den Widerhall der Gefühle, die den Sprechenden bewegen.

Gleichwohl enthält die Textstelle Elemente, die einer direkten Aussage Hülsebecks fremd wären: „mit . . . Schuhen, in die der Regen hinein- und herauslaufen konnte“, oder: „Er zuckte ergeben die Schulter“. Diese Worte setzt der Autor hinzu. Sie kommentieren. Der Autor mischt sich in die Rede der Figur ein. Indem er auf wörtliche Wiedergabe der Rede verzichtet, schafft er sich freie Hand, die Figurenrede zu bearbeiten, zu erläutern und, wenn er es will, seine Meinung dazu zu sagen. So wird nicht (wie in der direkten Rede) die Figurenrede mechanisch übertragen, sondern in die Rede des Autors eingeschlossen. Der Inhalt der Rede wird gedanklich verstärkt („mit Schuhen, in die der Regen hinein- und herauslaufen konnte“). Die direkte Rede wird umgewandelt in die uneigentliche direkte Rede. In ein und denselben Worten und Sätzen fallen zwei Redesphären, Figuren- und Autorenrede, zusammen. Autor wie Figur sprechen. Aussage der Figur und Kommentar des Autors erfolgen gleichzeitig.

Sind Figuren- und Autorenrede in der uneigentlichen direkten Rede vereint, so sind sie in der direkten Rede scharf voneinander abgegrenzt. Neben die Rede der Figur setzt der Autor – durch den Doppelpunkt getrennt – seine kommentierende Rede. Das Bild der Landmagd Christine vervollständigt sich durch die Bemerkungen, die der Autor hinzusetzt: „Koch, wer will“, sagte sie grob, ‚koch, wer sich den Gast eingeladen hat.‘ Auf seinen bösen Blick hin, in die erhobenen Arme: ‚Überhaupt . . . bald werd ich wohl zur Haustür hinausgehen und nicht mehr hereinkommen.‘ – ‚Nu . . . nu . . . Christine . . .!‘ machte Hülsebeck. Aber sie sah, daß er seine Beschwichtigung nicht ganz ernst meinte, daß ihm das Blut in die Augen schoß; sie schauderte zusammen. ‚Wird wohl auch so ein Freßsack sein . . .‘, fuhr sie fort, ‚ein Hergelaufener . . .‘. Bisweilen beschränkt sich der Autor auf einführende oder zwischengeschaltete Bemerkungen: „sagte sie grob“, „fuhr sie fort“. Bisweilen rückt der Autor seinen Kommentar in den Vordergrund: „Auf seinen bösen Blick hin, in die erhobenen Arme“. Ergänzung des Autors und Rede der Figur werden in der Komposition des Textes kombiniert.

Die direkte Rede dient dem Zwiegespräch, der Aufdeckung der Widersprüche in den Urteilen von Handlungspartnern oder -gegnern, deren Reden sich durch individualisierenden, das innere Wesen des Gesprächspartners charakterisierenden Stil unterscheiden. Wir beobachten dies in trefflicher Weise in der Wechselrede zwischen der Gutsherrin von Knullendorf und

ihrem Pferdeknecht Anton: „Pferde anschirren? Jau denn...‘ – ‚Nu los, Anton, man wacker!... Sie müssen mich nach dem Westen, über die Elbe bringen.‘ – ‚Nach dem Westen?... Über die Elbe?‘ – ‚Sie sind schon in Pritzwalk... in Pritzwalk sind schon die Russen!‘ – ‚Und?‘ – ‚Ja... aber... ja... aber... Sie können mich doch nicht allein lassen! Ich befehle Ihnen...! Anton, Sie haben es immer gut bei uns gehabt... Wie können Sie es verantworten, wenn der Herr einmal nach Hause kommt und Sie fragt...‘ – ‚Die Russen?... Was soll das? Mir werden sie schon nichts tun!‘“

In weit höherem Maße als die direkte Rede dient die uneigentliche direkte Rede als Mittel der Charakterisierung der Gestalt. Sie enthüllt den Kampf der Widersprüche, der in der Seele eines Menschen entbrennt, sie deckt seine Bedenken und Schwankungen auf, sie offenbart seine Überlegungen und Entschlüsse. Indem der Autor die uneigentliche direkte Rede anwendet, distanziert er sich von seiner Gestalt. Die Gestalt spricht über die Ereignisse und schätzt sie ein. Insofern enthält die uneigentliche direkte Rede ein subjektives Element, den subjektiven Standpunkt der Gestalt. Gleichzeitig – in denselben Worten und Sätzen – nimmt der Autor, wie wir gesehen haben, ebenfalls durch seine kommentierenden Worte Stellung zu den Ereignissen. Insofern enthält die uneigentliche direkte Rede ein objektives Element, den objektiven Standpunkt des Autors. So wird ein und dieselbe Erscheinung gleichzeitig von zwei verschiedenen Standpunkten aus betrachtet: vom subjektiven Standpunkt der Gestalt und vom objektiven Standpunkt des Autors. Die Darstellung wird dadurch vielgestaltig und abwechslungsreich, so vielgestaltig, daß sich die Funktionen der uneigentlichen direkten Rede gar nicht verallgemeinern lassen, daß jeder konkrete Fall ein individuelles Herangehen erfordert.

Die Stilmittel sind dem Inhalt der Aussage untergeordnet. Der Inhalt schreibt die spezifische Anwendung dieses oder jenes Mittels vor. Die uneigentliche direkte Rede wird vom Autor dann bevorzugt werden, wenn es gilt, individuelle Besonderheiten der Gestalt hervorzuheben, ihre seelische Beschaffenheit zu enthüllen, ihre Bewußtseinsstufe zu verdeutlichen. Das ist in hohem Maße bei der Einführung Christines der Fall. Zwei Sphären stehen nebeneinander: die Bewußtseinssphäre Christines und das Wissen des Autors von den Vorgängen um Christine. Wir erleben den Abschied in der Schau Christines. Christine sagt es zu sich: „Nun noch einen Schritt.“ Sie erlebt in Gedanken die Zeit voraus, die lange Zeit, die sie fern von ihrem Mann sein wird. Ihren Abschiedsschmerz teilt der Autor. Er deutet die zwiespältigen Gefühle, das Lachen und das Weinen der Heldin. Die Heldin befiehlt sich selbst: „Also Köfferchen und Netz weggelegt... und wieder hinausgeschaut.“ Sie schaut in die Augen ihres Mannes und findet keine Worte. Für sie spricht der Autor und legt ihr Empfinden bloß. Endlich findet die Heldin eigene,

innere Worte: „Ach Thonke . . . Eine Last bist du!“, und dem Leser wird die Tiefe ihrer Empfindung bewußt, als der Autor das äußere Erscheinungsbild der Heldin zeichnet. Die Handlung schreitet fort. Der Autor berichtet über sie. Dem Bewußtsein Christines drängt sich besonders lebhaft die widerspruchsvolle, ihrem eigenen Wesen fremde Gestalt der Martha Torsten auf. Das lärmende Dorf, die Blicke Thonkes werden zu Sinneseindrücken. Christine überläßt sich ihren Gedanken. Ihre Ehe, ihr Studium, das Dorf, das Vergangene, ihr Dienst bei Hülsebeck, all das durchlebt sie noch einmal. Anton Poncek, ihr Zuggefährte, reißt sie aus ihren Erinnerungen. Anton weiß um ihren Kummer, und erneut bewegt sie der Gedanke an ihre Ehe. Aber des klugen Antons Werben führt sie in die Gegenwart zurück. Christines niedergedrückte Stimmung verfliegt.

Der Heldin inneres Leben breitet sich so vor uns aus. Ein Mensch wird sichtbar, den die Wechselfälle des Lebens hart angefaßt haben, der ihnen aber trotzte, dem unter der Liebe eines Menschen ein neues Herz wuchs. Aber dieses neue Herz ist noch nicht stark genug, als daß es ohne weiteres jeder Forderung des Tages standhielte. Es schwankt, sucht Halt, es verzweifelt fast, endlich aber erstarkt es, im Widerstreit mit den Forderungen des Lebens, des Mannes. Das Stilmittel, das dem Dichter erlaubt, das innere Wesen der Heldin zu erschließen, ihre Bewußtseinsstufe zu deuten, ist die uneigentliche direkte Rede. Vielgestaltig wie dieses Stilmittel ist, überträgt es den einzelnen Sätzen die verschiedensten Funktionen und bewirkt eine vielgestaltige syntaktische Struktur, eine große Mannigfaltigkeit im Wortmaterial. Der Text wird bewegt, kontrastreich und inhaltsschwer. Wir verfolgen unter diesem Gesichtspunkt nur einmal die ersten Sätze des Werkes. Sie sprechen Christines Gedanken aus. Dicht vor dem Zug steht sie, und sie nimmt in ihren Gedanken die gleich darauf eintretenden Handlungen vorweg. Aber nicht die Handlungen selbst beschäftigen sie, sondern das, was an Ursachen und Entscheidungen, an Plänen und Zielsetzungen dahinter steht. Die uneigentliche direkte Rede nimmt den Worten ihre ursprüngliche Bedeutung und verleiht ihnen sinnbildlichen Gehalt. Daß die Sätze Rede sind, verrät die umgangssprachliche, emotionale Syntax: „Nun noch einen Schritt (*umgangssprachlicher eingliedriger Satz*), und wie wird . . . und ihr Gepäck . . . und dann wird . . . (*volkstümliche Anknüpfung durch „und“*). Und für ein Jahr, ein ganzes Jahr, für dreihundertfünfundsechzig Tage und Nächte wird sie ohne ihn sein (*volkstümliche bekräftigend-synonyme Wiederholung*). Und da begann . . . (*der Autor leitet seine ergänzende Bemerkung ebenfalls mit dem volkstümlichen „und“ ein*).

Kunstvoll die folgenden beiden Sätze, die auf der Antithese aufbauen: „Und zugleich (*„und“ -Anknüpfung*), in Gedanken an das verflossene Jahr und mit einem Blick auf den Bahnsteig (*antithetisch*), wo sich das Dorf staute

(Metonymie „Dorf“ für „Dorfbewohner“), mußte sie, während ihr die Tränen in die Mundwinkel rollten, hellauf lachen (*antithetisch; das Bild der Tränen detailliert und damit konkretisiert*). So also, lachend und weinend zugleich (*zusammenfassend, wiederholend, antithetisch*), im Gedenken an alles, was mit diesem tollen Jahr zusammenhing an Streit, Ärger, Liebe und Hochzeit (*antithetisch*) und an den Streit nach der Hochzeit, obwohl die Liebe anhielt (*antithetisch*), in all diesen Gedanken und Bildern (*zusammenfassend, wiederholend*) wischte sie sich im Lachen und Weinen (*wiederholend*) über Augen und Mund. Also Köfferchen und Netz weggelegt, den Mantel aufgehängt, die Augen getrocknet und wieder hinausgeschaut (*Selbstbefehle, Intonation der Ermahnung und Aufforderung*). Als sie in Thonkes, in die Augen ihres Mannes, in die blauverkniffenen, spöttisch wirkenden Augen sah, durchfuhr es sie durch und durch (*die sich in der Silbenzahl steigernde, volkstümlich-synonyme Wiederholung der Wendung „Thonkes Augen“ und eindringliche Wiederholung „durch ... durch ... durch ...“*). Und es war nicht der Spott, der sie bis in die Kniekehlen traf (*der nichtintellektuelle Mensch empfindet Verhaltensweisen wie Spott auch physisch; vgl. Gretchen über Mephistopheles*), nicht die bittere Ironie der Lippen, es war das, was hinter dem Spott saß, das, wofür Spott, ironieverkniffene Lippen nur Maske waren (*Antithese, Wiederholung, originelle Zusammensetzung „ironieverkniffen“*): Seine Liebe traf sie, seine unversiegbare Liebe des hellen Tages, der dunklen Nacht, seine Liebe auf immerdar (*volkstümliche, sich durch Variation steigernde Wendung „seine Liebe“; Antonyme „heller Tag“ und „dunkle Nacht“; die traditionelle, balladenhafte Fügung „seine Liebe auf immerdar“*).“

So wie der Gebrauch der uneigentlichen direkten Rede vom Inhalt der Aussage bestimmt wird, so wird auch der Gebrauch der direkten Rede vom Inhalt bestimmt. Der Autor verwendet die direkte Rede im ersten Kapitel sehr sparsam. Abschiedsschmerz und Bahnhofsunruhe unterbrechen jede Rede: „Thonke, hör ...!“ – „Thonke ...“ – „Warum denn ...“ Menschen, die einander nahestehen, sprechen in bestimmten Lebenslagen ohne Worte zueinander. Das Überwiegen der uneigentlichen direkten Rede vor der direkten Rede ist gerechtfertigt durch die Situation des schmerzvollen Abschieds.

Aus den reichen Erinnerungen Christines tritt eine Szene lebendig vor das Auge – die uneigentliche direkte Rede wandelt sich in die direkte Rede: „Hülsebeck aber stand in der Kammertür ... ‚Ida, Sie kommen gleich runter ...‘ – ‚Ich heiße doch nicht Ida ... ich heiße Christine.‘ – ‚Hier in diesem Hause heißen alle Mädchen Ida ...‘“ Die Entpersönlichung der Landmagd durch den Großbauern Hülsebeck wird Leitmotiv. Kernsatz, gleichsam Zitat, sind Antons Worte über die Sitzungen: „Maulhelden ... Maulhelden sind's! Nicht mit dem Maul, sondern mit den Händen muß man sprechen!“ Das

Gespräch zwischen Christine und Anton ist Gegenwart. Und die Gegenwart fordert die Form der direkten Rede.

Wir sind auf die künstlerische Rede so ausführlich eingegangen, weil ihre meisterhafte Anwendung durch den Dichter besonders ins Auge sticht, weil sie zu einem feinen Übersetzungsmittel der künstlerischen Intentionen geworden ist und als ein sehr kompliziertes Stilmittel gleichzeitig erzieherisch auf die Wahl aller Sprachmittel eingewirkt hat. Es ginge über den Rahmen dieser Studie hinaus, in gehöriger Weise die zahlreich und mannigfaltig auftretenden besonderen Sprachmittel darzustellen. Es soll nur flüchtig und recht lückenhaft auf sie hingewiesen sein.

Die Sorge des Dichters erstreckt sich in gleicher Weise auf Lexik, Phraseologie, Syntax, spezifische Stilmittel und Komposition. Bei Beschreibungen, Anreihung von Impressionen oder Überlegungen, bei kontextualen Voraus- und Rückbeziehungen dient das Wort (ein Verb, ein Substantiv) als bindendes Glied; es vereint heterogene Teile zu einer einheitlichen Gesamtvorstellung: „Christine tupfte sich über die Augen, helle klarblickende Augen, über die Nase, eine freche Stupsnase, tupfte mit Händen, die, wohlgeformt, zu fein fast für eine ehemalige Landmagd, doch da, wo's notwendig war, klat-schende Mauschellen auszuteilen vermochten.“ – „Der Zug schaukelte entlang dem Dorf, und alle Häuser, all die krummen Schornsteine und die schrägen Dächer schaukelten mit. Christine stand am niedergelassenen Fenster, schrie, winkte, und auch ihr war, als schaukle sie.“

Schon in „Menschen an unserer Seite“ fällt die Vorliebe des Autors für zusammengesetzte, kombinierte Adjektive auf, die die übergeordnete Erscheinung detaillieren und konkretisieren. Neben gelungenen Verbindungen verfiel jedoch der Autor bisweilen in Schematisierung („sein breites, tabakverflecktes Pferdegebiß“, „das breite knochige Gesicht“, „ihr gutes, breites Bauerngesicht“). In dem neuen Werk sind die Beobachtungen, insgesamt gesehen, feiner, differenzierter, etwa: „die blauverkniffenen, spöttisch wirkenden Augen“, „dieser bärbeißig ironische Anton Poncek“, „ein gutgehendes Maulwerk“, wobei die Epitheta nicht nur sachlich erläutern, sondern auch die betreffende Erscheinung charakterisieren, beurteilen.

Zur Charakterisierung der Personen tragen die originellen hauptwörtlichen Zusammensetzungen bei: Antons „gewichtige Vorsitzendenironie“, Hülsebecks „Hundeglupschaugen“ (vgl. in „Menschen an unserer Seite“: „Hauptmannsgesichter“, „Gutsbesitzergesichter“). Wesentlich aber auch hier, daß dieses stark verdichtete Wort- und Anschauungsmaterial nicht Selbstzweck ist, sondern sich in harmonischer Weise zu eindringlichen Gesamtbildern vereint: „Die Kammer setzte sie in Ordnung, so nach und nach; da machte sie ein Loch zu, strich die Wände mit Kalk, warf das faule Stroh aus dem Bett. Nachdem sie einige Wochen in ihrem Nest gehaust hatte, roch es nicht

mehr nach ungewaschenen Männerleibern und fauligem Stroh, nach Tabakknast und Schweißfüßen, sondern so, wie es im Zimmer eines Mädchens riechen muß: sittsam, nach Quitten die Wäsche und alles nach Brunnenwasser, Seife und Sonne.“

In engem Zusammenhang mit den Kompositen stehen die Wortverbindungen, die phraseologischen Fügungen: „den Marshallplan des Paschas nicht anerkennen“; „ein wenig Appetit für die schal gewordene Kost im Haus zu holen“; „vergruben all das, was sie nicht mit Bargeld, sondern mit dem Gewehrkolben in aller Welt eingekauft hatten; sie glaubten gar noch, damit wäre auch ihre Vergangenheit eingegraben“. Wohl sind die Fügungen „mit den Gewehrkolben einkaufen“ oder „die eigene Vergangenheit eingraben“ künstlerische Einmalbildungen, aber sie haben volkstümliche Färbung. So stehen sie in Eintracht neben phraseologischen Wendungen, die idiomatischen Charakter haben: „Das Jüngste Gericht war gekommen, und keiner wollte zu den Böcken gezählt werden. Alle zogen sich das Lammfell über, wenn's auch zuweilen zu kurz war und der Wolfspelz, der zottige, zum Vorschein kam.“ Oder: „... in die Augen schlagen, daß er Himmel und Hölle und alle Sterne tanzen sieht.“

Auf das syntaktische Gebiet lenkt die Vorliebe des Dichters für das Appositiv, das vor- oder nachgestellte Satzglied eigenschaftswörtlicher Bedeutung, dessen syntaktisch-semantiche Funktion der Funktion der hauptwörtlichen Apposition entspricht. Dieses Stilmittel, das prädikative Bedeutung hat, wendet der Autor sehr häufig an. Das erklärt sich semantisch daraus, daß das Appositiv das Hauptglied durch neue Merkmale, neue Vorstellungen vervollständigt und bereichert oder auch in besonderer Weise auf ein im Begriff des Hauptglieds enthaltenes Merkmal hinweist. Einige Belege: „Christine, am frühen Nachmittag im Garten hinter dem Haus über Tomatenpflanzen gebeugt, hörte Schritte hinter sich.“ – „Die Hände erdig, das Gesicht verschwitzt, im Blick etwas, das Hülsebeck warnte, etwas erbittert Abweisendes, Tieftrauriges, stand sie vor ihm.“ Wie die Belege zeigen, gestattet die Nebenordnung der eigenschaftswörtlichen Ausdrücke die Präzisierung durch weitere Ergänzungen.

Das Appositiv ist ein Mittel der syntaktischen Nebenordnung. Die Neigung zur syntaktischen Nebenordnung hat Claudius mit anderen zeitgenössischen deutschen Dichtern gemeinsam. Sie ist ein Symptom der Annäherung des künstlerischen Sprachstils an die gesprochene Volkssprache. Das Satzgefüge wird emotionalisiert durch freistehende Nominative, selbständige Infinitivkonstruktionen, durch Herausheben oder gar Absondern von Satzgliedern, die dadurch das Gewicht eines vollständigen Satzes erhalten, durch die verschiedensten Arten der Parenthese, des eingeschobenen Satzes, durch die Tendenz, Nebensätze in Hauptsätze zurückzuverwandeln, Nebensätze zu

verselbständigen, Genitiv- oder Präpositionalergänzungen aufzulösen. Auch dafür wenige Belege: „Lieber dann weiter die Straßengräben, die Feldscheunen, lieber weiter ohne Oberbett und Heimat.“ – „Ein wenig war ihr, wie man so sagt, das Wasser aus dem Krug geronnen.“ – „Zimmer! Schlaf monatelang auf offenen Bahnsteigen, im nassen Straßengraben, in Feldscheunen, durch die der Wind wie eine Herde Ratten pfeift, oder gar in den Bunkern von Hannover, Frankfurt und Essen, dann schauerst du . . .“ – „Christine sah zum Fenster hinaus, ihn dabei von der Seite mustern.“ – „Galger, der seit zwei Jahren Dorfschmied war – der Alte hatte sich eines Tages gegen zehn Uhr hingelegt, die Augen geschlossen und gesagt, er habe genug, und war dann gegen halb elf Uhr gestorben –, stammte auch aus einem Dorf in Böhmen.“ – „Welch ein Gast konnte das sein? Selbst Aufregung fühlte sie. Derweil er aber da war? Aufgeregt? Keine Spur! Nicht ein Fingerhut voll Aufregung im Herzen.“

Der allgemeinen Volkssprache stehen auch die unverbundenen zusammengesetzt-untergeordneten Sätze nahe. Da dabei die logische Beziehung der Sätze untereinander formal unausgedrückt bleibt, unterscheiden sie sich kaum von den zusammengesetzt-nebengeordneten Sätzen. „Die Mädchen, gingen sie früh auf die Felder oder kamen am Abend heim, schwenkten die Röcke verwegener.“ – „Wehten die Röcke der Mädchen im Abend, blühten die Kopftücher auf im Dämmern an den Wegen, schoben sie (die Burschen) ihre Mützen ins Genick, wippten in den steif gewordenen Knien, ruckten die Hosen hoch und bissen sich in die Lippen.“ Solche Sätze sind sehr charakteristisch für den Sprachstil des Autors.

Die Struktur des Satzes steht im Dienst des Ziels der Aussage. Verwickelte Gedankenfolgen (z. B. in der uneigentlichen direkten Rede) bedingen eine vielfach kombinierte Satzkonstruktion: „Aber lassen mußte man ihr (der Torstenschen): Mit ihren Armen, die wie die eines Mannes waren, hart und muskulös, packte sie zu, daß ein Zweizentnersack klein vor ihr erschien. Um so unverständlicher, daß sie mit solch kräftigen Armen, die sich wohl leicht selbst zu helfen wußten, mit solch gierigen Augen, die mehr als alle Gespenster erblickten, an Geister hinter Büschen, an solche auf dem Friedhof und andere glaubte, an eine Legion, die durch die Luft sauste.“

Sollen wir an Vorgängen unmittelbar teilnehmen, stehen wir mit dem Autor dicht am Tatort und erkennen wir die Einzelheiten, so begegnen wir dem einfachen Satz: „Er (Hülsebeck) sah umher. Kreuze sahen ihn an, Grabmonumente, dunkle Edeltannen und Buchsbaum, der im Mond altsilbern glänzte. Das Schluchzen der Frau machte, daß auch ihn schauderte. Er horchte. Nichts rührte sich. Nur der Wind im Geäst knarrte. Lange horchte er. Auf dem Katzenkopfpflaster schienen nie Schritte gedrohnt zu haben.“

Die Struktur des Satzes wird aber nicht allein von der Aussagefunktion

bestimmt. Auch die stilistische Absicht, die ästhetische Funktion wirken auf sie ein. Das ist zum Beispiel in dem folgenden Satz der Fall, der das Prädikativ in die stilistische Endstellung drängt und es dadurch besonders hervorhebt: „Neugierig auf den Gast, schon allein wegen des Aufwands für den Abend, des seltsam verächtlichen Lächelns um Hülsebecks Mund, der Mischung aus Spott und Drohung in seinen Augen, hatte sie aus sich gemacht, was sie war: ein hübsches Weibsbild, trotz Küchenmagd und Mädchen für alles.“ Freilich ist letztlich die kontextuale Absicht des Autors die Ursache für die stilistische Hervorhebung. Der erwartete Gast ist Thonke. Christines erste Begegnung, die so entscheidend für sie und Thonke sein wird, ist in dieser Weise eingeleitet, wobei Hülsebecks, des verabscheuten Mannes, Einstellung den Weg Christines zu Thonke anbahnt.

Bei der Verwendung von spezifischen Stilmitteln fallen insbesondere die mannigfaltigen Methoden des Vergleichs auf. Der Vergleich verdeutlicht die seelische Situation: „Er (Hülsebeck) schlich aus der Kammer wie ein Hund, den man beim Fleischstehlen ertappt hat.“ Er versinnbildlicht ein Urteil: „die Erfahrung, daß Männer vor den Frauen nicht immer so breit sind, wie ihre Schultern scheinen.“ Er steigert die Aussage durch Übertreibung: ein Taschentuch, „das schon naß, wie aus dem Bottich gezogen war“. Er veranschaulicht eine Erscheinung: Sitzungen ziehen sich „wie amerikanischer Kaugummi“. Er polemisiert: „Gott ist kalt wie eine Winternacht.“ Er verurteilt: „Sie (die Herrin von Knullendorf) hielt die Peitsche wie einen Säbel in der Hand.“ Er charakterisiert: „Sie (die Gutsherrin) sah einer gerupften Pute ähnlich.“ Er symbolisiert die Wirkung eines Wortes: „Einem Wort hört er (Hülsebeck) nach, das wie eine Angel vor ihm hin und her pendelte: maßgeblich!“ Das Bild des Vergleichs ist zumeist aus der Sphäre der ländlichen Begriffswelt genommen. Das trägt entscheidend zur Verdichtung und Einheitlichkeit des Gesamttextes bei. Geschickt ist auch das Mittel der bildhaften Periphrase benutzt. Anton, der Pferdeknecht, sagt sich von der Gutsherrin los. Der Dichter umschreibt dies: „Aber Anton hatte schon den Stallknecht mit dem alten Rock an den Nagel im Pferdestall gehängt.“

Im Vorstehenden ist nur ein Teil dessen gesagt, was den Bereich der Stilanalyse ausmacht. Nichts ist mitgeteilt über die Komposition, über die Expressivität, über das Wechselverhältnis von Aussagegehalt und Form, kaum etwas über das Sprachporträt, über die literarische Zugehörigkeit des Wortbestands, über charakterologische Sprachmittel, über das Wechselverhältnis von künstlerischem Sprachstil und allgemeiner Volkssprache usw. Aber eines mag deutlich geworden sein: Die ersten beiden Kapitel des neuen Romans von Eduard Claudius enthalten das Versprechen, daß der jungen sozialistischen Literatur Deutschlands ein wertvolles, in ästhetischer Hinsicht auch den strengen Leser nicht enttäuschendes Werk geschenkt wird.

MACUMBA

Vor 10 Jahren, am 7. September 1946, starb Paul Zech, der sich vor allem durch seine Nachdichtungen der Lyrik Villons einen Namen gemacht hat. Weniger bekannt ist leider sein eigenes erzählerisches Werk. Die folgende Erzählung erschien zum erstenmal im Jahre 1937 in der literarischen Monatsschrift „Das Wort“, die damals von Bertolt Brecht, Lion Feuchtwanger und Willi Bredel in Moskau herausgegeben wurde.

Schon in Pernambuco wollten mich die Freunde mit einem Macumba bekanntmachen. Daß es sich bei diesem, in ganz Brasilien verbotenen, Negertanz nicht um eine saftige Bordellangelegenheit handeln konnte, sagte mir schon der Name. Ein afrikanisch klingender, götzekultischer Begriff verknüpfte sich damit. Was in Wirklichkeit dahintersteckte, woher mir die Verdeutlichung des Begriffes gekommen war, dafür hatte ich keine klare Erinnerung mehr. Ich wußte auch nicht mehr, ob ich darüber in Büchern etwas gelesen hatte oder aus einem Film erfahren. Die netten Menschen, mit denen ich in Pernambuco zu tun hatte, verrieten mir immerhin so viel: daß der Macumba tatsächlich etwas darstellt, was die südamerikanischen Neger ganz unter sich ausmachen und daß man nie einen Weißen, ja nicht einmal einen Mischling, selbst gegen Bezahlung, zulassen würde. Sie aber hätten dennoch Möglichkeiten. Und weil es schließlich Leute von der Zeitung waren, mit allerbesten Beziehungen zur Polizei, die gegen einen Macumba von Amts wegen einschreiten sollte, häufig aber lieber zusah, als einen Skandal mit Pistolen und Verhaftungen zu machen und für Schmiergelder durchaus empfänglich war, mußte man ihnen die Ermöglichung dieser in Aussicht gestellten Möglichkeiten auch zugestehen. Von vier netten und überaus lebenswürdigen Freunden, von denen zwei überdies auch noch alle Merkmale des früheren Negertums trugen, wurde mir das Erlebnis eines Macumba mit Händedruck und Schulterklopfen zugesichert. Jeder machte seine Zusage getrennt von den Versprechungen der anderen und forderte absolute Verschwiegenheit. Und der eine übertraf den anderen noch mit der geheimnisvollen Verschleierung, mit der er das Geschehnis eines Macumba verhüllte. Niemand gab auch nur andeutungsweise ein paar Einzelheiten preis oder gar den ganzen Ablauf. Dabei mußte es ihnen doch ein leichtes sein, ein

ungefähres wenigstens auszusagen, ohne das eigentliche Geheimnis ganz zu enthüllen. Jeder für sich versicherte, daß er schon mindestens zwölfmal heimlicher Zuschauer gewesen war, und unter Lebensgefahr, wenn man an einem verschwiegene Ort die kultische Handlung vollzog. Sie sagten mir schließlich, als ich sie mit meiner europäischen Neugier bedrängte: davon darf man nicht erzählen hören, das muß man erleben. Wenigstens das erstmal muß man den Macumba ganz überraschend erleben. Diese Überraschung stellten sie mir alle in eine ganz nahe Aussicht. Aus dieser Aussicht aber wurde zuletzt eine Ansicht über die netten, liebenswürdigen Freunde und über den Macumba. Und zwar die, daß es diesen religiösen Taumel unter den südamerikanischen Negern, auch wenn sie noch soviel Afrika im Blut haben und es sichtbar äußern, gar nicht mehr gäbe. Vielleicht in den dicken Wäldern am Kongo noch. Bei den Pygmäen. Oder Manhingos.

Ich erfuhr unerhörte Dinge in Pernambuco. Scheußliche und äußerst angenehme. Ich sah Padres, die spindeldürr waren, und eine Nonne mit einem Gesicht wie das der Marlene Dietrich. Ich erlebte das Braten einer lebendigen Riesenschildkröte, mit dem Panzerrücken als Schmorpfanne, im offenen Feuer. Und in diesem Restaurant, wo es geschah, speisten der Gobernador und ein hoher kirchlicher Würdenträger von der im eigenen Saft gebackenen Schildkröte. Ich erstand eine Orchidee, gewachsen auf einem Timbo, deren gelappte Blätter fast schwarz waren und wie das Fell von einem Seal glänzten, mit einem violetten Stempel und einem Kranz schwefelgelber Staubgefäße, hier für den Preis, den man in Europa für eine Nelke anlegen mußte. Ich sah bei einem Trödler eine grauenhafte Obszönität, frühindianischer Herkunft, aus einem grasgrünen Stein geschnitzt, eine nordamerikanische Lady von knapp achtzehn kaufte sie mir vor der Nase weg. Der Trödler hatte keine Ahnung, was er verkaufte. Die Lady hätte ihm die hundertfache Summe gezahlt, würde er sie gefordert haben. Ich sah, wie man einen Neger, uralt, mit schneeweißem Haar und einem total borkigen Gesicht, der von vorn bis hinten und von oben bis unten betrunken war, in eine Kirche trug und mit Weihwasser besprengen ließ, damit die bösen Geister, die mit dem Rum in seinen Verstand hineingefahren waren, von ihm ablassen möchten. Ich wurde hier in Pernambuco aber nicht einmal durch das Schlüsselloch heimlicher Zuschauer eines Macumba. Es war Neumond, und es fanden stets in einer solchen Nacht an vier bis fünf Stellen diese seltsamen schwarzen Messen statt. Meine Freunde verschoben die gute Gelegenheit bis auf das nächstmal. An diesem Tage fuhr das Schiff ab.

In Rio de Janeiro aber geschah es. Nicht im eigentlichen Wohnbezirk der Stadt. Sondern an einer kleinen, von Urwald und Fels abgezäunten Bucht,

die der Planmeister der Stadt, als er die Straßenanlage aufteilte, wahrscheinlich übersehen hatte. In einer halben Stunde konnte man von dieser Bucht am Botanischen Garten sein. Und wenn man die andere Richtung einschlug, war man wiederum in einer halben Stunde auf der Avenida Rio Branca. Und es bedurfte keiner netten und überaus höflichen Journalisten, ich kannte auch noch keinen in Rio, um endlich den Macumba zu erleben. Der freundliche Mann, der mir dieses Erlebnis verschaffte, war ein schwarzer Chauffeur, der von sich behauptete, er sei seit der Sklavenaufhebung nicht mehr schwarz, aber er war es. Wenigstens sah er so aus. Auch sprach er tausend Worte Deutsch. Die hatte ihm sein früherer Patron beigebracht, bei dem er Diener, Koch, Fahrer und Wachhund in einem gewesen war und ihm als treue Seele fünf Jahre lang gedient hatte. Dieser Gentleman spielte heute in der neuen deutschen Bewegung eine große Rolle. Vordem und hier in Rio hatte er mit Auswanderern zu tun gehabt, deutschen, denen er das Geld abnahm und Land dafür gab, das nur in den in vier Sprachen gedruckten Prospekten existierte. Der schwarze Chauffeur fuhr jetzt den klapprigen Wagen einer ungarischen Pension und bewahrte seinem früheren Herrn ein treuergebenes Andenken. „Vielleicht hole ich ihn doch noch einmal ab von der ‚Cap Arcona‘“, sagte er. Mit der „Cap Arcona“, einem fulminanten Bankrott und mit der Polizei auf den Versen ist er auch abgedampft. Sieben Frauen, alle schokoladenbraun, standen am Kai und ließen die Taschentücher wehen und hoben die Kinder in die Höhe. Es war ein kalendermäßig angesagter Neumond in dieser Nacht, die mir bevorstand.

Es geschah auf einer Spazierfahrt über die Serpentin und tollen Kurven der Avenida Niemeyer, als ich zu einem pittoresken Felsengebilde unter Palmen, das wie ein fratzenschneidender Götze aussah, Macumba sagte. Nicht etwa als Frage an den Chauffeur gerichtet. Sondern so, wie man manchmal die Gedanken nicht bei sich behalten kann und wenigstens ein Wort daraus fallenlassen muß. Und obwohl es in steiler Kurve bergab ging und die schmale Fahrbahn frei in der Luft zu schweben schien, über der Bay, die in allen Regenbogenfarben schillerte, antwortete der Chauffeur: „Wenn heute Neumond wäre, würden die Leute vielleicht den Spektakel machen. Ich bin meiner Schwester zwei Grammophonplatten schuldig. Ich weiß nicht, ob der Senor sie auslegen möchte, aber er hätte gleich eine gute Gelegenheit, meine Schwester tanzen zu sehn.“ Ich fragte: „Macumba?“ Und er erwiderte: „Ja, wenn heute Neumond ist.“

Der brasilianische Kalendermann aber hatte sich geirrt. Der Neumond fand erst in der nächsten Nacht statt. Die beiden Tangoplatten wurden ausgelegt und noch eine dazu. Es leuchtete mir nur nicht ein, weshalb der Chauffeur seit Generationen kein Schwarzer mehr sein wollte, wenn seine Schwester

eine reine Schwarze war, denn sonst hätte sie doch nicht tanzen dürfen. Es war tatsächlich auch keine Schwester. Sie hieß Incarnacion und am Himmel-fahrtstage gedachte Washington (so hieß der brave Chauffeur) Incarnacion zu heiraten. Der klapprige Wagen mußte in der Garage der Pension stehen-bleiben. Washington hatte keinen Nachturlaub. Er nahm ihn sich aber und gleich auch noch einen Bugatti, der vor einem Freudenhaus unbeaufsichtigt parkte. Er fuhr los. Und der Teufel hätte nicht schneller fahren können. Dort, wo die zementierte Straße sich in ein schwarzes Nichts verlor, ließ er den Wagen stehn. Wir schlängelten uns einen felsigen Fußpfad hinauf. Der Pfad schlängelte sich bald wieder hinab. Die Wirrnis der Bäume lichtete sich. Man unterschied Palmen, Eukalypten, Mango und blaublühende Espen. Man sah das intensive Blau aber nicht. Man roch es. Es beizte ganz empfindlich die Geruchsnerven mit einem Geschmack von Vanille und Jasmin. Man hörte die Paukenwirbel des anstürmenden Wassers in der kleinen Bay, die ein Flußlauf, der in die größere Bay mündete, aus den Felsen sich heraus-gehöhlt hatte. Aus dem Wasser sprühten unzählige Lichter herauf. Es war aber gar nicht mehr das Wasser. Es war schon der schräg ansteigende sandige Strand, und die Wellblechbaracken des Negerquartiers bewucherten ihn wie Bromelienbüsche. Aus den offenen Löchern der Fenster, wo der Rauch abzog, kam auch der Feuerschein und die funselige Beleuchtung, die aus der Ferne so phantastisch ausgesehen hatte, als läge das Wasser voller Orchideen, gelb und rot. Es waren Wohnräume, die kaum Platz für zwei Menschen hatten, es hausten darin aber meist zehn, fünfzehn. Die Hütten lagen unregelmäßig über den ganzen Strand verstreut. Es konnten fünfhundert, es konnten auch tausend sein. Die glasklare, von einem grünblauen Licht gestreichelte Däm-merung ließ die Einzelheiten des Lagers verschwimmen. Oben in den Wipfeln rumorte der Wind, und eine Oktave höher geschneit, schnarrte das undurch-dringliche Gelärm der Zikaden, eine grausame, eine schmerzhaft in die Ner-ven schneidende Eintönigkeit. Die Bucht gab einen Teil der Stadt frei; von weißen, roten, grünen und blauen Lichtbändern, Rispen und Dolden wuchs es aus dem Wasser herauf in den Urwald hinein. In Rio de Janeiro wächst der Urwald mitten in der Stadt, neben Schiffsleibern und Wolkenkratzern, Kinos, Kirchen, Apotheken und Lusthäusern.

Es war der blecherne Bungalow der Schwester Incarnacion, eine junge Wit-ve mit neun Kindern, von wo aus ich diese Beobachtungen in das Gedächtnis schreiben konnte, etwas abseits gelegen von einer langen Reihe gleichartiger Hütten, kaum einen Steinwurf weit vom Wasser entfernt. Mit einer ungenier-ten Aussicht auf den Platz, wo das mystische Spiel vor sich gehen sollte. Die Kinder lagen in einem Halbkreis vor der Hütte und knabben Kandis, des-sen Mitnahme mir Washington dringend empfohlen hatte. Wohin er sich mit Incarnacion inzwischen gedrückt hatte, ließ sich nicht feststellen.

Der Wind fuhr über alle Register der Waldorgel hin. Den Zikaden hatten sich die kleinen Nachtaffen zugesellt, die wie neugeborene Kinder schreien. Und auf dem freien Platz, auf dem kalkweiß schimmernden Sand, stand ein schwarzer Block, ein Holzkasten wahrscheinlich, denn einen Stein hätte man in dieser kurzen Zeit nicht hinrücken können. Auf diesem schwarzen Kasten, an allen vier Ecken von Pechfackeln begrellt, stand in halblebensgroßer Figur eine Plastik, aus Stein oder Metall, ein Götzenwesen mit unzähligen Brüsten, die wie Schuppen herunterhingen, und großen Augen aus Glas. Und vor dieser abscheulich schielenden Figur lagen breite, schwertartige Messer. Und mit Schwertern in den hoherhobenen Händen und von den Hüften herunter mit einem weißen, weitfaltigen Rock bekleidet, tanzten sieben junge Mädchen um den Kasten herum. In einer mehrfachen Kette und in einem Abstand von fünf oder sechs Metern hockten im Kreis die anderen Frauen des Quartiers. Deren Körper aber waren von den Knöcheln bis zum Halsansatz in weiße Gewänder gehüllt. Und ganz außen, in einer unregelmäßigen Lagerung, duckten sich die Männer, die Hüften von einem Schurz aus Baumwollschnüren umspannt. Nicht die Frauen, die im Kreis um den Kasten lagen und auch nicht die schwerertanzenden Mädchen schlugen den rasanten Tamtam. Er kam aus einer der oben liegenden Hüttenreihe, die sich dem Rundbogen der hingelagerten Menschen am nächsten befand. Und es waren dreißig, vierzig steinalte Mamas, die den aufregenden Trommelton in Bewegung setzten, immer schneller und hüpfender. Die hingehockten Menschen wippten mit den Köpfen und den Oberkörpern nach dem Takt und schlugen die Handflächen aufeinander. Die sieben tanzenden Mädchen dampften, begrellt von dem flackernden Feuer der Fackeln. Und plötzlich sprang, hinter dem schwarzen Block hervor, ein riesiger Kerl in die Arena, blank und nackt, so, wie ihn die Mutter in die Welt gesetzt hat. Die schwarze Haut war von weißen Längsstreifen zerschnitten, der Kopf, auf dem eine meterhohe rote Federkrone wippte, glich in seiner Bemalung einem Totenschädel, einer abschreckend häßlichen Maske mit blutigflimmernden Glasaugen aus eitergrünen Höhlen. In der linken Hand hob dieser Mann, der die Funktionen eines Priesters auszuüben schien, einen schwarzen Hahn empor, in der rechten schwang er ein Schwert. Und mit dem hochgerissenen Schwert und dem mit den Flügeln heftig schlagenden Hahn, brachte er sich in eine Drehung, die bald die wirbelnde Wildheit der Mädchen übertraf. Er drehte sich auf der Stelle. Und es schien, als drehe sich der Götze mit. Das von Wind in Zuckungen versetzte Licht begrellte sein aufgeblecktes Gebiß. Und plötzlich, mit einer kaum faßbaren Schnelle, warf er den Hahn hoch in die Luft und schnitt ihm im Sturz mit einem Hieb den Kopf herunter. Der Körper des getöteten Tieres flog im Bogen in die Frauen hinein, die jetzt ihre Stimmen zu dem irrsinnig gewordenen Getrommel erhoben. Und fünfmal noch flogen die Köpfe von

den hochgeschleuderten schwarzen Hähnen, die der große, starke, schon in einer Trance agierende Opfertänzer aus dem Kasten herausholte, ohne den Wirbel seines Körpers zu unterbrechen. Die weißen Hüftenröcke der Tänzerinnen waren über und über getränkt von dem Blut der geköpften Hähne. Und was aus den Körpern herausquoll, damit besprengten sich die in einem vielfachen Kreis um den tanzenden Priester herumgereichten Frauen, ihre Gesichter waren verzerrt und von Schaum umflockt, der ihnen von den Gebissen triefte. Bei der Opferung des siebzehnten und letzten Hahnes waren sie aufgesprungen, alle, auch die den Außenring bildenden Männer, und wirbelten um den Kasten herum, um den Priester und die sieben Tänzerinnen. Der tanztolle Taumel riß ihnen den letzten Fetzen von den Leibern. Die Trommeln peitschten unbarmherzig, und das aus einem wütenden Knurren immer heiserer herausbrechende Gesänge holte das letzte aus den Nerven heraus, was an urkräftiger Wildheit und Besessenheit drinsteckte. Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen waren zuletzt die bis zur Bewußtlosigkeit in dem weißen, feinkörnigen, kühlen Sand hinzuckende fleischliche Einheit. Ein von allen Schauern des Blutes durchraster Krampf, ein Geschlechtertanz, der sich erst löste, als aus dem Wasser der perlmutterschimmernden Bay der Morgen hochstieg und der Himmel über den Urwäldern in einem stumpfen, blutigen Rot aufflammte.

Der Macumba ist in allen Staaten der brasilianischen Republik verboten. Dem Priester, wenn ihn die Polizei zu fassen bekommt und das Lösegeld ihnen nicht hoch genug erscheint, sind drei Jahre Gefängnis sicher. Und läßt er sich zum zweiten Male erwischen, sieht er nie mehr die Erde jenseits der grauenhaften Höllen der Staatsgefängnisse. Er zieht es aber in allen Fällen vor, sich eher von einem Hai verschlingen zu lassen als der Treibjagd, die auf ihn losgelassen wird, in die Schlingen zu fallen. Er hat der Polizei noch nie den Gefallen getan. Dafür greift sie sich einen Mann, irgendeinen, aus der Masse heraus und peitscht dem armen Opfer die Haut von den Knochen.

Es ist nicht etwa der Staat, der von sich aus den Macumba unter Strafe gesetzt hat. Dieses gleich nach der Sklavenbefreiung in Bewegung gesetzte Verbot verursachte die katholische Kirche. Sie schätzte die Frommheit und die Opferergiebigkeit der schwarzen Schafe über alles. Sie liebt aber den Macumba nicht. Nach einem Macumba sind die Kirchen und Opferstöcke acht Tage lang leer. Sie wird ihn aber nie ausrotten können, solange es noch sieben Neger in Brasilien gibt, die sich zu einem Macumba zusammentun können.

DER LYRIKER HERMANN HESSE

Thomas Mann nannte Hermann Hesse einmal einen Lyriker, „den Mörike gerührt in die Arme schloß, der aus unserer Sprache Gebilde von weichstem und reinstem Umriß hob, Lieder und Sprüche des innigsten Kunstgeschmacks daraus entband“. Diese Worte kennzeichnen trefflich Hesses Bedeutung und Besonderheit, weisen auf seine Verwandtschaft mit Mörike und den Romantikern überhaupt hin und würdigen seine erstaunliche Ausdruckskraft. Die Poesie ist hier zu ihren volkhafte und liedhaften Wurzeln zurückgekehrt, gelangt aber andererseits zu außerordentlicher Verfeinerung und Geschliffenheit, die deshalb niemals gekünstelt, sondern höchst künstlerisch wirkt.

Sein lyrisches Werk betrachtet Hesse selbst offenbar als abgeschlossen. Im Jahre 1942 entschloß er sich zu einer Gesamtausgabe all seiner Gedichte, und als sie 1947 in neuer Auflage* erschien, wurde sie nur um ein knappes Dutzend neue Gedichte vermehrt. Seit dieser Zeit sind von Hesse kaum noch Verse bekannt geworden. Für den Dichter bedeutete die Sammlung seiner Lyrik ein bewußtes „Bekenntnis zu dem, was ich gelebt und getan“, eine „Bejahung des Gänzten, samt allen seinen Mängeln und Fragwürdigkeiten“. Er vereinte in dem Band rund 600 Gedichte aus fünf Jahrzehnten und ließ lediglich ein paar ganz private Gelegenheitsverse und einen Teil aus dem Büchlein „Krisis“ heraus. Die literaturkritische Untersuchung dieser lyrischen Lebensernte führt zu sehr bemerkenswerten Ergebnissen und läßt typische Züge in der deutschen Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts sichtbar werden. Darüber hinaus vermag die Beschäftigung mit Hesses Gedichten unsere Empfindungsfähigkeit für das Schöne ungemein zu bereichern.

Seine ersten Gedichte aus den Jahren 1895 bis 1898 überschrieb Hesse „Romantische Lieder“. Dieser Titel drückt die innige Verbundenheit des jungen Autors mit der romantischen Schule und mit der Musik aus; ein „Neuromantiker“ musiziert hier in Worten. Alle Romantiker hatten eine solche Vorliebe für die Tonkunst, und Hesse steht hier in einer echten Tradition. Er beschäftigte sich damals mit Novalis, mit Tieck und E. T. A. Hoffmann, mit Mörike und Hölderlin, und diesen Vorbildern blieb er in Stimmung und Themenwahl nahe. Die romantische Motivskala ist fast vollständig bei ihm

* Hermann Hesse: „Gedichte“, Suhrkamp Verlag, Berlin.

vertreten. Was er über die „Nocturne“ Chopins schrieb, hätte er auch über seine frühen poetischen Versuche sagen können: „Glasarte, scheue Töne, verwischte und traumwandelnde Takte, wundersam geschlungene, elegante Figuren, und die Akkorde erregend, wie verzerrt, Harmonie und Dissonanz nicht mehr zu unterscheiden. Alles auf der Grenze, alles ungewiß, nachtwandlerisch taumelnd, und mitten hindurch mit dünnem Fluß eine süße, milde, kinderselig reine Melodie, Chopin!“ Mehrmals hat er Chopin in Versen seine Huldigung dargebracht, einmal in einer dreigliedrigen Strophenfolge unter der Überschrift „Chopin“, ferner in den Gedichten „Nocturne“ und „Valse brillante“. Der Musik blieb er auch später stets verbunden, und seine musikalischen Erlebnisse hat er immer wieder bedichtet. So feierte er Mozart und die „geliebteste Musik“ aus der „Zauberflöte“, widmete „einer Toccata von Bach“ einen großartigen Hymnus und pries den Meister auch in dem umfangreichen Gedicht „Orgelspiel“, und in den zwanziger Jahren bekannte er einmal: „Holde Musik, du seligstes aller Spiele, / Wald der Töne du, Melodiengerank – / Keiner andern Göttin dank' ich so viele / Tröstliche, schmerzliche, innige Freuden wie dir!“ Er meinte damit nicht nur die klassische Musik, sondern auch einfache Volksweisen, und gern beschrieb er die Gestalt des Geigers oder klagendes Flötenspiel.

Viele Berührungspunkte ergeben sich ferner mit dem Volkslied, das ja bei den Romantikern besondere Pflege fand. Das Thema der Wanderschaft bot sich hier willig an, und nach der ersten Italienreise von 1901 schwärmte Hesse echt romantisch für den sonnigen Süden. Er belauschte „Venezianische Gondelgespräche“ mit den blühenden Phantasien der armen Schiffer, bewunderte die „Italienische Nacht“, verweilte in Padua, Venedig, Ravenna, Livorno und vielen unvergeßlichen Stätten. Nach der Heimkehr ließ ihn die Sehnsucht nicht los nach „den blauen Sternhimmeln der Lagunennacht, / Nach der Kanäle welker Pracht / Und nach Venedigs schönen Frauen, / Nach welcher Schifferlieder Sang.“ Mit dem Fernweh vermischt ist die Wehmut, die für Hesses frühes Schaffen überhaupt bezeichnend ist. Der Dichter beklagt die Vergänglichkeit allen Daseins, weiß keinen Ausweg für sich und dürstet nach Erlösung. Unendlich oft empfand er nun den Tod als Bruder und Freund, es war ihm ein „Denken wunderbar, / Daß dann mein Aug', so licht es war, / Erlischt ...“

Eine solche Haltung wird verständlicher werden, wenn wir nun ein durchgängiges Motiv und Anliegen in Hesses Lyrik betrachten: das Erlebnis der Einsamkeit. Schon von Jugend auf fühlte sich der Dichter unverstanden, abgesondert, verstoßen. Seine Eltern schickten ihn aufs theologische Seminar nach Maulbronn zur Vorbereitung auf die Ausbildung an dem berühmten Tübinger Stift, doch er ertrug die strenge Zucht und den Gewissenszwang nicht und entfloh aus der grauen Anstalt. In seinen Prosaarbeiten beschrieb

er später mehrmals diesen radikalen Ausbruch aus der stickigen Enge und widernatürlichen Umgebung, namentlich in den Jungengeschichten „Unterm Rad“ (1906) und „Demian“ (1919). Tief gruben sich die Erschütterungen dieser Jahre in seiner sensiblen Psyche ein; immer blieb er anfällig und unruhig, nirgends fand er Halt und Anschluß, mußte vielmehr mit seinen Problemen ganz allein fertig werden.

Die persönliche innere Veranlagung für ein gewisses Einzelgängertum, unter der er schwer litt, traf zusammen mit bemerkenswerten äußeren Umständen, die der Künstler selbst freilich nie recht durchschaute. Als er mit seiner Produktion begann, hatte sich der Kapitalismus eben zum Imperialismus weiterentwickelt. Es kam zu einer Konzentration der Produktion und des Kapitals, zu einer Verschmelzung des Bank- und Industriekapitals, zur Entstehung riesiger internationaler Kapitalistenverbände, die eine territoriale Neuaufteilung der Welt vornahmen. Der nüchterne Geschäftsgeist beherrschte nun die Erde und suchte sich durch Gewaltsamkeiten und unumschränkten Machtgebrauch zu behaupten. Es war ein unhumanes, grausames Zeitalter, das da anbrach, und die einfachen Menschen konnten sich vor der Unternehmerwillkür nur schützen durch machtvollen Zusammenschluß. Die organisierte Arbeiterschaft entstand allmählich und fegte auf einem Teil der Welt alle schändlichen Einrichtungen hinweg. Hesse aber arbeitete zeitlebens unter imperialistischen Verhältnissen. Schon früh mag er die Unsicherheiten, die Krisenatmosphäre, die Fieberhitze gespürt haben; er suchte Trost im Dichten, aber er mußte empfinden, daß er immer nur Fremdling, Außenseiter in dieser Gesellschaft sein konnte. (Sein „Peter Camenzind“ berichtet davon.) Ihn überkam das Gefühl einer namenlosen Verlassenheit. Er konnte keine Mitstreiter für seine hohen Ziele finden, sah nur, wie sich seine Umwelt immer mehr „veräußerlichte“, sich in Lärm und Laster betäubte und allen ernststen Problemen und Konflikten auszuweichen suchte.

Dieser tragischen Abgeschlossenheit des bürgerlichen Künstlers hat er oft ergreifend Ausdruck verliehen. Die Klagen reißen nicht ab: „Ohne Nähen, ohne Schranken wölbt sich meine Einsamkeit“, „So war mein Herz noch nie allein“; traurig erkennt er: „Wer meine Freunde sind? – / Zugvögel, überm Ozean verirrt, / Schiffbrüchige Schiffer, Herden ohne Hirt, / Die Nacht, der Traum, der heimatlose Wind.“ Vielen hat er schon seine Liebe angeboten, aber „es hat sie keiner haben wollen“. Er kommt sich verstoßen vor, beneidet die glücklichen Naturen und ruft verzweifelt aus: „Nur ich Einsamer dürfte ungeliebt in der lachenden Welt.“ Im Dichter sieht er einen „vereinsamt Schauenden“, der sein Los überdenkt mit dem Ergebnis: „Schwer ist der Weg in die Einsamkeit, schwerer als du gewußt“. Durch diese bitteren Erfahrungen lernt er, sich mit seiner aufgenötigten Sonderstellung mutig und stolz abzufinden. Einem Aufdringlichen rät er einmal: „Geh lieber mit den

andern dort! / Der Weg ist glatt und viel betreten, / Ich will in meiner Einsamkeit / Auch fürder einsam sein und beten.“ Er bejaht jetzt offenbar sein schweres Künstlerschicksal und sucht ihm höchste Erkenntnisse abzugewinnen. Es ist seine Überzeugung, daß die „dunkelsten Stunden“ es sind, die „zu Weisen uns und Dichtern“ machen. Aus dieser Stimmung heraus schrieb er sein bekanntes Gedicht „Im Nebel“:

*Seltsam, im Nebel zu wandern!
Einsam ist jeder Busch und Stein,
Kein Baum sieht den andern,
Jeder ist allein.*

*Voll von Freunden war mir die Welt,
Als noch mein Leben licht war;
Nun, da der Nebel fällt,
Ist keiner mehr sichtbar.*

*Wahrlich, keiner ist weise,
Der nicht das Dunkel kennt,
Das unentrinnbar und leise
Von allen ihn trennt.*

*Seltsam, im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern,
Jeder ist allein.*

Mit dem Einsamkeitsgefühl verbunden ist doch immer eine unstillbare Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit. Den Sucher Odysseus empfindet er als trauten Gefährten; er möchte nach Hause gelangen – und weiß doch nicht, wohin er sich wenden soll. Ins Kindheitsland möchte er ziehen, allein der Weg ist nur gangbar in der Erinnerung und im Traum. Bei der Mutter möchte er sich bergen, doch auch sie ist enteilt ins Schattenreich. So bleibt ihm schließlich nur die Zuflucht ins „Land der Heimatlosen, das sonnenrote Reich der Kunst“.

Unter seiner Vereinsamung hat Hermann Hesse sein ganzes Leben gelitten, aber seine Reaktion auf diese Gegebenheit war in den einzelnen Lebensepochen sehr verschieden. Anfangs zog er sich aus der rauhen Wirklichkeit zurück, spann sich in eine märchenhafte, romantische Stimmung ein und sah sein Dasein wehmütig an. Nicht das Leben war ihm der Güter höchstes, sondern die Vergänglichkeit, und er liebte so krankhafte Vergleiche wie: „Das ist so süß wie Traum und Tod“. Nur ganz vereinzelt finden sich

in seiner frühen Lyrik lebensfrohe und optimistische Töne. Italien etwa vermag ihn zeitweilig zu beleben und zu so fröhlichen Versen anzuregen wie „Jenseits des Sankt Gotthard“, die mit den Zeilen abschließen: „Ich bin noch so jung und ledig / Und lustig wie ehemals!“ Er gewinnt eine gewisse Sicherheit und die Zuversicht:

*Und doch ist keine Nacht so schwer
Und so voll Dunkels keine Fabrt,
Der nicht vom nahen Morgen her
Des Lichtes süße Abnung ward.*

Entschlossen ist er in dieser Zeit (um 1903), „auf neuen Wegen hinüber in ein neues, andres Land“ zu gehen; denn „von tausend leeren Stunden will ich gesunden“. Dem Bruder Sturm will er gleichen, kraftvoll möchte er sich entfalten und sich im Kampf stählen. Er bekennt sich zum „Schönen Heute“, und in einer Bergnacht wird ihm bewußt, wie sein Herz „aus tiefen Quellen sich mit neuer Lebenslust“ füllt. Buntcs Vagabundenleben und fröhliches Abenteuerum ziehen ihn an; ganz unbekümmert, ewig wanderburschenhaft möchte er sein. Dieser Prozeß geht nicht ohne Rückschläge ab; dann wird das Leben wieder als „dunkel und bang“ angesehen und der Tod als Bruder gefeiert.

Am Beginn des ersten Weltkrieges bekam Hesse Haß und Hohn zu spüren, als er den patriotischen Begeisterungstauuel nicht mitmachte. In der „Neuen Zürcher Zeitung“ veröffentlichte er damals einen beschwörenden Friedensappell unter der Überschrift „O Freunde, nicht diese Töne!“ Später gestand er, daß er unter dem Feldzug von Anfang an „jämmerlich litt“, und auf seine Weise versuchte er zu helfen. Er stellte sich den Schweizer Behörden zur Verfügung, war bestrebt, die deutschen Kriegsgefangenen mit Literatur zu versorgen und in dem von ihm redigierten „Sonntagsboten für deutsche Kriegsgefangene“ für Völkerverständigung zu wirken. Die Gedichte der Kriegsjahre sprechen meist von Friedenssehnsucht. Schon im Oktober 1914 heißt es bei Hesse: „Sei willkommen einst, / Erste Friedensnacht, / Milder Stern, wenn endlich du erscheinst / Überm Feuderdampf der letzten Schlacht.“ Ein halbes Jahr später hofft er wieder innig: „Einmal wird Friede sein!“ – und erbittert prangert er die Machthaber an: „Ich spucke still in ein Gesträuch: / Ihr, denen ich muß dienen, allzumal, / Minister, Exzellenzen und General, / Der Teufel hole euch!“

Direkte Auseinandersetzungen mit Zeitereignissen sind in Hesses Lyrik übrigens selten. In den zwanziger Jahren kam es ihm oft so vor, als würde das Menschliche durch die Technik allmählich erdrückt, und damals gab er eine Schilderung, die interessanterweise mit einigen antikapitalistischen Zügen des Expressionismus korrespondiert. Für Hesse sind diese Zeilen gewiß

reine Empfindung, subjektive Schau, aber unterderhand gelang es ihm dabei, einige typische Züge seiner Epoche sichtbar zu machen:

*Auf der Straße und in allen Fabriken
Hinter den neidischen trostlosen Mauern
Schnurren dumm und tückisch die vielen Maschinen,
Singen das Fabrikantenlied vom Geldverdienen.
Es wird nicht mehr lange dauern,
Dann werden die Autos noch böser aus ihren Grellaugen
Noch lauter und wüster aus ihren Hupen brüllen, [blicken,
Die Luft noch dichter mit Staub und Dampf
Und unsre Herzen noch dichter mit Haß erfüllen,
Und dann geht es los, dann endlich beginnt der Kampf!
Wütend greifen uns an die Maschinen,
Drücken uns brüllend an die zementenen Wände,
Rennen uns um, überfahren uns Köpfe und Hände ...*

Hesse betrachtete die „zivilisatorische“ Entwicklung mit Befürchtung, erlebte die Enthumanisierung der Welt und spürte bald die faschistische Gefahr. Bereits 1929 klagte er über die „ehrfurchtlose Zeit“ und bemerkte, daß den Dichter und Vertreter der Menschlichkeit „der Spott der Märkte“ trifft. Dennoch fand er es „besser, künftiger Vollendung / Leidvoll zu dienen, Opfer ohne Tat, / Als groß und König werden durch Verrat“. Im gleichen Jahre gelang ihm eine bemerkenswerte Vorschau der späteren Geisteslage im faschistischen Deutschland. Er erzählte im biblischen Gleichnis von den vielen, die sich die Ohren verstopften vor dem Mordruf des Totenvogels:

*Es hören ihn Tausend unterm Himmelszelt.
Zehntausend aber und mehr, die hören ihn nicht;
Sie wollen nichts wissen von Abels Tod,
Nichts von Kain und seiner Herzensnot,
Nichts vom Blut, das aus so vielen Wunden bricht,
Nichts vom Krieg, der noch gestern gewesen
Und von dem sie jetzt in Romanen lesen.
Für sie alle, die Satten und Frohen,
Die Starken und die Roben
Gibt es nicht Kain noch Abel, nicht Tod noch Leid,
Und den Krieg preisen sie als große Zeit.*

Das hätte zur Zeit der Judenverfolgung und Kommunistenjagd oder im zweiten Weltkrieg geschrieben werden können. Gewiß ahnte Hesse auch schon die Zusammengehörigkeit von Faschismus und Krieg, und mit Grauen dachte er daran, wie „die Welt irrsinnig wird und von Kriegen gellt“.

Als 1939 der Krieg ausbrach, zeigte der Dichter, wie dieses Ereignis von verschiedenen Menschen aufgenommen wurde. Es spricht der Patriot, der Krieger, der Jüngling; unschuldig fassen's die Kinder, mit Erbitterung hört's der alte Mann:

*Müßt ihr denn schon wieder kriegten?
Muß die Schale, die wir Alten
Hütend in den Händen halten
Stürzen und ihr Wein versiegen?
Nun so ist der Sinn des Lebens
Wieder einmal Wahn geworden.
Gehet schießen, gebet morden!
Unser Mühen war vergebens.*

Wiederholt malte Hesse nun das Grauen des Krieges, entwarf trostlose, anklägerische Bilder und wünschte den Frieden herbei. Ostern 1945 konnte er endlich aufatmen und den neuen Frieden begrüßen. Mit Weh gedachte er des Vergangenen: „Arme Menschen wir, / So des Guten wie Bösen fähig, / Tiere und Götter! Wie drückt das Weh, / Drückt die Scham uns heute zu Boden!“ Aber in aller Gedrücktheit gibt es eine Hoffnung; wirken werden die „Wunder der Liebe“.

In all diesen Stellungnahmen zum Zeitgeschehen bemühte sich Hesse, die Partei des Lebens zu ergreifen. Allerdings konnte er sich diese Stimmung nicht ständig erhalten, gelegentlich feierte er unmittelbar neben dem Gefühl der Liebe die „Todeswollust“, und zeitweise, vor allem in den zwanziger Jahren, nahm seine Lebensbejahung seltsame Formen an. Er war nun bestrebt, „das sinnlose Leben wild und sinnlos zu lieben“ und „verliebt in die verrückte Welt“ zu bleiben. Er bäumte sich auf gegen die Unerträglichkeiten des Daseins und forderte ungebärdet Ehrfurcht vor der Würde des Menschen. Hier gewann der Expressionismus Einfluß auf unseren Dichter, der sich sonst von Modeströmungen aber ziemlich frei hielt. In den sogenannten „Krisis“-Gedichten ist im Zusammenhang damit eine gewisse formale Lässigkeit festzustellen. Das Lebensgefühl dieser Jahre gestaltete er am gütigsten in seinem Roman „Der Steppenwolf“ (1927).

Die „Wunder der Liebe“, die Düsternis in Licht wandeln, aber führen ihn zurück zur Heimat der Menschen. Hesse hat zahllose wunderbare Liebesgedichte geschrieben. Am schönsten aber sind vielleicht die Verse, die er schlicht „Einem Mädchen“ widmete:

*Von allen den Blumen
Bist du mir die liebste,
Süß ist und kindlich der Hauch deines Mundes,
Voll von Unschuld und doch voll Lust lacht dein Blick,*

*Dich nehm' ich, Blume, in meine Träume mit,
Dort zwischen den bunten,
Singenden Zaubergewächsen
Ist deine Heimat, dort welkst du nie,
Ewig blüht dort, im Liebesgedicht meiner Seele,
Deine Jugend fort mit dem innigen Duft.*

*Viele Frauen hab' ich gekannt,
Viele mit Schmerzen geliebt,
Vielen wehe getan –
Nun im Abschiednehmen grüß' ich in dir
Noch einmal alle Zauber der Anmut,
Alle holden Reize der Jugend.
Und im Träumegarten
Meiner heimlichsten Dichtung
Stell' ich dich, die mir soviel geschenkt,
Lächelnd und dankbar zu den Unsterblichen.*

Jetzt kann er sagen: „Aller Welt bin ich verbunden, allem Leben aufgetan“, die Schönheiten der Welt vermögen ihn wieder zu locken. Pastellzarte Naturbilder werden nun entworfen, an des Dichters Hand erleben wir den bunten Jahresreigen. Selbst über den oft besungenen Frühling vermag er sich noch neu und originell auszusprechen, und daneben finden wir viele entzückende Beschreibungen vielfältigster Erscheinungen. Wir wandern durch den Tessiner Park, sehen Schmetterlinge umhergaukeln, lassen ein Scheingewitter vorüberrollen, erfreuen uns an Blumen und Bäumen. In all diesen Versuchen ist Hesse ein wirklichkeitsnaher, lebensnaher Gestalter.

Trotz vieler Verschlingungen, Umwege und Rückfälle in eine todessüchtige Gefühlslage ist in Hesses Lyrik eine fortschreitende Entwicklung im Künstlerischen und Menschlichen zu erkennen. In seiner Jugend war der Dichter innerlich zerrissen und gespalten, er beschäftigte sich fast ausschließlich mit seinem tiefproblematischen Ich und stimmte wehmütige, schwermutsvolle, überzarte, traumschwere Töne an. Im Alter jedoch erkannte er die Notwendigkeit der Kontraste für ein geistiges Wachstum und bemühte sich darum, die Pole kräftig zusammenzubiegen, eine Einheit herzustellen. Es gelang ihm nun auch, sich nach und nach aus der allzugroßen Ichbefangenheit zu lösen und objektiver, ja unpersönlicher zu werden. An die Stelle des unbestimmten und vagen „Gefühlsverströmens“ traten jetzt klare Aussagen. Das mag vielleicht auch damit zusammenhängen, daß Hesse sich in den zwanziger Jahren der Malerei zuwandte und dabei das Konkrete besser erfassen lernte.

Mit diesem Klärungsprozeß ist aber eine gewisse Einbuße der volksliedhaften Elemente in den Gedichten zu bemerken. Das Durchdachte gewinnt oft die Oberhand, feine Ironie drückt das Überlegenheitsgefühl des Künstlers aus und verwischt den Eindruck der Unbekümmertheit und poetischen Naivität. Zufällige Bilder des Lebens werden nun zu tiefsinniger Gedankenlyrik ausgesponnen. Den Höhepunkt der Weltbetrachtung erreichte Hesse schließlich in seinem Gedicht „Stufen“, mit dem er seinen großen Altersroman vom „Glasperlenspiel“ abschloß. In diesem Buche hatte er von vielen Verirrungen erzählt, die Bildung hatte sich vom realen Leben entfernt, Winternatürliches mußte überwunden werden. Da verkündete Hesse zum Schluß höchste Einsichten und Weisheiten. Er erkannte, daß der Mensch das Überlebte, Untüchtige unbedenklich lassen müsse, um sich mutig und unerschrocken zum Neuen zu bekennen; denn ewig ist nur der Wechsel. Mit anderen Worten spricht er die faustische Losung vom „Weiterschreiten“ aus, in dem allein wir „Qual und Glück“ finden:

*Wie jede Blüte welkt und jede Jugend
Dem Alter weicht, blüht jede Lebensstufe,
Blüht jede Weisheit auch und jede Tugend
Zu ihrer Zeit und darf nicht ewig dauern.
Es muß das Herz bei jedem Lebensrufe
Bereit zum Abschied sein und Neubeginne,
Um sich in Tapferkeit und ohne Trauern
In andre, neue Bindungen zu geben.
Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne,
Der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.*

*Wir sollen beiter Raum um Raum durchschreiten,
An keinem wie an einer Heimat hängen,
Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen,
Er will uns Stuf um Stufe heben, weiten.
Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen;
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.
Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegen senden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden . . .
Woblan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!*

Es gilt, alle Fesseln abzustreifen und an der Vollendung der Menschheit tätig mitzuarbeiten! Damit hat Hesse seine ausweglosen Anfänge überwun-

den. Aber wir wollen zum Schluß das Ganze sehen. Wir sehen in Hesses Lyrik den ernsthaften, hochbedeutsamen Versuch eines genialen bürgerlichen Künstlers, mit der Problematik seines Zeitalters fertig zu werden. Die Poesiefeindlichkeit des Imperialismus nötigte ihn, den schweren Weg in die Einsamkeit zu gehen, den „Weg nach Innen“ zu beschreiten, und für sich und eine zukünftige Welt in seiner Dichtung die Ideale des Humanismus zu bewahren. Diese Aufgabe fiel ihm nicht leicht. Ganz allmählich erst überwand er die Todesfaszination, die romantische Schwärmerei, und rang sich – wohl unter dem Einfluß Goethes – zur Lebensbejahung durch. Er bemerkte nun, trotz vieler Enttäuschungen sei ihm „noch immer vielerlei geblieben: Mozart und Bach, Chopin und Schubertlieder, Blumen betrachten, träumen, Dichter lieben“. Die Liebe vor allem gab ihm ständig neuen Lebensmut. All die unerfreulichen gesellschaftlichen Verhältnisse konnten ihn nicht hindern, dem Dasein das Schöne abzugewinnen. Die Gedichte verhalfen ihm dazu; eine „reueleose Lebensbeichte“ ermöglichte ihm die Gesundung von vielen psychischen Krankheiten seiner Epoche. Diesem Zeitgeist hat er immer wieder großartig Ausdruck verliehen; namentlich dem Empfinden der Generation um den ersten Weltkrieg hat er gültig Stimme gegeben. Meist steht seine Lyrik in engem Zusammenhang mit Prosadichtungen, ja nach Art der Romantiker sind die Gedichte vielfach in Erzählungen eingestreut.

Hesse gehört unzweifelhaft zu den großen Sprachmeistern. Sein Vortrag wirkt außerordentlich einfach und ist dabei doch erstaunlich kunstvoll. Wiegende, einschmeichelnde Rhythmen binden gediegene, zierliche, klangvolle Verse und Strophen voll höchster Bildkraft. Inhalt und Form vermählen sich zu einer Dichtung, die nicht genug bewundert werden kann.

Peter Hacks

Einige Gemeinplätze über das Stückeschreiben

Vorbemerkung: In der Gegenwart sind zwei widersprüchliche Bedürfnisse wirksam: in Bewegung zu bringen, was erstarrt, und zu fixieren, was, als provisorische Summe, fixierbar ist. Es soll für dieses enzyklopädische Bedürfnis hier etwas unternommen werden. Es sollen ein paar Feststellungen über die Machart von Theaterstücken vorgebracht werden: Feststellungen, die geklärt sind und über die man vielleicht hinfort nicht mehr streiten wird. Ein Stil besteht aus Objektivem und Subjektivem. Es gibt innerhalb eines Stils notwendige Kriterien, einen Rahmen von Bestimmungen darüber, was man, bekennt man sich einmal zu dem Stil, tun und lassen muß. Und es gibt Stilmerkmale, die nebensächlichen sozialen Sachverhalten zugeordnet, vulgo der persönlichen Neigung überlassen sind. Auch über die kann man reden. Aber man richtet großen Schaden an, wenn man sekundäre Stilmerkmale als notwendige Kriterien ausgibt; die Muse ist keine eiserne Jungfrau. Indessen ist sie auch kein Flittchen von der Maxime „Mache alles“. In den folgenden, zwangsläufig allgemeinen und wie alles Normative eher ausschließenden als fordernden Behauptungen wird der Versuch unternommen, die primären Merkmale des dramatischen Stils von heute aufzuzählen, der Versuch einer Minimaldefinition. Wenn ich Zustimmung finde, schreibe ich mir kein anderes Verdienst zu als das, allgemein Bekanntes aufgezeichnet zu haben. Wenn ich mich irre, heißt das, daß sogar über Gemeinplätze Irrtum möglich ist. Welche Verwahrlosung dann.

Allgemeines

Subjekt des Fortschritts sind die unteren Klassen, Ideologie des Fortschritts ist die Vernunft. Die Geisteshaltung von konsequent ihrer gesellschaftlichen Lage gemäß handelnden Unteren beliebiger Art nennt man, spätestens seit Hans Mayer, plebejisch. Die Geisteshaltung der Vernünftigen, also derer, die die Welt nicht als vernünftig, sondern als erklärbar ansehen, nennt man rationalistisch. Das fortschrittliche Theaterstück, mithin, ist rationalistisch und plebejisch. Natürlich hat Engels schon alles gesagt. „Die Zukunft des Dramas“, hat er gesagt, liegt in „der vollen Verschmelzung der größeren

Gedankentiefe, des bewußten historischen Inhalts... mit der Shakespeareschen Lebendigkeit und Fülle der Handlung“. Das rationalistische und das plebejische Attribut sind zwei nicht identische Quellen des Realismus. Es kann einmal das rationalistische Attribut stärker betont sein und einmal das plebejische: das Fehlen eines von ihnen disqualifiziert das Stück als fortschrittliches. Die Identität von rationalistischer und plebejischer Darstellungsweise ist nichts anderes als die Identität von Theorie und Praxis, in formale Parallelqualitäten übersetzt. Es gab Zeiten, wo diese Attribute einander ausschlossen, im Marxismus bedingen sie einander. Wir sind ohne Verständnis für den Widerspruch zwischen dem Gebildeten und dem Volkstümlichen, wir wollen durchaus Gottsched *und* den Hanswurst.

Das Formproblem der Übergangsperiode

Ein der Kunst sehr ärgerlicher Irrtum war die Annahme, wir lebten im Sozialismus. Wir leben noch eine bemerkliche Weile im Übergang zum Sozialismus. Das bedeutet, daß die Wirklichkeit widersprüchlich ist, und zwar in der Hauptsache widersprüchlich, wie eh und je*. Widersprüche werden in der Form widergespiegelt. Form ist eine Chiffre für gesellschaftliche Struktur. Die Widersprüche sind nicht überwunden, folglich gibt es keine Form, die die Widersprüche als überwunden zeigt. Es besteht, um praktisch zu reden, bei einigen Stückeschreibern noch die Tendenz zur verfrühten Harmonie, die sich in Klassizismen aller Art äußert. Sie orientieren sich an der deutschen Klassik, welche doch gleicherweise ein Fall von verfrühter Harmonie, von Ausweichen vor den Widersprüchen, von überkompensierter Misere. Sie dichten wirklich sehr wehevoll und abgeklärt, in einer ganz fatalen Weise: schön; es ist bemerkenswert, daß diese Autoren nicht noch die Regieanweisungen in Blankversen abfassen. Eine solche Art von harmonischer Form kann nur zweierlei bedeuten: Irrtum oder Irreführung**. Ge-

* Die Widersprüche in der Übergangsperiode teile ich ein in Widersprüche im Heute, das sind die zwischen sozialistischer Wirtschaftsform und kapitalistischer Wirtschaftsform; Widersprüche zwischen dem Gestern und dem Heute, das sind die, die aus dem Nachhinken von dem Kapitalismus zugehörigen Verhaltensweisen resultieren; und Widersprüche zwischen dem Morgen und dem Heute, das sind die, die sich aus dem notwendigen Vorausseilen sozialistischer Postulate ergeben.

** Gegen zwei Argumente zugunsten des sozialistischen Klassizismus. Erstens. Die Kunst überflüge das gemeine Leben, hierdurch gebe sie Kraft und Schwung zur realen Überwindung der Mißstände. Der Fehler liegt darin, daß das Publikum, wenn es im Kunstwerk seine Zeit nicht mehr wiedererkennt, von dem Kunstwerk überhaupt keine Wirkung annimmt, außer der Langeweile. Der Unterschied zwischen antizipierter Harmonie und vorzeitiger Harmonie muß methodisch überhaupt erst einmal gesehen werden. Zweitens. Die Arbeiterklasse habe ein Recht auf hohe Form. Der Fehler liegt in einem metaphysischen Begriff von hoher Form. Die Herrschaft der Arbeiter zeigt sich nicht, wenn diese die Formen der Bürger oder der Feudalen übernehmen, sondern wenn sie eigene schaffen, unter Verwendung von Formergebnissen früherer Nicht-Herrschender. Wie die Gedanken sind auch die Formen von Nicht-Herrschenden besser als die von Herrschenden. Man soll mit dem Kult nicht den Proleten hinausschmeißen.

weiß, man muß die Wirklichkeit dialektisch sehen, und da ist eine beruhigende Sache in ihr enthalten, die Zukunft. Dieser Tatbestand muß widerspiegelt werden. Was heißt das nur? Es heißt, daß das Prinzip der Harmonie in die widersprüchlichen Formen in dem Maße hereinzuragen hat wie die harmonische Zukunft in unsere widersprüchliche Gegenwart. Formal ausgedrückt werden muß nicht die Abwesenheit von Widersprüchen, sondern der Sinn in den Widersprüchen. Die künstlerische Widerspiegelung der weltanschaulichen Grundentscheidung für oder gegen den Menschen, für oder gegen die Zukunft, ist die Grundentscheidung für oder gegen die Form als solche. Mithin, es gibt Form. Eine Vernachlässigung der Form, eine Formlosigkeit oder Formfeindschaft entsprechen nicht dem Stand unserer gesellschaftlichen Erkenntnis. Sondern vonnöten ist gestaltete Widersprüchlichkeit. Der sozialistische Realismus ist ein poetischer Realismus.

Über realistischen Dialog

Viele Stückeschreiber wissen, daß sie plebejisch und rationalistisch schreiben sollen, aber sie nehmen das „und“ für ein additives. Sie verfahren nach dem Grundsatz: für jeden etwas, und sie geben dem Plebejer, was, ihrer Ansicht nach, des Plebejers ist, und dem Denker, was, wie sie hoffen, des Denkers. Mit anderen Worten, viele lassen ihren Dialog in einen natürlichen Teil und einen raisonnierenden Teil zerfallen, diesen in einem sogenannten höheren, jenen in einem sogenannten niederen Stil; von der Platitude zur Phrase bedarf es noch nicht einmal eines Schritts. Nämlich es liegt vor die famose Halb-Tier-halb-Engel-Mentalität, das ineinander Umschlagen von Naturalismus und Idealismus auf Grund ihres gemeinsamen Wesens als Nicht-Realismus. Ursache dieses künstlerischen Mißstandes sind im allgemeinen ideologische Mißstände, jedermann weiß, daß marxistische Gedanken sich erst in der konkreten Verumständung wohlfühlen und daß eine plebejische Sprache marxistische Gedanken sehr wohl auszudrücken fähig. Aber das Ding hat auch artistisch seinen Haken. Der Stückeschreiber braucht, neben seinem gedankenvollen Stil, eine Füllschrift: eine Schreibweise für alltägliche Vorgänge, bare Handlung und so weiter. Wenn er hier den Fehler macht, gemein und banal zu werden, verliert seine Sprache jede realistische Fähigkeit zu gedanklicher Überhöhung. Demnach muß er den Dialog, auch wo er keine interessanten Erkenntnisse verkündet, rational durchtränken, indem er jede unkritische Allerweltsformulierung meidet, vor allem Alltagsgeschwätz zurückscheut und überhaupt kein Wort duldet, das nicht streng zur Situation gehörig. Die disziplinierte sprachliche Umsetzung eines Vorgangs hat schon viel Vernunft, unnatürlich viel Vernunft: weil sowohl Handlungen als auch Reden, die sie begleiten, im Leben alle klischiert verlaufen.

Sehr kurz: sprachlicher Realismus ist zur Sache reden, im Kleinen wie im Großen.

Zur Fabel

1.

Was einen realistischen Autor auszeichnet, ist die Kenntnis der Ursachen und also das Vertrauen in die Nützlichkeit von Handlungen. Das unterscheidet ihn von den Vertretern des Antikausalismus, insonderheit den naturalistischen und noch dümmere Vertreter des Positivismus und denen der verschiedenen Spielarten des Mystizismus, welche vereint seit fünfzig Jahren die bürgerliche dramatische Kunst der stumpfsinnigsten Misere ausgeliefert haben. Im realistischen Theaterstück gibt es wieder eine Fabel.

2.

Für die Fabel sind auch andere Schemata möglich als das Gustav-Freytag'sche mit seinem „Auftreten des Konkurrenten“ in der Eingangsszene, dem Falliment nach dem dritten Akt, der neuen Kreditaufnahme im vierten und dem Konkurs als Schluß.

3.

Wenn gilt, daß fortschrittliche Kunst plebejisch und rationalistisch sei, gilt, für die Jetztzeit spezifiziert: sie ist proletarisch und dialektisch. Beide Wurzeln erfordern, in allen Künsten, ein bestimmtes Maß an epischen Zügen. Über den Zusammenhang von dialektischem und epischem Theater soll man bei Brecht nachlesen; es wird hier nicht entschieden werden, ob diese oder jene Forderung des „epischen Theaters“ ein möglicherweise bloß sekundäres Stilmerkmal sei. Das ist noch immer das frontale Problem unserer Tage. Das Minimum, der Gemeinplatz ist, daß 1.: Einsichten, welche die wechselseitige Abhängigkeit von Charakteren und Umständen und also die Unbeständigkeit beider beinhalten, zu weitläufigeren und weniger angespitzten Formergebnissen führen als die bornierte Darstellung von Privatvorfällen unter Bürgern, oder vielmehr ihren Charakteren, deren einzige Inhaber sie ebenso zu sein vermeinen wie die ihrer Geschäfte; und daß 2.: das solcherart offene Bühnengeschehen vom Zuschauer so weit weggestellt sein muß, daß sein Denken ein Handeln, ein chimärisches Eingreifen sein kann. Entscheidend bleibt bei alledem die proletarische Komponente. Das meint nicht notwendig, daß in einem Theaterstück Proletarier auftreten müßten; man kann auch Zaren proletarisch behandeln, wie geschehen in Jekaterinburg Anno neunzehnhundertachtzehn. Sondern proletarisch ist ein ausgeprägtes Wirklichkeitsbewußtsein, eine verändernde und also vertraute Beziehung zur stoff-

lichen und gesellschaftlichen Realität; Materialismus ist proletarisch. Das Volksstück ist episch seit je; es hat ein ungebrochenes Streben nach Totalität – der Beziehungen wie der Objekte. Die Grundfesten des epischen Theaters liegen im Volksstück und nicht im intellektuellen, romantischen Un-Theater.

Revision der tragischen Methode

Eine Tragödie ist die Darstellung eines gesellschaftlich typischen Konflikts mit notwendig letalem Ausgang. Ein Konflikt ist ein Widerspruch zweier einander ausschließender, aber berechtigter Ansprüche. Es gibt noch derartige Konflikte, es gibt also noch tragische Gegenstände, was ist abgeschafft? Abgeschafft ist die Vergötzung des Konflikts als eines ewigen. Die Unauflösbarkeit des Konflikts ist als vorübergehend erkannt. Der tragische Fall ist entlarvt als historisch. Damit ist aber die Möglichkeit des tragischen Vergnügens abgeschafft, alle Schliche der Lustgewinnung aus Greueln versagen. Die eherne Fatalität (das Erhabene) ist zum schleunigst zu beseitigenden Skandal geworden. Es hat sich gezeigt, daß die Befindlichkeit zwischen zwei Mühlsteinen eine dem Menschen nicht eigentümliche Befindlichkeit ist: man kann nicht umhin, auf einen Greuel zu reagieren wie auf einen Greuel. Mit dem Schicksal also ist auch die Tragödie aus dem Tempel geflogen. Die Perspektive hat sie schon beerdigt. Wenn man sich bisher damit begnügte, in der Katastrophe eine neue Moral, einen höheren Sinn sich enthüllen zu lassen, verlangt man heute, daß die Katastrophe die Lösung enthülle. Der Sinn der tragischen Katastrophe muß die Möglichkeit ihrer eigenen Aufhebung sein. Tragische Gegenstände müssen, weil sie existieren, behandelt werden, aber offenbar in völlig neuartiger Weise: es hapert mit der tragischen Darstellung des Konflikts. Es hapert mit der tragischen Methode als einer Unterart des weinerlichen Vergnügens.

Exkurs über das weinerliche und das lächerliche Vergnügen: Sowohl das weinerliche als das lächerliche Vergnügen sind Mechanismen, um das Publikum unterschwelliger Unlustgefühle zu entladen. Beide Genres behandeln unlustige Vorfälle. Das weinerliche Genre arbeitet mit Schrecken (im miterlebenden Zuschauer) und Mitleid (im beobachtenden Zuschauer). Das lächerliche Genre arbeitet mit Witz (als einem kleinen Schreck, im miterlebenden Zuschauer) und Schadenfreude (im beobachtenden). Die Genres unterscheiden sich also nicht in den Anlässen, sondern in den Wirkungen. Die traurige Wirkung: die verborgene Unlust wird überschwellig und durch die ersatzweise Bewußtmachung abreagiert; man beweint sich anhand des beweinswerten Vorfalls. Die heitere Wirkung: die Unlust wird überschwellig und intellektuell abgelehnt; man gewinnt sich selbst gegenüber eine Überlegenheit anhand der Überlegenheit gegenüber dem Vorfall. Wo-

durch ist die Verschiedenheit der Wirkungen möglich? Natürlich durch eine quantitative Verschiedenheit der Anlässe, die in eine qualitative Verschiedenheit der Reaktion umschlägt: über einen kleinen Schreck läßt man, von einem großen wird man niedergeschmettert; bei einem kleinen Ungemach ist Schadenfreude möglich, bei einem großen Mitleid am Platz. Aber es wäre ein metaphysischer Mißgriff, diese kleine Unlust und große Unlust als stabile Größen zu betrachten, der wirkliche, dialektische Meßwert einer Unlust ist der Grad ihrer Überwindbarkeit. Im weinerlichen Genre wird der unlustige Fall als nicht überwindbar dargestellt; der Beschauer erlebt leidend. Im lächerlichen Genre wird der unlustige Fall als überwindbar dargestellt, und das Lachen ist um so weniger bloß blöd, je inhaltlich begründeter das Überlegenheitsgefühl des Lachers ist, je tatsächlicher abstellbar das belachte Übel oder die belachte Person.*

Mithin, da ist ein direkter Weg vom lächerlichen Vergnügen zu der Kunst einer Klasse, welche damit beschäftigt ist, die Mißstände der Welt mittels technischer und gesellschaftlicher Unternehmungen objektiv zu überwinden. Es ist keiner dahin vom weinerlichen. Es gibt ein paar Elemente der Poesie, die in der jüngsten Zeit Bedeutung erlangt haben: der ernste Witz, die didaktische Pointe, der rationalisierte Affekt.

Von den Charakteren

Ein Charakter ist ein zeitlicher und räumlicher Ausschnitt aus der Gesamtheit gesellschaftlicher Abläufe: ein Prozeßbündel, anfangs nur bewirkt, später strukturell weitgehend eingefroren und seinerseits wirkend. Mit diesem Faktum wissen manche Schriftsteller noch immer nichts anzufangen. Es ist bemerkenswert, wie viele einfache, unteilbare, immaterielle und möglicherweise sogar unsterbliche Seelen in der Welt herumgehen und einem einreden wollen, der Marxismus reiche nicht aus. Es gebe, sagen sie, angeborene, fixe Unterschiede in den Menschen, welche durch alles soziale Hin und Wider hindurch wirksam würden; an der Stelle folgt dann irgendeine Typologie. Durch bestimmte Albernheiten des sozialistischen Idealismus oder Schematismus ermuntert, fordern sie Vernachlässigung der Soziologie statt besserer Soziologie, Metaphysik statt möglichst vollständiger Dialektik. Wodurch sie sich eben selbst als die größten Schematisten ausweisen, denn freilich mit der Aufteilung aller Menschen in Produktionsmittelbesitzer und Nichtbesitzer kommt man allerdings nicht durch. Die Zahl der sozialen und sozialpsychologischen Determinanten ist groß und die ihrer Kombinationen prak-

* „Da wird der Zuschauer nicht zum Helfen aufgerufen, nur zum Schmerzempfinden eingeladen, und je schmerzlicher er bewegt wird, um so reicher ist sein Beifall für den Spieler solcher Szenen.“ Augustin, *Confessiones* III-2.

tisch unendlich, also gleicht ganz natürlich kein Charakter dem anderen völlig. Es ist richtig, daß man diesen komplizierten Endzustand (vulgo Individuum) in der Wirklichkeit auffindet, nicht in der Theorie. Aber wer die Theorie nicht hat, kann in der Wirklichkeit lange suchen. Mithin, statt sich und uns mit der Frage zu behelligen, ob und wieweit Charaktere etwa nicht sozial determiniert seien (welche Frage eine Scheinfrage, d. i. vor Bestehen der klassenlosen Gesellschaft objektiv unlösbar ist), sollten die beredeten Schriftsteller lieber entdecken, daß Seelenzustände dramatisch überhaupt nur verwertbar sind, soweit sie sozial kausiert sind und soweit diese Verursachung gezeigt wird. Die Direktheit der Verursachung ist nämlich verschieden. Wo die Gesellschaft stark interessiert ist, determiniert sie eindeutig. Das Wirtschaftsleben eindeutiger als das Geschlechtsleben, aber natürlich auch das Geschlechtsleben. Hieraus folgt: Je unbestimmter bestimmt, je mehr nur biologisch oder psychologisch ein Charaktermerkmal ist, desto unwichtiger ist es für die Gesellschaft, desto unwichtiger also für das Theater. Nichts ist unwichtiger als das sogenannte „Menschliche“, das gar nicht das Menschliche ist, sondern das eigentlich Unmenschliche. Menschlich heißt doch nicht: eine Eigenschaft von Menschen, sondern: gemacht von Menschen und von Menschen veränderbar. Ein nicht veränderbarer Charakterzug ist für niemanden von Interesse oder von bloß lexikalischem, und nicht kunstfähig. Kunstfähig ist allein ein Charakterzug, der Ursachen hat und also, innerhalb des Individuums oder der Gattung, mit den Ursachen verbessert werden kann.

Die Antinomie des künstlerischen Lernens

Gesellschaftliches Lernen ist die Grundlage der Zivilisation. Der Künstler, der darauf verzichtet, auf Vorbildern aufzubauen, steht methodisch etwa auf der Stufe einer Feldmaus. Aber beim Studium der Vorbilder, in seinen Lehrjahren, stößt der Künstler auf eine Schwierigkeit. Es ist die Antinomie des künstlerischen Lernens. Die Antinomie des künstlerischen Lernens besteht aus zwei wahren Sätzen:

- 1.: Künstlerische Meisterschaft ist lernbar.
- 2.: Da die Form aus dem Inhalt kommt*, und da der Inhalt jedesmal und

* Form läßt sich ausschließlich vom Inhalt ableiten, nicht allein vom Inhalt der Fabel, versteht sich, sondern vom gesellschaftlichen Inhalt des gesamten Kunst-Vorfalles als einer Angelegenheit, die den Künstler, das Publikum und die Gesamtheit der Gesellschaft angeht. Es besteht kein Zweifel, daß Form zum Überbau gehört. Es gibt keine Form, die nicht Überbau ist. Es gibt keine theatralischen Formelemente, die sich notwendig aus dem Theater als solchem ableiten ließen. Das Theater als solches ist eine metaphysische Fiktion; es kann es theoretisch nicht geben, und es gibt es empirisch nicht. Es wird somit hier die allgemeinere Frage überlegt, wie ein lebender Überbau von vergangenen profitieren könne. Das Beispiel der Philosophie erleichtert die Überlegung. Es ist ziemlich klar, daß man die bürgerliche Philosophie beherrschen müsse, um die marxistische zu haben.

insbesondere heute neu ist, ist die Form jedesmal und insbesondere heute neu. Künstlerische Meisterschaft ist also nicht lernbar.

Die Auflösung dieser Antinomie beginnt mit einer Kritik beider Prämissen des zweiten Satzes. *Der Inhalt unserer Kunst ist neu.* Aber er ist nicht ganz und gar verschieden. Es gab zu allen Zeiten gesellschaftliche Parallelinhalte und Parallelstrukturen, welche ähnliche formale Lösungen mit sich brachten*. Es gab darüber hinaus Inhalte, welche mit den heutigen nicht nur vergleichbar, sondern als ihre Wurzeln kausal verknüpft sind. Liberale Formlösungen sind soweit aufhebbar, wie liberale Inhalte im Sozialismus aufgehoben sind. Jede geistige Entwicklung ist gleichzeitig Negation und Akkumulation. Ferner: *Die Form kommt aus dem Inhalt.* Aber wie geht das vonstatten? Kommt sie automatisch, ist mit dem neuen Inhalt die neue Form einfach gegeben? Offenbar ist es so nicht. Offenbar liegt hier das artistische Problem des richtigen Machens vor. Und bevor der Künstler weiß, wie er etwas machen muß, muß er wissen, daß er es machen muß; bevor einer ein Problem löst, muß er es sehen, ein gesehenes Problem ist ein halb schon gelöstes. Also, der Schreiber muß lernen, daß richtige Maßnahmen ergriffen werden müssen, damit die Form aus dem Inhalt komme. Wenn er nur eine Form kennt, wird er naiv nur die eine benutzen, und sie wird die falsche sein. Er muß lernen, daß er es anders machen kann, als Hinz und Kunz es tun. Er muß die ganze Breite der historischen Formmöglichkeiten in ihrem Verhältnis zu den historischen Inhalten studieren, um die richtige historische Form für den historischen Inhalt der Gegenwart zu übernehmen, abzuleiten oder zu erfinden. Auf solche Weise ist künstlerische Meisterschaft lernbar. Die Antinomie ist, zeigt sich, keine des Lernens, sondern eine des Nachäffens. Alles Nachäffen, also alles handwerkelnnde Übernehmen, vom Ergebnis ausgehend statt vom Ursprung, unterliegt diesem Widerspruch und fällt ihm zum Opfer. Nachäffer, die sich folgerichtig nur für den Satz eins entscheiden, heißen Epigonen, und solche, die den Satz zwei wählen, negative Nachäffer oder Original-Genies (welcher letztere Terminus bereits den ganzen Widerspruch in sich birgt). Lernbar und notwendig zu lernen ist allein die Dialektik von Form und Inhalt. Was du ererbt von deinen Vätern hast, sagt Goethe, oder er sagte es jedenfalls so ähnlich, verwirf es, um es zu besitzen.

* Zum Exempel Eigentümlichkeiten der barocken Dramatik, welcher ein scharf ausgeprägtes Klassenschema zugrunde liegt, sind, unverwendbar für die bürgerliche Kunst, heute sehr beachtenswert, und sie werden mit zunehmender Aufhebung der Klassen im Kommunismus wieder aufhören, es zu sein.

Grenzen der Genügsamkeit

Die Tradition will, daß in den seriösen Plan der Theater in jeder Spielzeit ein appetitmachendes Dingelchen der heiteren Muse, ein Fast-Nichts an dramatischem Gewicht, eingefügt wird, dessen Erstaufführung zweckmäßigerweise in den Sommermonaten stattfindet. Diese Kleinigkeiten bewegen sich zwischen Lustspiel, Schwank, Posse und Operette – vielleicht definiert sich die Mischgattung jetzt im sogenannten „Musical“ (vgl. G. Wahnrau: „Das Musical rückt näher“ in „Theater der Zeit“, Heft 5/1956). Vor allem aus der französischen und italienischen Dramatik sind leichte, sommerliche Gebilde bekannt, die mit Grazie und Humor zwei Theaterstunden füllen.

Bedenklich wird das freilich, wenn im Programmheft schlechthin von „Lustspiel“ gesprochen wird. Damit wird nämlich, meist ohne Berechtigung, ein Anspruch geltend gemacht: das pp. Publikum wird in den Glauben versetzt, als stünde ihm eine neue „Minna“ bevor.

In der vergangenen Spielzeit, angesichts – nicht wahr, Intendanten und Dramaturgen, das habt ihr doch selbst in Referaten schon des öfteren ausgesprochen? – steigender kultureller Bedürfnisse, spielte man an mindestens zwei Bühnen der Deutschen Demokratischen Republik das „Lustspiel“ „Eine unmögliche Frau“ von Peter Bejach. Man spielt es noch, und es steht zu befürchten, daß im nächsten Jahre nicht wenige andere Bühnen angesteckt werden, denn Leipzig zum Beispiel hat das Stück an die achtzigmal gespielt. Eine Kritikerin überschrieb ihre Rezension: „Der Spatz in der Hand . . .“, und jeder weiß, was die drei Pünktchen hier ausdrücken: Die Dramaturgen blicken nach den Tauben aus. Aber die fliegen uns nicht in den Mund. Soll man es also mit dem Spatz wagen? Man tut's!

Nun soll man bekanntlich auf Spatzen nicht mit Kanonen schießen. Aber man soll diese geflügelten Frechlinge doch verjagen, damit sie nicht gerade ganze Kirschplantagen räubern. Und so sollten wir vor der Spatzenplage im Theaterplan auch nicht bedingungslos kapitulieren. Wie sieht denn unser Bejachscher Spatz aus? Ach, durchaus nicht dreist und frech, so daß man ihm alles mögliche Unordentliche nachsehen könnte. Er ist überhaupt kein richtiger Spatz. Er ist ein Klischeepiepmatz, ohne eigenes Leben, künstlich angepustet und aufgeplustert. Er ist ganz einfach Kitsch. Was ist Kitsch? Als Extrakt aus vielen umfänglichen Definitionen wollen wir das eine festhalten: Kitsch ist ein unerfüllter Anspruch. Kitsch gibt sich den Anschein, als ob. Kitsch ist das Gegenteil von Realität.

Lustig soll sein, daß ein bergsteigender Ingenieur in einer Skihütte von

einem netten Mädchen träumt. Und dann erscheint ausgerechnet seine Betriebsleiterin, aus einem VEB natürlich, denn wir sind gegenwartsnah. Aber er darf sie nicht erkennen. Im Dienst macht sie sich nämlich mit Fleiß auf Vogelscheuche zurecht, damit ihre weiblichen Reize niemanden zu einer Respektlosigkeit verführen (und weil man selbst offenbar nicht an die Gleichberechtigung der Frau glaubt). Hier aber in der Skihütte, gut sportlich eingekleidet, macht sie sich nun ganz fesch, ergo unkenntlich. Was folgt, ist das seit eh und je beliebte Trotskopfspiel, zu einem guten Ausklang geführt durch eine gleichfalls hereingeschneite, jüngere und noch appetitlichere Studentin, der es auf einen gespielten Zweckflirt nicht ankommt. Ihren „Richtigen“ hat sie im Tal gelassen. Dem ist sie treu wie Christbaumgold. Auf dem Höhepunkt der Katzbalgerei muß dann der Betriebseifer als Spannungsmoment herhalten. Plötzlich ist eine technische Zeichnung da, und man diskutiert ein technologisches Problem. Zwei positive Helden der Arbeit in der Skihütte!

Sonst geschieht nichts Schlimmes. Es wird zwar angelegentlich über die Notwendigkeit und Möglichkeit gestritten, die einzige Liegemöglichkeit der Hütte gemeinsam zu benutzen. Aber, bitte schön, es passiert wirklich nichts Ungebührliches. Dafür kracht ein Stuhl zusammen, und das Feuermachen wird ein Hauptspaß. Was geredet wird, kat keine Pointen. Es ist lederne Allerweltssprache. Dazwischen werden höchst einfältige Texte gesungen. Denn auf dem Programm steht: „Dazu ein bißchen Musik von Guido Masetz.“ Haben wir etwa hier des Pudels Kern zu suchen? Sollte die simple Hüttengeschichte anfänglich eine Operette werden? Freilich, da hätte doch „ein bißchen Musik“ mehr komponiert werden müssen. Und davon war wohl gerade kein Vorrat da. Was tun? Machen wir ein Lustspiel draus!

Da aber hört der Spaß auf. Wir halten die Operette, wenn sie ihre Eigenart wahrt und musikalischen Humor hat, durchaus nicht für etwas Minderwertiges. Wir sind aber dagegen, daß man Operettenspreu, das nicht keimkräftig genug ist, als immer noch geeignetes und genügendes Rohmaterial für ein heiteres Stück der Sprechbühne ansieht. Sollte das „Musical“ als neueste Gattung des Unterhaltungstheaters sich mit solchem Niveau bescheiden, dann freilich wäre nicht ernstlich darüber zu streiten. Es wäre eben als „Noch-nicht-Operette“ definiert.

Daß uns dies Stück ein Mann zumutet, der für die Operettenpflege viel Verdienstliches getan hat und als Intendant sicher theoretisch über die Grenzen der dramatischen Kunstformen Bescheid weiß, ist unerklärlich. Man hört schon seinen Einwand: „Das Publikum will doch so was Leichtes. Wir bemühen uns, den Spielplan aufzulockern.“ Wir kennen die Weise. Wir wissen auch, daß Neuauflagen von der unverwüstlichen Courths-Mahler sofort vergriffen sein würden. Wir drucken trotzdem diese Bücher nicht. Und was vom Verantwortungsbewußtsein der Verlage gefordert wird, das dürfen wir

auch von den Theatern erwarten. Es gibt eine Erziehung durch Abstinenz. Hätte man die „Unmögliche Frau“ gar nicht vorgestellt, niemand würde sie vermissen. Im Leipziger Spielplan gibt es genügend gute und brauchbare Lustspiele der Weltliteratur. Die Vorstellungen sind immer ausverkauft. Aber die „Unmögliche Frau“ hat mehr als ein Viertel aller Theaterabende der Kammerspiele blockiert, hat verhindert, daß Wertvolles gezeigt wurde. Schlimmer: sie hat im Publikum die als Restbestand kleinbürgerlicher Sehnsüchte noch schlummernde Neigung zum bloßen Amüsiertheater auf plumpe, ideenlose, ungraziöse Art wiedererweckt. Sie hat „gegenwartsnahe“ Scheinunterhaltung an den Haaren herbeigezerrt und dadurch dem echten Zeittheater geschadet. Sie hat den Zugang zum wahren realistischen Lustspiel neuerlich erschwert. Das Theater zur „moralischen Anstalt“ zu machen, ist ja nicht nur Sache der Tragödie. Witz, ja Frechheit, wenn von Format, draufgängerische Satire ohne Moralinsäure und Drumrumgerede seien gepriesen und herbeigewünscht. Shakespeare wird auch in dieser Hinsicht noch immer gesucht. Aber bei der Suche helfen keine „Unmöglichen Frauen“. Sie entmutigen nur unsere jungen Dramatiker. Denn wenn solchen – nicht einmal echten – Spatzen Erfolg beschieden ist, weshalb soll man sich dann mühevoll an die Taube auf dem Dache heranpirschen?

Wahrscheinlichkeit ist die Bedingung der Kunst, aber innerhalb des Reiches der Wahrscheinlichkeit muß das Höchste geliefert werden, was sonst nicht zur Erscheinung kömmt. Das Richtige ist nicht sechs Pfennige wert, wenn es weiter nichts zu bringen hat.

Goethe

Peter Goldammer

Zur Theorie der literarischen Gattungen

Georg Lukács: „Der historische Roman“, Aufbau-Verlag, Berlin 1955

Die Untersuchung des Wesens und der Genesis literarischer Gattungen ist ein verhältnismäßig junges Forschungsgebiet der Literaturwissenschaft. Die „klassische“ Methode der Literaturgeschichtsschreibung, nämlich die Darstellung einzelner Dichter oder Epochen, und später die – namentlich in Deutschland vorherrschende – geistesgeschichtliche Betrachtung der Dichtungsgeschichte haben lange Zeit das Interesse für die Gattungsforschung in den Hintergrund gedrängt, und noch heute herrscht auf diesem Gebiete eine allgemeine Konfusion, angefangen bei der uneinheitlichen Terminologie bis hin zu den einander schroff widersprechenden verschiedenen Theorien des Romans, des Dramas, der Novelle usw. Soweit heute schon umfassende gattungsgeschichtliche Monographien vorliegen, enthalten sie gewöhnlich neben einer Definition der Gattung – in Johannes Kleins „Geschichte der deutschen Novelle“ (Wiesbaden 1954) z. B. bedeutet *Definition* im eigentlichen Wortsinn *Abgrenzung* der Novelle von anderen epischen Darstellungsweisen – eine historisch orientierte Übersicht, die den Inhalt der wichtigsten Werke ins Gedächtnis ruft und ihre besonderen formalen Kennzeichen deutlich macht. Sowenig der Wert eines solchen Verfahrens grundsätzlich bestritten werden soll, so muß man sich doch bewußt sein, daß seine Grenzen recht eng gezogen sind: Alle Verallgemeinerungen, die über eine positivistische Kodifizierung des Stoffes hinausreichen, müssen bei dieser Methode notwendig subjektiv gefärbt sein.

Angeichts dieser höchst unbefriedigenden Situation ist es gewiß kein Zufall, daß in den letzten Jahren die Anschauungen Emil Staigers und seiner Schule große Verbreitung gefunden haben. Staiger macht nämlich den Versuch, die Gattungen überhaupt theoretisch aufzulösen oder sie allenfalls als bloß formale, normative Hilfskonstruktionen zu behandeln, die nichts gemein haben sollen mit dem Was und Wie dichterischer Gestaltung. Selbst die Hauptgattungen der Literatur – Lyrik, Epik und Dramatik – werden von Staiger relativiert und mystifiziert zu irrationalen Kategorien des Lyrischen, Epischen und Dramatischen, in denen sich angeblich das Wesen der Dichtung ausdrückt.

Es bedarf keiner ausführlichen Erörterungen, um zu zeigen, daß Theorien dieser Art, konsequent zu Ende gedacht, jede wissenschaftliche Literaturtheorie unmöglich machen. Man brauchte auf diese Gefahr nicht so eindringlich hinzuweisen, wenn sie nicht auch in unserer Literaturdiskussion – allerdings weitgehend unabhängig von der Staiger-Schule, einfach infolge der allgemeinen theoretischen Unsicherheit – eine gewisse Rolle spielte. So hat kürzlich in der „Neuen Deutschen Literatur“ (Heft 5/56, Seite 125 ff.) ein Schriftsteller das zaghafte Antippen des Gattungsproblems durch seinen Kritiker mit dem „Zank mittelalterlicher Scholastiker“ verglichen und empört zurückgewiesen.

Den Verächtern der exakten Gattungsforschung – sie sind bei uns gottlob in der Minderzahl – könnte man zahllose Belastungszeugen unter den Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart vorführen, die in besonderen Abhandlungen oder wenigstens in gelegentlichen brieflichen Bemerkungen kluge und wichtige Gedanken zu derartigen theo-

retischen Fragen geäußert haben. Selbst dort, wo namhafte Autoren dem Komplex der Gattungsforschung skeptisch gegenüberzustehen scheinen, drückt sich in der Skepsis häufig nichts anderes als die enttäuschte Feststellung des noch nicht Geleisteten aus; so etwa bei Gottfried Keller, der in einem Brief an Storm vom 16. August 1881 meinte, „daß es für Roman und Novelle so wenig aprioristische Theorien und Regeln gibt als für die anderen Gattungen, sondern daß sie aus den für mustergültig anzusehenden Werken werden abgezogen, respektive daß die Werte und Gebietsgrenzen erst noch abgesteckt werden müssen“. (Hervorhebung von mir. P. G.) Die Auffassung, die Keller hier vertritt – man könnte sie als die Theorie von der paradigmatischen Bedeutung der klassischen Gattungsprägungen bezeichnen – ist allen bedeutenden Schriftstellern und Kritikern gemeinsam; sie straft all jene Lügen, die, bewußt oder unbewußt, einem sektiererischen Avantgardismus um jeden Preis das Wort redend, den traditionsgebundenen objektiven ästhetischen Gesetzlichkeiten ihre eigene „schöpferische Phantasie“ kontradiktorisch entgegenzusetzen.

Eine Fülle von Fragen und Problemen, theoretischer wie praktischer Art, stellt sich ein, wenn man den Komplex der Gattungsforschung von verschiedenen Seiten zu beleuchten versucht. Es wäre vermessen, wollte man auf alle Fragen Antworten, für alle Probleme Lösungen erwarten von einem einzigen Theoretiker oder gar von einem einzelnen seiner Bücher. Unter Berücksichtigung dieser selbstverständlichen Voraussetzung muß man feststellen, daß Georg Lukács' Untersuchungen über den historischen Roman wie kein anderes uns bekanntes literaturtheoretisches Werk dazu angetan sind, die wissenschaftlich exakte Lösung vieler Probleme, die mit der Gattungsforschung zusammenhängen, überhaupt erst zu ermöglichen. Lukács' Absicht ist es nicht, eine lückenlose Geschichte des historischen Romans vor den Lesern auszubreiten. Entsprechend seiner bekannten, dem Wesen historisch- und dialektisch-materialistischen Denkens gemäßen Forschungsmethode will er „nur die wichtigsten prinzipiellen, theoretischen Fragen“ und solche Autoren behandeln, „deren Werke in einer bestimmten Hinsicht repräsentativ sind, die typische Knotenpunkte auf dem Wege der Entwicklung des historischen Romans bedeuten“. Die kritische Auswahl des Stoffes und die Akzentuierung der wichtigsten Fragen (nur wer sich von einem solchen Buch ohne Kenntnis der Quellen und ohne den Willen zum selbständigen Durchdenken der Probleme Gewinn verspricht, kann diese Methode als unzureichend empfinden) macht dem Verfasser wie dem Leser den Blick frei für die enge Verflochtenheit der allgemeinen historischen Zusammenhänge mit den ästhetischen Gesetzmäßigkeiten literarischer Gattungen. Damit ist bereits angedeutet, daß Lukács' Buch weitaus mehr enthält, als der Titel verspricht. Nicht der historische Roman als eine besondere, eigenen ästhetischen Gesetzen gehorchende Gattung wird hier abgehandelt; es ist gerade eins der wesentlichsten Ergebnisse dieser Untersuchungen, daß die Isolierung des historischen Romans vom Gesellschaftsroman eine bloße Fiktion der spätbürgerlichen formalistischen Ästhetik ist. Am Beispiel des – wie wir der Deutlichkeit halber formulieren wollen – bürgerlichen Romans mit historischer Thematik arbeitet Lukács die allgemeinen Grundzüge der Ästhetik des Romans und auch des Dramas (speziell der Tragödie mit historischer Thematik) heraus. Die Ableitung der ästhetischen Kategorien aus den realen historischen Gegebenheiten sichert seinen Forschungen, im Gegensatz zu allen spekulativen Gattungstheorien der bürgerlichen Literaturwissenschaft, exakte Resultate und ermöglicht weitgespannte Verallgemeinerungen der so gewonnenen Erkenntnisse.

Das erste Kapitel ist dem klassischen historischen Roman und besonders seinem Schöpfer Walter Scott gewidmet. Als Grundlage für die Entstehung des historischen Romans begreift Lukács das Aufkommen eines allgemeinen Geschichtsbewußtseins in der Epoche der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege, in einer Zeit also, da „die Geschichte zum Massenerlebnis“ in ganz Europa wurde. Nicht geistesgeschicht-

liche Einflüsse, sondern historische Realitäten bedingen, so weist Lukács nach, Entstehen, Blüte und Verfall konkreter literarischer Erscheinungen. An zwei Phänomenen, die scheinbar nichts miteinander gemein haben und die gewiß ohne direkten „Einfluß“ aufeinander entstanden sind – nämlich der Hegelschen Geschichtsphilosophie und den historischen Romanen Scotts –, macht er die gleiche Tendenz in der Geschichtsauffassung deutlich und beweist damit, daß diese Tendenz ihren Ursprung nicht in der Idee, sondern in der Wirklichkeit hat. Nachdem Lukács dann die weitere Entwicklung des historischen Romans in seiner klassischen Periode (Cooper, Alexis, Manzoni, Puschkin, Gogol) verfolgt und die Hemmungen dieser Entwicklung durch romantische Auffassungen angedeutet hat, kommt er auf den Gesellschaftsroman Balzacs zu sprechen. Hier nun offenbart sich mit aller Deutlichkeit der enge Zusammenhang der beiden Spielarten ein und derselben Gattung, deren einziger, und zwar historisch begründeter Unterschied in der verschiedenartigen Thematik besteht. Wie der klassische historische Roman sich aus dem Gesellschaftsroman des 18. Jahrhunderts entwickelt hat, so entsteht aus ihm wiederum der klassische Gesellschaftsroman des 19. Jahrhunderts. Hatte Scott „die Vergangenheit als Vorgeschichte der Gegenwart“ lebendig gemacht, so gestaltete Balzac „die Gegenwart als Geschichte“. Die Auffassung, daß der historische Roman eine Kategorie mit ästhetischer Eigengesetzlichkeit sei, wird somit an hervorragenden Beispielen ad absurdum geführt.

Die Tendenzen, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur „Konstituierung des historischen Romans als besonderen Genres“ geführt haben, werden im dritten Kapitel des Buches verfolgt. (Das zweite Kapitel enthält einen Exkurs über den historischen Roman und das historische Drama.) Ausgehend von dem Wandel der bürgerlichen Geschichtsauffassung nach 1848 und den geschichtsphilosophischen Anschauungen Burckhardts, Nietzsches und Groces, analysiert Lukács, wieder an künstlerisch bedeutsamen Beispielen, den historischen Roman im Zeitalter des Verfalls der bürgerlichen Gesellschaft. Die irrationalistische Auffassung der Geschichte, das Hineinprojizieren der modernen bürgerlichen Ideologie in den historischen Stoff (etwa bei Flaubert, Conrad Ferdinand Meyer und anderen) unterstreichen in den Werken mit historischer Thematik die allgemeinen Schwächen des bürgerlichen Romans; das belegt Lukács an Hand verschiedener Werke mit historischer und mit Gegenwartsthematik ein und desselben Schriftstellers (Maupassant, Jacobsen, Dickens). Als eine Art dialektischer Ironie muß es dabei erscheinen, daß manche Autoren gerade deshalb zu geschichtlichen Stoffen griffen, weil sie so ihren Protest gegen die zeitgenössische bürgerliche Gesellschaft zum Ausdruck bringen wollten.

Das letzte Kapitel schließlich behandelt den historischen Roman der jüngsten Vergangenheit. Besprochen werden Werke solcher Autoren, die vom Standpunkt eines bürgerlich-demokratischen Humanismus aus den Faschismus und seine Ideologie bekämpft haben. Diese Voraussetzung unterscheidet die betreffenden Romane grundsätzlich von denen der vorausgegangenen Epoche. Daß dennoch Schriftsteller wie Romain Rolland, Heinrich Mann, Lion Feuchtwanger und andere in ihren Romanen mit historischer Thematik nicht die „Klassizität“ der Scottschen Epoche erreicht haben, führt Lukács im wesentlichen auf zwei Ursachen zurück: ihre mangelnde Verbundenheit mit dem Leben des Volkes und ihre noch nicht gänzlich vollzogene Überwindung alter philosophischer und ästhetischer Anschauungen. In ihren historischen Romanen erscheint darum nicht die Vergangenheit „als Vorgeschichte der Gegenwart“, sondern „als abstrakte Vorgeschichte der Probleme, die die Gegenwart ideell beschäftigen“. Eine Folge, die sich aus dem Übergangscharakter der ganzen literarischen Epoche für den historischen Roman ergibt, ist seine Konzeption als Biographie. Um zu verstehen, warum Lukács in dieser Erscheinung etwas Problematisches sieht, ist es nötig, einen Gedanken zu verfolgen, der

dem zweiten Kapitel des Buches, dem außerordentlich interessanten Exkurs über den historischen Roman und das historische Drama, zugrunde liegt.

Bei der Untersuchung der beiden großen Gattungen – Epik und Dramatik – in ihrem Verhältnis zur Geschichte stützt sich Lukács auf die Hegelsche Ästhetik, wo das kompositorische Prinzip der großen Epik als „Totalität der Objekte“, das des Dramas dagegen als „Totalität der Bewegung“, d. h. der gesellschaftlichen, moralischen und psychologischen Konflikte, bestimmt wird. Mit Bezug auf diese Überlegungen und anhand zahlreicher Beispiele aus der Weltliteratur folgert er, daß in der historischen Tragödie das „weltgeschichtliche Individuum“ (Hegel) im Mittelpunkt des Geschehens stehen müsse, im historischen Roman dagegen nur als Randfigur auftreten dürfe. Ausgehend von dem prinzipiell verschiedenartigen Verhältnis der beiden Gattungen zum historischen Stoff, konstatiert Lukács eine seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert immer mehr um sich greifende „Romanisierung des modernen Dramas“ (z. B. bei Ibsen und in gewissem Sinne auch bei Gorki), eine Entfernung der dramatischen Gattung von ihrer paradigmatischen klassischen Ausprägung. Aus dem nämlichen Grunde aber kritisiert er am modernen historischen Roman hauptsächlich, daß er als Biographie konzipiert ist, was im klassischen historischen Roman nie der Fall gewesen war.

An dieser Stelle nun müssen wir die Frage stellen, ob Lukács nicht die paradigmatische Rolle der klassischen Gattungsprägungen überkrazentuiert. Man verstehe uns nicht falsch: Wir wollen nichts weniger als einer laxen Grenzverwischung der literarischen Gattungen das Wort reden, die ja keine formalen Abstraktionen sind, sondern bestimmte Lebensstatsachen künstlerisch adäquat abspiegeln. Wir sind durchaus mit Lukács der Meinung, daß, um ein Beispiel zu nennen, die belletristische Darstellung der Lebensgeschichte einer historischen Persönlichkeit noch längst keinen historischen Roman ergibt, auch dann nicht, wenn der geschichtliche Hintergrund noch so bunt und ausführlich gemalt wird; auf der anderen Seite jedoch glauben wir, daß die historischen Romane Feuchtwangers oder Heinrich Manns „Henri Quatre“ nicht mit den Maßstäben der Scottschen Geschichtsromane gemessen werden können, und ebenso scheint uns eine Würdigung von Brechts epischem Theater (das Lukács übrigens nicht erwähnt) mit den historisch überkommenen ästhetischen Kategorien nicht möglich.

Das Buch über den historischen Roman ist 1936/37 entstanden und kurz darauf zuerst in russischer Sprache veröffentlicht worden. Lukács selbst weist in einer Vorbemerkung auf die Problematik eines solchen verspäteten Erscheinungstermins hin und betont, daß die Analyse einiger in der Zwischenzeit bekannt gewordener Romane (wie des zweiten Teils des „Henri Quatre“ oder der neueren Bücher Feuchtwangers – wir möchten hinzufügen: auch der neuen Stücke Bertolt Brechts) „die Konkretheit und Aktualität des letzten Kapitels zweifellos erhöht“ hätte. Trotzdem muß man dem Verfasser dankbar sein, daß er dieses Werk seinen deutschen Lesern zugänglich gemacht hat. Die Bedeutung des Buches für die marxistische Ästhetik kann nicht hoch genug eingeschätzt werden: sein Studium und die Diskussion der vielfältigen Erkenntnisse, Anregungen und Probleme, die es enthält, sind dazu angetan, die zaghafte und theoretisch meist noch wenig sichere Diskussion, die sich in dieser Zeitschrift um literarische Gattungsprobleme anzubahnen beginnt, in Fluß zu bringen und zu vertiefen.

Die Reformationszeit im Roman

Hans Lorbeer: „Das Fegefeuer“. Ein Roman um Luthers Thesenanschlag
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1956

Der Große Bauernkrieg hat in unseren Tagen manchen Schriftsteller angeregt. Wenig Aufmerksamkeit hingegen fand bislang das Jahr 1517, in dem der Augustinermönch Martin Luther seine Disputationsthesen an die Tür der Wittenberger Schloßkirche nagelte, ohne zu ahnen, welche Folgen seine Tat haben würde. Nun ist es aber so, daß man die mächtigen Volksbewegungen im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts nur begreifen kann, wenn man Luthers Gestalt und Wirken wissenschaftlich wie künstlerisch gründlich zu erfassen sucht. Grob gesagt: Man kann Thomas Müntzer nicht verstehen, wenn man nicht Luthers historische Position begreift. Umgekehrt hat es wenig Sinn, die Persönlichkeit Luthers zu beurteilen, ohne die Kräfte zu studieren, die in Müntzer ihren Sprecher und Helden fanden.

Hans Lorbeer war mutig genug, Luther in den Kreis seiner literarischen Gestalten einzubeziehen. Mutig deshalb, weil es keinesfalls leicht ist, dieser Persönlichkeit gerecht zu werden. Denn ihre innere und äußere Widersprüchlichkeit läßt sich nun einmal nicht an einer einfachen Antinomie darstellen. Hinzu kommt, daß die religiösen Ausdrucksformen aller ideologischen Kämpfe der Epoche ein sehr ernsthaftes spezielles Vorstudium erfordern, wie denn überhaupt eine unendliche Mühe dazu gehört, sich die geschichtliche Bedeutung vieler heute recht unwesentlich erscheinender Details im Denken der damals Lebenden bewußt zu machen. Unser Autor hat diese Mühe nicht gescheut. Er ist als ein Schriftsteller an seine Arbeit gegangen, dem der historische Materialismus vertraut ist, und er hat sich damit auch künstlerisch auf sicheren Grund begeben. Denn nur dadurch, daß er die Leistung des schöpferischen Menschen am Wollen des Volkes

mißt, gewinnt er eine Konzeption, die prinzipielle historische Irrtümer ausschließt.

Zunächst ist festzustellen, daß Hans Lorbeer bewußt darauf verzichtet hat, Luther als Hauptgestalt in das Zentrum seines Romans zu rücken. Einerseits mögen ihm die Schwierigkeiten der künstlerisch geformten Biographie zu denken gegeben haben, andererseits bot sich ihm von vornherein der Plan an, das Leben einfacher Menschen seiner Heimat zu zeichnen und den Reformator in den Bereich ihrer Kämpfe und Konflikte behutsam hineinzusetzen. So trägt denn die Fabel ein ganz individuelles Gepräge: Der Kleinschmiedegesell Thamm, der die mißhandelte Bauerntochter Barbara von ihren Peinigern befreit, der humanistische Student Bachmann, der die Zuneigung der Handwerktochter Julia erringt, der junge Bauer Sebastian Balzer – sie werden in ihrer Art zu leben und zu handeln als Vertreter des arbeitenden Volkes vorgeführt, dem auch Luther in seiner Weise diente, vor allem in der ersten Periode seines Auftretens.

Schauplatz des Geschehens ist das trotz seiner Universität recht armselige und enge Wittenberg. Seine Bürger sind es, die erste Entscheidungen im Ringen um nationale und soziale Freiheit zu treffen haben. Aber nicht sie allein – neben ihnen raufen sich die Studenten um Luther und Papst, um Dogma und Fortschritt. Über ihnen allen aber sitzt der Kurfürst Friedrich, ein wohlwollender Herr, der „Weise“ insofern, als er klug genug ist, die antirömische bürgerliche Bewegung für seine Standeszwecke auszunutzen. Lorbeer schildert das Gemeinsame und Trennende in vielfältiger Richtung, er zeigt die Grenzen, die den Bauern vom Bürger und diesen vom Adligen scheiden. Er versteht es sehr geschickt, die tiefe Unruhe aufzudecken, die alle Klas-

sen der Gesellschaft erfaßt hat, und er zögert nicht, diese gesellschaftliche Unruhe auch in das persönliche Erleben seiner Gestalten hineinwirken zu lassen. So formt sich die Fabel des Werkes dadurch, daß die Liebesepisoden von scharfen geistigen Auseinandersetzungen erfüllt sind und daß die Intrigen des Ratsherrn Herberger und des Dunkelmannes Sebaldu die glückliche Vereinigung der einfachen Menschen für eine ganze Weile verhindern. Diese Konzeption deutet auf das epische Bestreben des Autors hin, der sich reichlich Zeit vorbehalten hat, jeder seiner Personen und jedem Vorfall Genüge zu tun. Im Gegensatz zu jenen zeitgenössischen Romanen, die eine eindeutige Zunahme des dramatischen Elements im Genre bekunden, hält sich Lorbeer strikt an die Romantradition des 19. Jahrhunderts. Ob nun ein Schriftsteller wie Alexis auf ihn gewirkt hat oder nicht, auf jeden Fall bevorzugt unser Autor wie dieser erste Meister des modernen deutschen historischen Romans die Methode, Steinchen an Steinchen zu setzen, um ein vielfarbenes Mosaik zu erhalten.

Ich glaube, daß ein Anknüpfen an die überlieferte Form des älteren historischen Romans in mancher Hinsicht noch fruchtbar sein kann. Allerdings scheint es, als ob diese Form heute doch den Weg zu einer tieferen Analyse des Zeitalters versperrt, daß es notwendig ist, die Erkenntnisse neuer Schriftsteller, die wie Feuchtwanger das Genre zu bereichern suchten, ebenso gründlich auszuwerten wie die der älteren. Zwar ist Lorbeer durch seine literarische Methode des geduldrigen Verflechtens großer und kleiner Vorgänge zu einer eindrucksvollen und sauberen, vor allem umfassenden Schau der Epoche gelangt, aber man mag ihm nicht raten, auf dieser Bahn fortzufahren – die Gefahr des Konventionellen, Bieder-Gemütlichen könnte sich leicht einstellen, eine Gefahr, die sich im Roman durch Partien ankündigt, die allzu weitschweifig ausgesponnen sind.

Diese Überlegungen und Einwände schwächen keineswegs die Aussage ab, daß

Lorbeer nicht nur um seines Themas willen hohe Anerkennung verdient, nicht nur wegen seines erzählerischen Talents. Was man ihm besonders zu danken hat, ist dies: Er besitzt die keineswegs häufige Gabe, schlichte Menschen in all ihren Sehnsüchten und Erwartungen, in all ihrem inneren seelischen Reichtum schlicht-mäßig abzubilden. Von dieser Gabe macht er im vorliegenden Werk erfreulichen Gebrauch; seine Gestalten sind lebenswahr und fesseln den Leser vom ersten Augenblick an, da er ihre Bekanntschaft macht. Was ist doch der Geselle Thamm für ein prächtiger Kerl, der ohne jede Spur von auffallendem Heroismus gezeichnet ist, ein tüchtiger, gradsinziger Jüngling! Wie fein hebt sich von ihm der junge Student Bachmann ab. Mit welcher psychologisch bestechenden Sachkenntnis hat Lorbeer Bachmanns Verhältnis zu dem Bauern Sebastian beleuchtet, der in dem Studenten den Nebenbuhler sehen muß und der schließlich allen Vorbehalten entsagt. Wie reizvoll dünken uns die Frauengestalten, die schöne, in Wirrnisse und Gewissensnot gestürzte Magd Barbara, die behütete, anmutige Julia, die in ihrem Liebesverlangen enttäuschte reife Frau des Ratsherrn Herberger! Aber auch der adlige Student Haberlitz, der Maler Lukas Cranach und nicht zuletzt der Kurfürst finden unsere Teilnahme und unser Verständnis. Nicht auf der gleichen Höhe epischer Charakterisierung bewegen sich zwei andere Figuren, die auf besonders enge Weise mit der Handlung verknüpft sind und deren Wesen hohe Aufmerksamkeit weckt: Der Ratsherr Herberger, ein kalter, egoistischer Geschäftsmann, und der von Fleischeslust und Hochmut getriebene Pater Sebaldu. Ersterer entbehrt als literarische Person nicht etlicher Widersprüche, und letzterer ist etwas zu heftig in die Sphäre des bösen Schurken – gestoßen worden, was dem Grundkonflikt des Romans nicht förderlich ist. Die Szenen, in denen diese beiden Männer aufeinandertreffen, halten darum keinen Vergleich aus mit jenen, in denen wir anderen Gestalten begegnen. Auch die

Passagen, in denen Luther auftritt, vermitteln stärkere Eindrücke als diese Auftritte zweier Intriganten, von denen abwechselnd der eine schwach und feige, der andere triumphierend und haßvoll wirkt.

Luther nun erscheint in der Auffassung Lorbeers von allen legendären Zügen entkleidet. Es ist sehr verdienstvoll, daß der Verfasser sich bewußt ist, einen Werden-den, Suchenden vorzustellen und nicht jenen reifen Mann, der, geehrt und umworben, seine großen Leistungen hinter sich gebracht hat, den Luther, der seine Tischreden hält und Fürsten in Glaubensfragen berät. Lorbeers Luther erweist sich als ein von Skrupeln belasteter Mensch, dem es sehr sauer fällt, an die Grundfesten der herrschenden Ordnung zu rühren, und sei es auch nur auf theologischem Gebiet. Das ist historisch unbestreitbar richtig, genauso wie die Tatsache, daß es vor allem des Reformators ehrlicher und unerschrockener Starrsinn war, der ihn schließlich über die Schwelle des Zeitalters drängte. Sehr gut zeigt uns der Autor, wie rasch Luther zwischen die Fronten der weltanschaulichen Lager mit ihren auseinanderstrebenden ökonomischen Interessen gerät, wie heftig er von den gegnerischen Parteien angepackt wird, halb Initiator, halb Widerpart der mächtigen Bewegungen, die sich über die Lande verbreiten. Lorbeer verfällt nicht in den Fehler, Luthers religiöses Anliegen zu verkleinern, ganz im Gegenteil, er findet in ihm jenen humanen progressiven Zug der bürgerlichen Freiheit, der die Zeitgenossen so tief erschütterte. So gelingt es ihm, der geschichtlichen Wahrheit zu dienen, und bei vielen Menschen unserer

Tagen ein tieferes Verständnis für die historische Entwicklung hervorzurufen. Luthers Gestalt überzeugt den Leser und zwingt ihn, überlieferte Vorurteile zu überprüfen. Nur auf eines sei in diesem Zusammenhang noch hingewiesen: Mir erscheint der Luther Lorbeers um etliche Nuancen zu naiv, zu einfältig. Freilich, die Folgen seines Thesenanschlages vermochte er nicht zu übersehen; gewiß, er mag 1517 ein schlichter Theologieprofessor gewesen sein, der erst in den darauffolgenden Jahren seine Persönlichkeit ausprägte; aber ein durchschnittlicher Mensch war er nie, und deshalb wünscht man, der Verfasser hätte dieses Moment mehr berücksichtigt.

Aus verschiedenen Gründen wird der Roman ein lebhaftes Echo finden. Nicht zuletzt deshalb, weil die Sprache Lorbeers einfach und ohne falsche Ambitionen ist. Nur selten stören verunglückte Wendungen und schiefe Metaphern. Der allzu reichliche Gebrauch von Apostrophen beim Wegfall des Endvokals allerdings stört im Druckbild und erscheint unnötig; der dem Stoff glücklich angenäherte Stil des Dialogs kann derartige Pedanterie entbehren.

In diesem neuen Werk Hans Lorbeers bekunden sich literarische Verantwortung und eine charaktervolle pädagogische Haltung. Lorbeer sieht jenes Leserpublikum vor sich, das es manchmal noch schwer hat, sich Literatur anzueignen, das aber oft mit größerem Eifer und Ernst als viele, die sich ästhetisch gebildet dünken, nach dichterischen Werten forscht. Für dieses Publikum vor allem, für die Nachfahren Thams und Bachmanns, ist dieser wertvolle historische Roman geschrieben worden.

Hans-Heinrich Reuter

Gedicht und Deutung

*Ernst Stein: „Kleiner Wegweiser zu Johannes R. Bechers Gedicht“
Aufbau-Verlag, Berlin 1956*

Es besteht ein Mißverhältnis. Wir haben eine große Zahl von Untersuchungen, die den Aussagegehalt sprachlicher

Kunstwerke analysieren. Und wir haben ebenfalls Untersuchungen, die an solche Gehaltsanalysen Betrachtungen zur Form

anschließen. Was uns aber weitgehend fehlt, sind Deutungen, die Dichtungen als Einheit von Gehalt und Gestalt begreifen und erleben lehren; die den Gehalt in der Form und die Form im Gehalt nachweisen.

Vor allem für die Lyrik stellen beide eingangs gekennzeichneten Methoden eine Gefahr dar. Denn auch ein Nacheinander in der Untersuchung von Gehalt und Form führt hier fast immer zur Zerstörung der Entelechie, die allein das Leben, das Wunder, den Zauber und die Macht des Gedichtes bewirkt. Nur selten gelangt solche Analyse wieder zu echter Synthese: die Elemente, einmal getrennt, gewinnen kein Leben mehr, auch wenn man sie schließlich wieder aneinanderpaßt. Um so mehr begrüßt man einzelne Arbeiten, in denen Dichtung aus einer ihr angemessenen Sicht betrachtet wird.

Ein Beispiel dafür bieten die Interpretationen von Gedichten Johannes R. Bechers, die Ernst Stein vorlegt. Stein ist schon des öfteren mit Gedichtinterpretationen in der von ihm betreuten Fachzeitschrift „Deutschunterricht“ hervorgetreten: Klopstock und vor allem Hölderlin bildeten den Beginn, Heine folgte. Auch die Lyrik unserer Gegenwart war gleich zu Anfang mit einem repräsentativen Werk vertreten: mit der Nationalhymne unserer Republik.

Steins Methode ist frei von Obskurantismus; sein Ziel ist: er„klären“. Die Klarheit des Gedichtes ist ihm jedoch nicht ausschließlich rational faßbar. Ganz kann das Gedicht nur erklären, wer Gefühls- und Seelenkraft aufbringt. „Im stetigen Umgang mit der Dichtung enträtseln wir ihr Geheimnis, nehmen sie in uns auf wie den im Blut sich lösenden Kristall, der uns wandelt und heilt.“ Ethisch drückt sich all das aus als taktvolle Behutsamkeit im Umgang mit Dichtung; hermeneutisch äußert es sich als Wissen um die Spezifik des Poetischen: „Dichtung gibt die Wahrheit nicht im Begriff, sondern im Bild, sie widersteht daher dem Versuch einer eindeutig begrifflichen Übersetzung.“ Aus dieser Bildlichkeit dichterischer Aussage folgt weiteres für den Betrachter: „Beim Ein-

dringen in ein Gedicht gilt es daher, immer von außen nach innen zu gelangen, von der Erscheinung zum Wesen: freilich nicht auf zerstückelnde Weise, sondern indem wir Bild und Gedanken zusammen sehen, die Außenseite für das Innere durchsichtig zu machen suchen.“

Stein wählte zwölf Gedichte Bechers aus. Er gibt zwei Gründe für die Auswahl an. Einen subjektiven Grund: Er hält eben diese Gedichte für besonders schön. Einen objektiven Grund: „Die zwölf Gedichte schlagen Themen an, die für das lyrische Werk Johannes R. Bechers bezeichnend sind.“ – Über den subjektiven Grund läßt sich schwer diskutieren; man kann nur beipflichten oder ablehnen. „Der Lesende“, „Neckar bei Nürtingen“, „Aufhellung“, „Riemenschneider“, „General Mola“, „Ballade von den dreien“ hätte auch ich wohl aufgenommen. Zu dem objektiven Grund: Daß es sich um Themen handelt, die für die Lyrik Bechers bezeichnend sind, ist nicht zu bestreiten. Drei Themen erklingen vor allem: Deutschland als Erlebnis und als Sehnsucht; Kampf und Anklage gegen die Verderber der Menschheit; hoffnungsfrohe Zukunftsschau. Dazu kommt das besonders glücklich gewählte Eingangsgedicht „Der Lesende“, kündend von der Macht der Poesie. Die Proportionen der lyrischen Thematik Bechers widerzuspiegeln, hat sich Stein nicht vorgesetzt; dennoch wäre es schön gewesen, wenn er eines der autobiographisch-bekennnishaften Gedichte Bechers aufgenommen hätte. „Wandlung“ ist ein Hauptthema der Lyrik Bechers („Als einst er schrieb die trunkenen Gedichte“).

Zu den Interpretationen im einzelnen einige Bemerkungen: Bereits die Deutung des ersten Gedichtes, „Der Lesende. Auf der Fahrt nach Peredelkino“, zeigt, wie Stein seine Prinzipien anwendet. Er erklärt die vier Strophen des Sonetts als die vier Phasen eines Prozesses: „Der Weg des Lesenden zum Gedicht führt von außen nach innen, von erster leidenschaftlicher Besitznahme zu tieferer, bleibender Aneignung.“

Für die Deutung der Form aus dem Gehalt bieten alle Interpretationen Beispiele; so werden bei dem Gedicht „Schön wird das Leben, schön“ Klangfarbe, Wortwahl, syntaktisches Gefüge, Bauart und Rhythmus aus der Funktion dieses Wanderliedes abgeleitet: „Die Verse sind sangbar, ja, sie singen gewissermaßen von selbst: Überall finden wir ein Wiederaufnehmen, Nachsummen, Anklingen an Verklungenes; so heißt es gleich in den ersten Strophen: ‚Wo wir *geben, weben*‘, ‚dem *anderen* die *Hand*...‘ Oder: „Der Hauptakzent liegt fast immer erst auf der dritten Hebung. Dadurch erhält das Lied jene aufsteigende, zur Höhe schwingende Tendenz, die seiner inhaltlichen Aussage unmittelbar entspricht.“ Noch weiter geht Stein, wenn er bei dem Gedicht „Riemenschneider“ zeigt, wie die inhaltliche Spannung ihre vokalische Entsprechung findet in der Kontrapunktik zweier gegeneinander geführter Stimmen: eines a- und eines i-Klanges.

Auch Unregelmäßigkeiten in Metrum, Tonfall oder Diktion erklärt Stein analog. Seine Erklärungen überzeugen fast alle, so wenn er etwa zum Gedicht „Oberbayrische Hochebene“ über die Zeilensprünge schreibt: „Selbstverständlich sind diese Eigentümlichkeiten des vorliegenden Gedichtes keine ‚Fehler‘. Das Widerspiel zwischen Formgesetz und inhaltlicher Dynamik ist künstlerische Absicht und hilft nur, die Wirkung der Dichtung zu erhöhen.“ (Das Wort „Widerspiel“ ist hier fehl am Platze; es bedeutet „Gegenteil“, „Gegenstück“.) – Bei dem Gedicht „Aufhellung“ untersucht Stein die Gründe für einige Abweichungen vom jambischen Metrum. Auch hier gelingt es ihm, den „Bruch“ am Ende der ersten Strophe zu deuten aus dem „Durchbruch“ zu neuer Gefühlsqualität, der sich an eben dieser Stelle vollzieht.

Dennoch ist hier der Ort, grundsätzlich auf einen möglichen Nachteil der Methode Steins hinzuweisen, auf das Negativ gleichsam zu ihren Vorzügen: die Einfühlung des Interpreten in die Intentionen

des Dichters kann zu einer Preisgabe kritischer Distanz führen, zu einem Verstehen-, Erklärenwollen um jeden Preis. Auch und vor allem in der Lyrik heißt alles verstehen nicht alles verzeihen.

Neben der Deutung der Form aus dem Gehalt steht die Erklärung des Gehaltes aus der Form. Gut zu erkennen ist das bei den sieben Sonetten, die Stein aufgenommen hat. Er versteht es, die Einwirkung der Sonettform, des „Sinnbildes einer Ordnungsmacht“, auf Gedankenführung und gehaltliche Komposition nachzuweisen, zum andern jedoch auch zu zeigen, wie diese strenge Form dem Dichter nicht zur Fessel wird, vielmehr zum Anlaß gestalterischen Mühens, das abschließt mit der Synthese im vollendeten Gedicht. – Ein Beweis für die Gründlichkeit, mit der Stein verfährt, ist der historisch-philologische Exkurs über die Entstehung und die Formen des Sonetts. Dieser Exkurs ermöglicht es ihm, bei den einzelnen Sonetten Bechers das Spannungsverhältnis nachzuweisen, das zwischen Tradition und Konvention einerseits und Schöpfung andererseits waltet.

Zu einer kritischen Bemerkung gibt Steins Buch noch Anlaß; die kritisierte Erscheinung ist weithin bei uns verbreitet: Im Gegensatz zu seinen früheren Arbeiten verwendet Stein die Zeichen – und ∪ für Hebung und Senkung. Sie stellen Quantitätsbezeichnungen dar, markieren also lange und kurze Silben. Im Deutschen messen wir jedoch – im Gegensatz zur antiken Metrik – die Silben nicht, sondern wägen sie, untersuchen ihre Qualität (betont oder unbetont). Die Zeichen \acute{x} und \grave{x} sind unserer Metrik daher angemessener.

An hervorragender Stelle in Goethes Gedichten steht seine Forderung: „Bilde, Künstler, rede nicht!“ Steins Interpretation des Gedichtes „General Mola“ gipfelt im Nachweis der Erfüllung dieses Postulats. Stein konzentriert seine Darlegung auf den „prägnanten Punkt“ dieser „gegenständlichen Dichtung“: auf den „menschlichen“ Rock des unmenschlichen Generals, auf das einzige, was menschlich an ihm ist. Und Stein schließt mit dem Satze, der die

Quintessenz des Buches gibt: „Die Höhe der Meisterschaft ist erreicht, wenn ein Gedicht den Leser nicht mehr mit rednerischen Mitteln überzeugen und beschwören

will, wenn es vielmehr ganz gegenständlich, ganz Bild, ganz Klang geworden ist und uns allein durch die Macht des Dargestellten, Schaubaren ergreift.“

Günter Deicke

Licht und Schatten Lateinamerikas

Diego Viga: „Der Freiheitsritter“, Roman, Paul List Verlag, Leipzig 1955

Erich Arendt: „Tropenland Kolumbien“, VEB F. A. Brockhaus Verlag
Leipzig 1954

Aus Kolumbien kam der „Freiheitsritter“ zu uns. Ein dort lebender Deutscher hatte diese „Entwicklungsgeschichte eines älteren Herren“ geschrieben, und der Paul List Verlag war gut beraten, als er sie verlegte. Um das Urteil gleich vorwegzunehmen: ein erstaunliches, merkwürdiges Werk, das bei aller intellektuellen Durchdringung doch auch ursprüngliche Kraft besitzt, das mit seiner „fabelhaften“ und in der Anlage klug stilisierten Handlung gleichzeitig ein Stück Gegenwartsgeschichte Lateinamerikas dokumentiert. Die intellektuelle Konzeption des Buches – die Absicht nämlich, eine moderne Analogie zum Don Quijote des Cervantes zu schreiben – hätte eine Klippe werden können, und es gibt im ersten Drittel des Romans Stellen genug, in denen Ironie und Satire so erklügelt zutage treten, daß die „Absicht“ sichtbar wird. Aber je mehr der moderne Don Quijote des Buches mit dem Leben des Landes in Berührung kommt, je stärker das Volk in seinen verschiedensten Schichten in Aktion tritt, desto realistischer wird das Werk, und auch die bewußten Typisierungen – des Don Alonso und des Don Sancho etwa – wirken nicht mehr gedanklich-abstrakt, weil sie jetzt im Ganzen begriffen werden.

Die Handlung beginnt nach dem Sieg des Generals Franco in Spanien. Don Alonso Quijano y Bueno, ein fünfzigjähriger Mittelschullehrer für Mathematik, Physik und Chemie, Junggeselle, Katholik aus Tradition und Gewohnheit, unpolitisch,

weltfremd, aber freiheits- und gerechtigkeitsliebend, verläßt Spanien und siedelt nach Kolumbien über. Dort gilt er als republikanischer Emigrant und wird schmal besoldeter Hochschulprofessor in der Hauptstadt des Landes, Bogotá. Im Grunde war er gar nicht dem Faschismus entflohen, sondern dem Lärm des Bürgerkrieges, der ihn in seinen hochfliegenden wissenschaftlichen Betrachtungen störte. Da ihm bei der Überfahrt seine Bücher verlorengegangen sind, füllt er seine leerstehenden Regale mit Zeitungen und Zeitschriften, die er, da sie bedrucktes, damit vom Menschengestalt geadeltes Papier und zudem relativ billig sind, eifrig liest. Mit den kriegerischen Schlagzeilen der ersten Seite freilich hat er wenig im Sinn, aber das Geistes- und Wirtschaftsleben erfüllt seine Überlegungen, und vor allem der erfolgreiche und tugendhafte Mister Henry Ford wird sein Ideal, dem er nun nachzustreben beginnt.

Und damit beginnen auch seine Don-Quijoterien. Phantastische Pläne, Land und Volk zu beglücken und dem Fortschritt in die Arme zu führen, will er in Wirklichkeit verwandeln. Als Helfer ersteht ihm ein nüchtern denkender und finanzkräftiger Geschäftsmann namens Sancho Perez, der weniger die Sanierung seines rückständigen Vaterlandes im Auge hat als die Erhöhung seines Bankkontos. Sein Äußeres entspricht genau dem seines literarischen Vorgängers, ebenso seine Sucht, Sprichwörter in seine Rede zu flechten; aber er

glaubt nicht an die sagenhafte Statthalterei auf einer „Insul“; er, der bereits zum Don Sancho, zum „Obersancho“ avanciert ist, baut sich seine „Statthalterei“ sehr planmäßig und skrupellos auf, und während Don Alonso Fehlschlag auf Fehlschlag erleidet, vergrößert Don Sancho seinen Besitz und seine politische Macht. Nacheinander werden aufgebaut und entschwinden wieder – zumindest für Don Alonso: eine chemische Industrie, eine Weinkelterei, der Versuch, aus Urwaldbäumen Chinin zu gewinnen, eine Filmindustrie, Kautschukplantagen und ein Gymnasium. Das Gummigeschäft floriert – mit Hilfe der Amerikaner, die, von Sancho Perez gerufen, die Sache anfänglich finanzieren und schließlich in die Tasche stecken (es ist klar, daß Sancho Perez dabei nicht schlecht abschneidet).

Don Alonso wird in dieser Sache kaltgestellt, weil er sich bei dem Kampf um Gummi auf die Seite der ausgebeuteten Indios stellt. Das Privatgymnasium hat regen Zulauf, weil hier den dummen Söhnen einflußreicher und zahlungskräftiger Bürger durch gute Zeugnisse eine standesgemäße Karriere geöffnet wird. Don Alonso tritt freiwillig aus dem Lehrkörper dieser Schule aus, weil er den Betrug nicht mitmachen kann. Es ist ersichtlich, daß hier der weltfremde Gelehrte bereits ein gutes Stück Entwicklung hinter sich hat: er hat nämlich ins Leben geblickt, er hat die Not des Volkes gesehen. Seine Absicht war es gewesen – getreu seinen Papiergötzen Henry Ford und John D. Rockefeller, die er ja nur nach der Panegyrik der Journale kannte –, mit der Begründung des technischen Fortschritts Geld und damit Glück und Wohlstand unters Volk zu bringen. Und nun mußte er erkennen, daß zwar eine Menge Geld in Umlauf kam, daß es aber nur in die Taschen einiger weniger Leute floß.

Mit Hilfe einiger Freunde gründet er nun eine fortschrittliche Zeitschrift. Da bricht der Bogotäner Aufstand aus, und mit der Zerschlagung dieses großen Volksaufstandes wird auch das neue kleine

Unternehmen zertrümmert und Don Alonso vorübergehend verhaftet. Um dem Fortschritt der Menschheit weiterhin zu dienen, zieht er aus, um auf einem abgelegenen Felsgrundstück Don Sanchos nach Uranium zu suchen. Er findet Smaragde – für Sancho Perez. Nun hat Don Alonso genug, er fühlt sich überflüssig in dieser Welt der Mächtigen und geht zu seinen ausgebeuteten Indios. Und dort wird er von einem, den er früher einmal als Verbrecher entlarvt hat und der nun dort Polizeioffizier ist, verhaftet. Er wird als „unerwünschter und politisch tätiger Ausländer“ des Landes verwiesen. Er wehrt sich nicht, lehnt es ab, seine einflußreichen Freunde zu Hilfe zu rufen, und flieht „in die Freiheit, der Freiheit nach, der Freiheit zu“. Das Buch schließt mit dem Abschiedsschmerz Don Sanchos: „Mir bleibt die Gummifabrik und das Gymnasium und die Smaragdmine“, murmelte Don Sancho vor sich hin, mehr zu sich selber als zu Herrn Varkany sprechend. ‚Er hat Großes für dieses undankbare Land geleistet.‘ Varkany merkte, daß Erbschaft den Schmerz der Hinterbliebenen lindert.“

Es konnte hier nur die Haupthandlung in sehr grobem Umriss wiedergegeben werden. Alle Nebenhandlungen, die, bis auf wenige Ausnahmen, für die Entwicklung des Helden wichtig sind und organisch in dieser außerordentlich eng verzahnten Geschichte stehen, mögen dem Leser selbst vorbehalten bleiben. Was anfänglich im Gerüst einer äußerlichen Analogie stecken-zubleiben droht – mit der nicht notwendigen Einführung einer *Dulcinea del Toboso* in der Gestalt der Sekretärin Don Sanchos, Gretchen Pfeffer; mit der Sprichwortsucht Don Sanchos; mit der Verbrennung der Journale durch Alonsos Freunde zum Zwecke der Heilung Alonsos von seinem weltfremden Idealismus –, wird schließlich vom Strom des Lebens, der Wirklichkeit gefüllt und mitgerissen. In dem Augenblick, da Land und Leute in ihrer Fülle, klug differenziert, in die Handlung treten, wird das Buch lebendig und läßt einen bis zum Schluß nicht mehr los.

Denn plausibel wird das Buch nicht durch die bewußt konzipierte Analogie, sondern vor allem durch seine literarische Eigentümlichkeit im genau fixierten Bild seiner Zeit. Dieser Roman lebt nämlich von der Episode, und die Hauptfigur erhält erst durch die Vielzahl der Episoden *neben* ihr Farbe und Leben. Der Weg Don Alonsos allein – die Haupthandlung also – hätte nicht ausgereicht, das Interesse des Lesers zu fesseln; und überall dort, wo der Autor sich auf seine erdachte Hauptperson konzentriert, wird auch sein Stil gespreizt. Don Alonso wird lebendig im farbigen Abglanz der Randfiguren, und da fließt auch die Sprache des Autors frisch und natürlich. Land und Menschen bleiben im Gedächtnis.

Und man greift, wenn man dieses Buch gelesen hat, zu Erich Arendts Bildband „Tropenland Kolumbien“, um weiteres über Land und Leute zu erfahren. Wir kennen Arendts Tolú-Zyklus aus dem Gedichtband „Trug doch die Nacht den Albatros“. (Die Tolú-Gedichte erscheinen jetzt in überarbeiteter Fassung als Inselbändchen.) Zweifellos hat Erich Arendt mit diesem, nach einem kolumbianischen

Negerdorf benannten Zyklus unsere Lyrik um eine ganz neue Provinz bereichert. Nun hat er auch seine Fotos aus Kolumbien in einem vorzüglich ausgestatteten Sammelband vorgelegt. Das Bemerkenswerte seiner Tropengedichte, Leidenschaft des Schauens und Gestaltens, zeichnet auch diese Bilder aus. Was Arendt hier aus einer alten Sechsmal-neun-Kamera herausgeholt hat an unmittelbarer Bildwirkung, das mag manchen Berufsfotografen mit Neid erfüllen. Dabei sind es nicht nur die Eigenart und die Fülle der Tropen – das Exotische übt selbstverständlich immer eine gewisse Anziehungskraft aus –, die dieses Buch so fesselnd machen. Es ist vor allem die Sicherheit, mit der Arendt das Tropenland Kolumbien als soziale Landschaft im Bild festhält. Im Bild und im Wort: denn die Einleitung „Zu den Bildern“ ist meisterhaft geschrieben. In gedrängter, außerordentlich dichter Darstellung teilt Arendt alles Wissenswerte über Kolumbien mit: Geschichte, Geographie, biologische, soziale und politische Verhältnisse. Und das in einer Sprache, die in allem Sachlichen noch persönlicher Charakter und poetische Kraft auszeichnen.

Marceli Ranicki

Ein Versuch über den Humanisten Arnold Zweig

*Johanna Rudolph: „Der Humanist Arnold Zweig“
Schriftenreihe der Deutschen Akademie der Künste, Band 9
Henschelverlag, Berlin 1955*

Nehmen wir es gleich vorweg: durch diese Arbeit von Johanna Rudolph ist unsere Zweig-Literatur nicht nur umfangreicher, sondern wirklich reicher geworden. Gleichzeitig muß aber betont werden, daß ihre Untersuchung nicht ganz den Erwartungen entsprochen und uns in gewissem Sinne eine Enttäuschung bereitet hat.

Das Buch von Johanna Rudolph zeugt von gründlichem Wissen, einer soliden, wirklich genauen Kenntnis der Werke Arnold Zweigs, auch mancher unveröffent-

lichter Arbeiten, und zeichnet sich durch eine klare, präzise Diktion aus.

Die Enttäuschung wird zunächst durch die begrenzte Themenstellung hervorgerufen. Es wird die ideologische Entwicklung Zweigs, die auch im Mittelpunkt der bisherigen Arbeiten über den Dichter stand, untersucht, hingegen bleiben künstlerische Probleme fast durchweg unberücksichtigt. Die Komposition der Romane und Novellen Zweigs, sein Stil, seine meisterhaften Schilderungen und Dialoge, seine

virtuose Charakterisierungskunst und ähnliche Fragen werden überhaupt nicht behandelt.

Nun hat natürlich jeder Autor das Recht, das Thema eines Essays – und als Essay muß die Arbeit von Johanna Rudolph gewertet werden – sehr eng zu fassen. Die thematische Begrenzung sagt noch nichts gegen dieses Buch, aber man darf dem Bedauern Ausdruck geben, daß die seit Jahren dringend notwendige Analyse der künstlerischen Problematik Arnold Zweigs weiterhin eine ungelöste Aufgabe geblieben ist.

Ausgangspunkt der Untersuchung von Johanna Rudolph ist ein von Arnold Zweig im Oktober 1948, also kurz nach seiner Rückkehr nach Deutschland gehaltenen Vortrag, in dem „sein Bekenntnis zum Humanismus mit seinem Bekenntnis zum Realismus verschmilzt“.

Dieses Bekenntnis wird von der Verfasserin mit den nationalen Kunsttraditionen, an die der Dichter angeknüpft hat, in Verbindung gebracht. Es wird gesagt, daß „seine Bindung an die Klassik“ sich „als Anknüpfen an die progressiven Werte der deutschen Literatur“ erwiesen habe. „Das Festhalten an dieser Tradition, an ihrem humanistischen Kern“, schreibt Johanna Rudolph, „erwies sich als unendlich fruchtbar für die Entfaltung seines Erzählertalents, für seine Entwicklung zu einem Meister des Wortes, zu einem der bedeutendsten Realisten unserer Zeit. Indem wir uns bemühen, diese Traditionen, die Beziehung des Dichters zur Klassik in ihren wesentlichsten Etappen nachzuzeichnen, werden wir sinnfällig zu machen suchen, wodurch Arnold Zweig zu einem der Repräsentanten unseres nationalen Romans werden konnte.“

Diesen Sätzen kann man nur zustimmen, jedoch wird das hier gegebene Versprechen leider nicht erfüllt.

Zweig verdankt sehr viel den deutschen Klassikern von Lessing bis Heine, wie auch insbesondere den deutschen Erzählern der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts (vor allem wohl Fontane), und

schließlich auch dem Dichter der „Buddenbrooks“, dessen starker Einfluß auf den Verfasser der „Novellen um Claudia“ deutlich sichtbar ist. All dies wird aber nicht einmal erwähnt. „Die Beziehung des Dichters zur Klassik“ und sein „Anknüpfen an die progressiven Werte der deutschen Literatur“ werden von der Autorin weder erläutert noch nachgezeichnet: wir müssen uns mit der – zweifellos richtigen – allgemeinen Feststellung begnügen. Es erübrigt sich darauf hinzuweisen, daß auch die Einflüsse der europäischen Literatur, vor allem der französischen und der russischen, unbeachtet geblieben sind.

Man verstehe uns wohl: wir beanstanden nicht, daß wichtige Fragen außer acht gelassen worden sind, sondern, daß durch diese Auslassungen das von der Verfasserin gewählte Thema nicht adäquat behandelt worden ist.

Die Autorin befaßt sich nämlich vor allem mit der Entwicklung Zweigs vom Individualisten und Ästhet zum kämpferischen Humanisten und großen Realisten. Diese Entwicklung wird als eine Folgeerscheinung der historischen und politischen Ereignisse dargestellt, die der Dichter erlebt hat, also vor allem des ersten Weltkriegs, der Weimarer Zeit und der faschistischen Machtübernahme.

Zweifellos ist das richtig, jedoch war das nicht nur eine politische, sondern auch eine literarische Entwicklung – mit der Wendung zur demokratischen Haltung vollzog sich eben die Wendung zum Realismus. Natürlich weiß Johanna Rudolph das sehr genau; sie kann aber die literarische Entwicklung nicht überzeugend demonstrieren, weil sie unter anderem die literarischen Einflüsse, die auf den Dichter wirkten, unbeachtet läßt.

Bei der Analyse der weltanschaulichen Entwicklung Zweigs dienen der Verfasserin seine Romane, Novellen und Dramen sozusagen als „Beweismaterial“. Um es zugespitzt, bewußt übertrieben auszudrücken: in manchen Kapiteln des Buches hat man den Eindruck, daß die Autorin nicht die ideologische Entwicklung Zweigs unter-

sucht, um seine Werke besser interpretieren zu können, sondern sich seiner Werke nur als Beispiele bedient, um die ideologische Entwicklung dokumentarisch belegen zu können. Am deutlichsten zeigt sich diese nicht sehr sinnvolle Methode im Kapitel „Ein Humanist hält Abrechnung“.

In diesem Kapitel befaßt sich Johanna Rudolph mit Walter Rohme und dessen Frau Claudia, den Hauptgestalten des Bandes „Novellen um Claudia“. Wer nun aber vermutet, eine Würdigung des vor dem „Grischa“ erfolgreichsten und wohl auch bedeutendsten Buches Zweigs zu finden, wird bitter enttäuscht.

Die „Novellen um Claudia“ interessieren die Autorin nämlich nur insofern, als die Rohmes in dem ein Vierteljahrhundert später geschriebenen „Beil von Wandsbek“ wieder auftauchen und sich somit die dem Kritiker willkommene Gelegenheit bietet, das vollkommen gewandelte Verhältnis des Dichters zu seinen Helden zu dokumentieren und damit Zweigs weltanschauliche Entwicklung zu verdeutlichen.

Von dieser Gelegenheit weiß die Verfasserin sehr gut Gebrauch zu machen. Das Kapitel ist ausgezeichnet geschrieben, die Gegenüberstellung ist mit zahlreichen gut ausgewählten und treffend interpretierten Zitaten untermauert. Man kann sich aber keinesfalls damit einverstanden erklären, daß die „Novellen um Claudia“, ein hochinteressantes und bis heute lebendiges Werk der deutschen Prosa der Wilhelminischen Zeit, in einer größeren Arbeit über Zweig nur unter einem so speziellen Aspekt betrachtet werden.

Die Gegenüberstellung der weltanschaulichen Positionen des jungen und des reifen Arnold Zweig wurde übrigens von der Autorin schon im vorhergehenden Kapitel überzeugend vorgenommen. Da es sich aber dort um den Vergleich zweier verschiedener Fassungen des gleichen Werkes, des Romans „Versunkene Tage“ handelt und obendrein die erste Fassung überhaupt nicht veröffentlicht ist, kann die Tatsache, daß Johanna Rudolph das von den ideologischen Ausgangspositionen zeugende lite-

rarische Dokument nur zu Vergleichszwecken heranzieht, keinerlei Einspruch hervorrufen. Am Rande sei vermerkt, daß die Analyse der „Versunkenen Tage“, eines – in des Wortes doppelten Bedeutung – liebenswürdigen Romans, zu den meiner Ansicht nach wertvollsten Seiten des Buches von Johanna Rudolph gehört.

Als eine Bereicherung unserer Literatur über Zweig müssen auch die kritische Besprechung des Dramas „Die Sendung Semmaels“ sowie die Analyse der Essays über Lessing, Kleist und Büchner gewertet werden. Beide Untersuchungen sind in dem nicht sehr klaren, etwas chaotischen Kapitel „Formprobleme“ enthalten, in dem allerdings auf wirkliche Formprobleme kaum eingegangen wird. Kurios ist der erste Satz dieses Kapitels: „Es wäre unrichtig, anzunehmen, daß es für Arnold Zweig kein Formproblem gab.“ – Wer hat denn jemals eine derartige Ansicht geäußert?

Auch gegen folgende, im gleichen Kapitel enthaltene Sätze muß man protestieren: „Wenn der Grischa-Zyklus später jenseits aller Formexperimente bleibt, so wissen wir jetzt, daß hier weder Zufall noch die Gewohnheit des Herkömmlichen im Spiel war. Wir wissen, daß eine Entscheidung aus sozialer Verantwortung gefällt wurde.“ Hier scheinen zwei Mißverständnisse vorzuliegen. Zunächst einmal ist die Behauptung, der Grischa-Zyklus bliebe „jenseits aller Formexperimente“, unhaltbar. Die Komposition der einzelnen Romane des Zyklus ist bekanntlich gar nicht gleichartig, sondern zeugt davon, daß Zweig hartnäckig bemüht war, die dem Stoff jeweils am meisten gemäße Form zu finden. Diese Versuche wurden natürlich nicht um des Experimentierens willen angestellt, nichtsdestoweniger waren es „Formexperimente“ von recht unterschiedlichem Ergebnis: in einem Fall ist es dem Dichter gelungen, einen der vollendetsten – eben was die Form anbetrifft – deutschen Romane der letzten Jahrzehnte zu schaffen, „Erziehung vor Verdun“. Die unlängst in der „Feuerpause“ erfolgte Ver-

öffentlichung der Urschrift des Verdun-Romans hat uns einen wertvollen Einblick in die Werkstatt des Schriftstellers gewährt. Wir konnten daraus ersehen, wie sehr Zweig um die Form seines großen Romans gerungen oder, wenn man es so ausdrücken will, mit der Form „experimentiert“ hat.

Das zweite Mißverständnis ist in der Begründung der irrtümlich aufgestellten Behauptung enthalten: der Grischa-Zyklus, heißt es, sei angeblich eine jenseits aller Formexperimente „aus sozialer Verantwortung“ gefällte Entscheidung.

Ein Schriftsteller mit wirklicher „sozialer Verantwortung“ strebt danach, fortschrittliche, also in der jeweiligen Zeit meist neue Ideen zu gestalten, denen in vielen Fällen nur neue künstlerische Formen und Ausdrucksmittel adäquat sind. Hinzu kommt, daß, je größer die „soziale Verantwortung“ eines Schriftstellers ist, desto größer auch sein Bemühen, seine Ideen so zu gestalten, daß sie einen möglichst weiten Leserkreis ansprechen. Beides muß natürlich Formexperimente verursachen, und die Literaturgeschichte belehrt uns, daß revolutionäre Dichter nicht nur mit Formen experimentiert, sondern auch Formen revolutioniert haben: Majakowski und Brecht mögen als Beispiel dienen.

Eine andere wesentliche methodologische Schwäche des Buches besteht darin, daß die Autorin zwar von „Irrtümern und Mißverständnissen“ spricht, die Zweig den Weg verstellten und diesen Weg „eine Mischung aus Wahrheit und Illusion“ nennt, jedoch diese „Irrtümer und Mißverständnisse“ nicht einmal andeutet, geschweige denn interpretiert.

Man kann die ideologische Entwicklung Zweigs nicht nachzeichnen, ohne auf sein Verhältnis zur jüdischen Frage und zum Zionismus einzugehen. Bekanntlich stand dieses Problem jahrelang, fast zwei Jahrzehnte lang im Vordergrund des Interesses von Arnold Zweig, was aus zahlreichen publizistischen und belletristischen Arbeiten des Dichters ersichtlich ist. Die

Wandlung seines Verhältnisses zum Zionismus darf als eines der wesentlichsten Merkmale seiner weltanschaulichen Entwicklung bezeichnet werden. Johanna Rudolph aber umgeht diese Frage sehr sorgfältig; deswegen wird übriges der Roman „De Vriendt kehrt heim“ nicht einmal erwähnt.

Und schließlich noch ein Problem, das nicht berücksichtigt wurde, aber auch zum Bild des Humanisten Arnold Zweig gehört. Das Problem heißt: Freud.

Wir alle wissen, daß Freuds Theorien einen außerordentlich starken Einfluß auf die bürgerliche deutsche Literatur der ersten drei, ja vielleicht sogar vier Jahrzehnte unseres Jahrhunderts ausgeübt haben. Es darf wohl allgemein festgestellt werden, daß Freuds Theorien einerseits viele Schriftsteller zum Psychologismus verleitet haben, andererseits aber einen nicht zu unterschätzenden fruchtbaren Einfluß auf die Literatur genommen und vor allem zur psychologischen Vertiefung von Gestalten in realistischen Romanen beigetragen haben. Dieser ganze Fragenkomplex ist von der marxistischen Literaturkritik kaum untersucht worden.

Zweigs enge Beziehung zu Freud und seinen Lehren ist bekannt. Der Einfluß Freuds ist in fast allen Werken des Dichters spürbar. Hans Mayer widmete dieser Frage einen besonders wichtigen Abschnitt seines Essays über den Grischa-Zyklus und bemerkte treffend, daß sogar der Titel „Der Krieg der weißen Männer“ zum Vorstellungskreis von „Totem und Tabu“ gehöre.

Es ist hier nicht der Ort, darauf einzugehen, wie weit der Einfluß Freuds auf Zweig fruchtbar oder hemmend gewesen ist. Jedoch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das sich wandelnde Verhältnis des Dichters zu seinem früheren „Lehrmeister“ höchst aufschlußreich für seine ideologische Entwicklung ist. Will man Zweigs Wendung zum Humanismus und Realismus analysieren, so muß man diesem Problem besondere Aufmerksamkeit widmen. Johanna Rudolph hingegen weicht

dieser Analyse vollkommen aus, nennt zwar den Namen Freud zwei- oder dreimal, aber ausschließlich in negativem Zusammenhang, wodurch diese gewiß schwierige Frage gänzlich falsch beleuchtet wird.

Abschließend sei betont, daß manche der erwähnten Schwächen des Buches von Johanna Rudolph keinesfalls nur die Autorin belasten – in ihrer Arbeit finden wir eine Widerspiegelung verschiedener ernsthafter Fehler, die von der marxistischen Literaturkritik in den vergangenen Jahren gemacht worden sind. Dieser Schwächen ist sich gewiß auch die Autorin bewußt, die heute zweifellos vieles anders interpretieren würde.

Trotz dieser Einschränkungen muß man die Arbeit als eine Bereicherung unserer Zweig-Literatur werten. Diejenigen, die in Zukunft über den Dichter der „Erziehung

vor Verdun“ schreiben werden, können sich auf manche Ergebnisse stützen, zu denen die Autorin gekommen ist. Eine wirklich umfassende und tiefdringende Abhandlung, die der Größe des Humanisten und Künstlers Zweig angemessen wäre, dürfen wir vor allem von Johanna Rudolph selbst erwarten, deren tiefe Kenntnis des Gegenstands in dem besprochenen Buch nur teilweise zum Vorschein gekommen ist.

Und daher sei es mir erlaubt, an Johanna Rudolph die Worte zu richten, mit denen Georg Lukács vor einigen Jahren einen Brief an den von uns allen so verehrten Arnold Zweig geschlossen hat: „Erlauben Sie mir, daß mein Gruß weniger Anerkennung für Gestaltetes als Forderung des noch zu Leistenden in sich schließe.“

Howard Fast

„Der stille Amerikaner“

Es liegt ein Stück tiefer Wahrheit in dem Wort meines Landsmannes Thoreau*, daß „die Masse der Menschen ein Leben stiller Verzweiflung führt“. In unseren Tagen gilt dieses Wort besonders für einen bestimmten Typ des nachdenkenden Intellektuellen, der die ihn umgebende Welt betrachtet und wenig Sinn oder Hoffnung in ihr entdeckt. Über einen solchen Menschen, einen Engländer, der sich als Zeitungskorrespondent in Indochina aufhält, und über seine „Antithese“, einen jungen, ziemlich unintelligenten und hoffnungslos desinformierten Amerikaner, der beim Central Intelligence Service oder einer ähnlichen Institution beschäftigt ist, hat Graham Greene einen der bedeutendsten Romane der Nachkriegszeit geschrieben.

„Der stille Amerikaner“ ist ein seltsames Buch. Es fußt nicht auf der Tradition der großen klassischen Romane, aber ebenso wenig auf der späteren amerikanischen Schule bröckeliger Oberflächlichkeit. Man wird die außerordentliche Klugheit und das technische Geschick hervorheben, die sich in ihm offenbaren. Aber diese Eigenschaften zeichnen fast alle Bücher Graham Greenes aus. Wie seine früheren ist auch dieses eine geheimnisvolle Mordgeschichte mit viel Psychologie, und der Schilderung eines Miasmas seelischer Qualen steht die brillante Beobachtung und Darstellung der objektiven Wirklichkeit gegenüber.

Wie in seinen früheren Büchern meidet Graham Greene auch im „Stillen Amerikaner“ den Bereich des Eng-Privaten, in den sich so viele amerikanische Romanciers zurückgezogen haben. Sein Buch handelt

vom Menschen als einem Geschöpf der menschlichen Gesellschaft; der Verfasser geht dem Zusammenhang zwischen den letzten Dingen des menschlichen Schicksals und den breiten politischen Kräften nach, die in der Gesellschaft wirken. Man kann sagen, daß Greene – wie fast alle bedeutenden Romanciers – im wesentlichen ein politischer Romancier ist, und außerdem, welchen Maßstab immer man anlegen mag, ein ganz hervorragender Schriftsteller. Die Tatsache, daß seinem neuen Roman von seiten der Rechten wie der Linken hohes Lob gezollt wurde, ist etwas, was zu denken geben sollte.

Die Story des Romans erzählt in Ich-Form der britische Korrespondent. Er ist ein neurotischer, unbefriedigter und unglücklicher Mensch, der, obwohl verheiratet, ein indochinesisches Mädchen liebt; diese Liebe bildet den dünnen Faden, der ihn mit dem Leben und der Realität verbindet. Aber so dünn der Faden auch sein mag – er führt ihn durch den ganzen Komplex der Rassenprobleme des Kolonialismus zu einem tiefen, wenn auch nur gefühlsmäßigen Verständnis des indochinesischen Volkes. In diese Welt tritt nun der Amerikaner, ein strahlender junger Mann mit Bürstenschnitt und den schablonisierten Gedanken, die das geistige Rüstzeug unserer neuen Diplomategeneration bilden. Er hat den Auftrag erhalten, eine „dritte Kraft“ zu finden, welche die zusammenbrechende französische Kolonialverwaltung zu ersetzen vermag, dabei unter amerikanischer Kontrolle steht und sich dem Kommunismus und der indochinesischen Freiheitsbewegung widersetzt. Zu diesem Zweck verbündet sich der Ameri-

* Henry D. Thoreau, amerikanischer Schriftsteller (1817–1862).

kaner mit einem Banditenführer und Mörder, der mit einigen tausend kriminellen Verbrechern das Land verheert; er versorgt den Banditen mit Bomben, die äußerlich die Form von Fahrradpumpen haben, und inszeniert in der Stadt Saigon eine Anzahl schrecklicher Bombenanschläge.

Soweit die Handlung in großen Zügen. Der Schwerpunkt des Romans liegt jedoch in der Darstellung des moralischen Dilemmas, in das der britische Korrespondent gerät. Er ist hier stellvertretend für den „neutralen Menschen“ mit Empfindungs- und Beobachtungsvermögen. Er ergreift für niemand Partei, er ist niemandem verpflichtet. In seinen Augen hält die vulgäre und fromme Bösartigkeit des Westens der festen, disziplinierten, nicht-liberalen kommunistischen Kraft im Osten die Waage. Beide schließen ihn aus, und beide, meint er, müssen verworfen werden zugunsten der einzigen Entscheidung, die der Zivilisation würdig sei: Aktionslosigkeit und stille Beobachtung. Dieses Dilemma wird noch fühlbarer dadurch, daß ihm der Amerikaner offene, jungenhafte Freundschaft entgegenbringt, ihm einmal das Leben rettet und ihn uneingeschränkt bewundert.

Die Auseinandersetzung des Engländers mit sich selbst ist sauber, objektiv und verständlich dargestellt; am Ende muß er, getrieben von der unwiderstehlichen Macht sozialer Umstände, seine Neutralität aufgeben: er entscheidet sich für die Kommunisten. Die Entscheidung erfolgt aber weder freudig noch begeistert; dieser Engländer, die individuelle Figur, welche die Geschichte erzählt, hat keinen einschneidenden politischen Gesinnungswandel durchgemacht. Er ist nicht Kommunist geworden, nicht einmal ein mit dem Kommunismus Sympathisierender. Aber als Mensch mit Empfindung ist er gezwungen, über die beiden großen Kräfte, die auf dieser Erde miteinander kämpfen, zu Gericht zu sitzen. Graham Greene bringt dem Leser diesen Prozeß der inneren Auseinandersetzung überaus geschickt und überzeugend nahe, man begreift, daß dem Helden nur die eine Wahl bleibt, sich um

jeden Preis den von Kommunisten geführten Freiheitskräften zuzuwenden.

Mehr möchte ich nicht über die Handlung verraten, denn Graham Greene arbeitet mit Spannung und Geheimnis, und die Lösung ist, wie es sich für eine solche Form der Erzählung gehört, den letzten paar Seiten vorbehalten. Ich für meinen Teil bin fasziniert von der Tatsache, daß einer der hervorragendsten katholischen Schriftsteller Englands sich diesem Stoff zugewandt hat. Graham Greene schreibt in erster Linie als Katholik, als ein tief religiöser Mensch, der unter inneren Qualen sich mit den moralischen Problemen unserer Zeit auseinandersetzt. Sein Denken ist konservativ, seine Schlußfolgerungen leiten sich aus einer anglo-katholisch bestimmten Humanität ab. Aus diesem Grunde wird, glaube ich, sein Buch insbesondere alle denkenden Menschen, die ihre eigene Entscheidung noch nicht gefällt haben, tief anrühren und erregen.

Es ist bedauerlich, daß die herrschenden Leute bei uns in den Vereinigten Staaten Bücher als Waffen des Teufels anzusehen geneigt sind und sie deshalb, wenn irgend möglich, meiden. Es wäre tröstlich, könnten wir das Gefühl haben, daß unser Land Führer besitzt, die dieses Buch lesen. Aber offensichtlich ist das nicht der Fall.

Eine letzte Bemerkung: Graham Greenes Kenntnis von der Arbeit der kommunistischen Gruppen ist durch falsche Informationen irreflektiert, und er selbst ist tief beeinflusst von der im Westen verbreiteten Prämisse, daß der Zweck die Mittel heilige. Ähnlich wie Malraux glaubt er zu sehen, daß humanitäre Ziele durch Terror erreicht werden, aber da er ein anderer und klügerer Mensch ist als Malraux, darf man hoffen, daß er diese Meinung noch einmal überprüft. Wenn wir die Zeit, die uns bevorsteht, überhaupt durchleben wollen, müssen wir verstehen, daß eine Ungerechtigkeit, mag sie auch geringfügig sein, keinen echten Fortschritt auf dem Weg der Menschheit in eine Zeit bringen kann, in der volle Gerechtigkeit herrschen wird.

Deutsch von Elga Abramowitz

Sowjetische Verleger, Achtung!

Unter dieser Überschrift veröffentlichte der amerikanische Schriftsteller Albert Maltz im Juni-Heft der progressiven Monatsschrift „Masses & Mainstream“ einen offenen Brief. Dieser Brief antwortet auf einen im März dieses Jahres in der Zeitschrift „New World Review“ erschienenen Artikel des sowjetischen Professors Anikst, in dem dieser auf die großzügige Verbreitung amerikanischer Literatur in der Sowjetunion hingewiesen hatte.

Auch Albert Maltz bestätigt, daß viele Werke amerikanischer Autoren in der Sowjetunion eine weit größere Verbreitung finden als in den USA selbst. Sein Brief erörtert aber vor allem die Beziehungen zwischen den sowjetischen Verlegern und ihren ausländischen Autoren. An der in der Sowjetunion zur Gewohnheit gewordenen Praxis wird harte Kritik geübt. Maltz sagt:

„Es gibt ein Gebiet in den Beziehungen zwischen den kulturellen Institutionen Ihres Landes und den amerikanischen Schriftstellern (vielleicht allen ausländischen Schriftstellern überhaupt), das im höchsten Maße unbefriedigend ist. Ich beziehe mich auf die Tatsache, daß Ihre Verleger im allgemeinen Bücher herausgeben, Ihre Theater Stücke spielen, Ihre Literaturzeitschriften Erzählungen veröffentlichen, ohne vorher in normale, allgemein anerkannte Beziehungen mit den Autoren dieser Werke zu treten.“

Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, daß diese Praxis von nicht wenigen amerikanischen Schriftstellern beanstandet wird...

Ich frage mich, ob Sie wissen, daß man in England, der Tschechoslowakei, in Holland oder Polen, in Dänemark oder in der DDR ein Verfahren anwendet, das ziemlich in der ganzen Welt als richtig anerkannt ist. Es setzt sich aus folgenden Schritten zusammen: 1. Der Verleger informiert den Autor von seinem Wunsch, ein bestimmtes Buch in einer Übersetzung

herauszubringen und gibt seine Bedingungen bekannt. 2. Wenn diese Abmachungen die Zustimmung des Autors finden, unterzeichnen beide Parteien einen Vertrag. 3. Der Autor erhält sofort nach Veröffentlichung Belegexemplare. 4. Falls es der Autor wünscht, werden ihm Buchbesprechungen übermittelt. 5. In den vertraglich festgelegten regelmäßigen Abständen werden dem Autor Abrechnungen über die verkauften Exemplare übersandt und Zahlungen überwiesen. 6. Briefe des Autors an den Verleger werden in einer angemessenen Zeit beantwortet.

Dieses Verfahren ist überall als richtig anerkannt. Es beruht auf dem Prinzip, daß das Werk dem Autor gehört und andere es ohne seine Genehmigung nicht verwenden oder nicht in einer Weise verwenden dürfen, die er nicht akzeptiert, wie z. B. in einer gekürzten Fassung. Überdies läßt sich dieses Prinzip im wesentlichen auch dann befolgen, wenn die wirtschaftlichen Bedingungen in einem bestimmten Lande es für eine gewisse Zeit unmöglich machen, Honorare zu überweisen. Honorarzahlungen sind wichtig, aber nicht das einzige, was zu beachten ist.

Ich weiß, daß die Sowjetunion sogar in den schwierigsten Jahren immer auf das genaueste Buch über die Honorarguthaben ausländischer Autoren geführt hat. Solche Guthaben wurden auf ein Sonderkonto eingezahlt und dem Autor zur Verfügung gestellt, wenn er die Sowjetunion besuchte. Ich weiß auch, daß in einigen Fällen die Gelder überwiesen wurden. Schließlich erfuhr ich aus der Bekanntmachung, die Herr Schuwikow, Direktor des Verlages für ausländische Literatur, im September 1955 in der „New York Times“ veröffentlichte, daß in Zukunft jeder ausländische Autor die ihm zustehenden Honorare anfordern und erhalten kann.

Trotzdem folgen meines Wissens Ihre Verleger, Theater und Zeitschriften noch

nicht den Gepflogenheiten anderer Länder. Sie ersuchen weder um die Genehmigung, ein Buch herausgeben zu dürfen, noch machen sie Verträge; die Autoren werden nicht über das Erscheinen ihrer Werke informiert und erhalten keine Belegexemplare. Sie senden keine Abrechnungen und unterlassen es, auf normale Weise die Guthaben auszuzahlen. Briefe von Autoren, in denen um Auskunft gebeten wird, werden entweder erst nach vielen Monaten oder allzuoft überhaupt nicht beantwortet. Kurz gesagt, diese Methoden bewirken, daß die Rechte ausländischer Autoren verletzt werden, während man zugleich ihre Werke herausgibt, sie bespricht und lobt – in Artikeln, wie Sie selbst einen verfaßt haben. In aller Freundschaft frage ich Sie, ob es nicht Zeit ist, diesen Zustand zu ändern?

Lassen Sie mich noch sagen, daß ich sehr gut weiß, warum die Sowjetunion in den ersten Jahren ihrer Existenz gezwungen war, zu solchen Maßnahmen Zuflucht zu nehmen... Die internationalen Beziehungen haben sich jedoch verändert und auch die Position der Sowjetunion ist gewiß anders geworden. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß die Zeit schon längst gekommen ist, in der Sie Ihre Beziehungen zu ausländischen Autoren normalisieren müssen?"

Es liegt auf der Hand, daß die von Albert Maltz gestellte Frage berechtigt ist. Mehr noch! Es ist unvermeidlich, die sowjetischen Kollegen nachdrücklich auf die Unerträglichkeit ihrer bisher geübten Praxis aufmerksam zu machen. Schon deshalb, weil eine Notwendigkeit für die damit verbundene Selbstisolierung der sowjetischen Verleger längst nicht mehr besteht und weil die grandiose Arbeit der sowjetischen Verlage zur Verbreitung ausländischer Literatur in der Sowjetunion dadurch nur verdunkelt wird. Die sowjetischen Kollegen müssen sich darüber klarwerden, daß sie auf dem Gebiete der kulturellen Kontakte mit dem Ausland einen größeren Beitrag zur Vertiefung der freundschaftlichen Beziehungen leisten würden, wenn

sie sich die Einhaltung allgemein gültiger Grundsätze zu eigen machten.

Aus meiner Praxis als Verleger und Leiter eines der größten Verlage in Deutschland kann ich den kritischen Hinweisen von Albert Maltz nur zustimmen. Zugleich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß es nicht nur höchste Zeit ist, normale Beziehungen zu den ausländischen Autoren herzustellen; es ist ebenso nötig, vernünftige Beziehungen zu den Verlegern im Ausland zu pflegen.

Ich denke dabei an die Verleger in allen Ländern, aber insbesondere an die Verleger in solchen Ländern, die durch jahrelange Tätigkeit ihre Freundschaft zur Sowjetunion und ihre hohe Meinung über die russisch-sowjetische Literatur hundertfach dokumentiert haben.

Wir müssen annehmen, daß den sowjetischen Verlegern bekannt ist, welche Verantwortung die ausländischen Verleger zur Wahrung der Rechte ihrer Autoren tragen. Wenn dem so ist, dann fragen wir, warum sich unsere Kollegen in der Sowjetunion scheuen, mit uns in Verbindung zu treten.

Wenn man der Meinung sein sollte, daß die in den Volksdemokratien und teilweise auch in anderen Ländern vorhandenen Einrichtungen wie etwa die Vertretung der Kniga usw. genügen, dann ist das ein großer Irrtum. Solche Vertretungen haben – soweit mir bekannt ist – zumeist nur einseitig gearbeitet und sich vor allem auf dem Gebiete der Statistik betätigt. Was wir als Verleger benötigen und wünschen, ist genau das, was auch die Autoren wünschen: einen direkten und produktiven Kontakt bei gleichzeitiger Respektierung unserer gegenseitigen Interessen und Rechte. So wie Albert Maltz es für die Autoren wünscht, so wünschen wir, daß die sowjetischen Verleger rechtzeitig mit uns in Verbindung treten und klare Vereinbarungen über die Herausgabe von Werken treffen, an denen wir die Originalrechte besitzen oder vertreten. Wir wünschen ebenso sehr mit den sowjetischen Originalverlegern Verträge über Bücher abschließen zu können, die wir aus der

sowjetischen Literatur auswählen und herauszugeben beabsichtigen.

Alle Bedenken gegen eine solche Praxis, die in der Vergangenheit geltend gemacht wurden, entfallen für die Zukunft. Auch Hinweise auf Devisenschwierigkeiten und anderes mehr. Die Literaturproduktion ist inzwischen wechselseitig in sehr vielen Ländern so stark angewachsen, daß wohl in den meisten Fällen die absolute Gegenseitigkeit gewahrt bleibt. Im übrigen ist nicht einzusehen, warum in der Zusammenarbeit der Verlage nicht die gleichen

Grundsätze Beachtung finden sollten, die in der Zusammenarbeit auf anderen Gebieten längst wirksam geworden sind.

Die Sowjetunion ist eine der stärksten Mächte der Welt. Sie könnte auch bei der Handhabung verlegerischer Gepflogenheiten eine entsprechende Rolle spielen. Warum sollte sie sich nicht an den internationalen Konventionen beteiligen, unter Umständen Beiträge zur Verbesserung solcher Konventionen leisten oder adäquate Bedingungen für die Wahrung des internationalen Urheberrechtes schaffen?

Detmold und sein Dichter

Christian Dietrich Grabbe
starb vor 120 Jahren

„Schließen Sie vor ihm die Tür zu“, heißt es im letzten Auftritt von Grabbes Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. Der da Einlaß begehrt, ist niemand anders als der Verfasser selbst. „Schließen Sie vor ihm die Tür zu“, das war – wenn auch nicht immer so deutlich ausgesprochen – die Haltung der Zeitgenossen gegenüber dem Dichter Christian Dietrich Grabbe, der mangels einer bürgerlichen Existenz und literarischen Erfolges schließlich vom Alkohol zerrüttet, mit 35 Jahren in seiner Geburtsstadt Detmold starb.

Grabbes erstes Werk war „Herzog Theodor von Gothland“, ein pessimistisches Pubertätsstück. Ein tragisches Schicksal, historische Konflikte, das paßte schlecht auf die Bühne der Biedermeierzeit, die in Idyll und Tändelei ihr Genügen fand. Ein Kreis junger Literaturfreunde in Berlin, zu denen auch Heine gehörte, gab ihm einige Zeit später die Anregung zu „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. Aufgeführt wurde dieses Stück erst Jahrzehnte später, denn die Bühne seiner Zeit beherrschten Leute wie Kotzebue. Die öde Eintönigkeit dieser konventionellen Dramatik erregte

die heftigste Ablehnung Grabbes. So entschloß er sich, selbst das Theater zu erobern. Das fragmentarische Werk „Marius und Sulla“ spiegelt ihn selbst: Sulla, das ist der Revolutionär und Veränderer in stiller Zeit.

Mit dem letzten Geld geht Grabbe dann nach Leipzig, wo er als Schauspieler Unterschlupf am Stadttheater zu finden hofft. Er wird aber abgewiesen und wendet sich an Ludwig Tieck, mit dem er bereits korrespondiert hat. Dieser jedoch ist enttäuscht, als Grabbe vor ihm steht. Nichts an dem jungen Mann weist auf eine auch nur leidliche Bühnenbegabung hin. Ein Empfehlungsschreiben Tiecks führt Grabbe nach Braunschweig. Auch hier bleibt es ihm versagt, Schauspieler zu werden, aber er kann sein einziges dem Zeitgeschmack angepaßtes Stück, „Nanette und Maria“, für dreißig Reichstaler verkaufen.

Die Hoffnung, als Gehilfe im Archiv des Fürsten zu Lippe angestellt zu werden, zerschlägt sich; es bleibt ihm nur die Annahme eines Postens als Substitut bei einem Militärgerichtsbeamten. Grabbe verstummt.

Erst 1827 scheint ein Wendepunkt gekommen. Ein ehemaliger Studienfreund, Buchhändler in Frankfurt, entschließt sich zur Herausgabe der Dramen. Zu diesem Zeitpunkt schreibt Grabbe: „Meine lang-jährige Operation, den Verstand als Scheidewasser auf mein Gefühl zu gießen, scheint ihrem Ende zu nahen: der Verstand ist ausgegossen und das Gefühl zertümmert ...“ Zwischen Militärgerichts-akten arbeitete er an seinem Fragment gebliebenen „Don Juan und Faust“, ferner an dem noch heute lebendig wirkendem „Napoleon und die hundert Tage“, das sogar noch zu seinen Lebzeiten in Holland aufgeführt wird.

Trotz aller Enttäuschungen entstehen weitere Dramen, dem Alltag abgetrotzt. In den komödiantischen Stoffen, die den tragischen folgen, verbirgt sich eine scharfe Zeitkritik. „Aschenbrödel“ ist trotz aller märchenhaften Elemente im Grunde eine Anklage gegen die Geldgier der Bürger und die von ihnen umjubelten Scheingenies, deren Namen, zu Grabbes Zeit in den Himmel gehoben, heute nur noch Historikern bekannt sind. In der „Hermannschlacht“ spiegelt Grabbe die Erinnerungen an seine Jugend im geschichtlichen Raum. Das Werk entstand in Düsseldorf, wo er den Intendanten Immermann aufsuchte, nachdem er in Detmold alle Existenzfäden durchschnitten hatte. Als er jedoch 1835 ablehnende Kritiken über von Immermann gewählte Stücke schrieb, rückte dieser von ihm ab. Notgedrungen kehrte Grabbe, am Ende seiner Kräfte, in seine Heimatstadt Detmold zurück. Am 12. September 1836 starb er dort in den Armen seiner Mutter. Auf den Beistand eines Pfarrers hatte er verzichtet.

Grabbes Tragik wurzelt darin, daß er als Dichter von absoluter Wahrhaftigkeit jeden Kompromiß verschmähte. Seine innere Entwicklung führte ihn von einer romantischen Auffassung zur Bearbeitung historischer und gesellschaftlicher Themen. Seine dramatische Begabung wurde zwar von einem Immermann, einem Tieck gewürdigt. Aber das Bürgertum seiner Zeit

übersah ihn einfach. Und seine Heimatstadt Detmold, die ihn zu Lebzeiten unbeachtet ließ, hat auch später kein Verhältnis zu ihm gefunden. Hundert Jahre nach seinem Tode hat sie noch immer kein Geld, um ihrem bedeutenden Sohn eine würdige Gedenkstätte zu errichten. Es gibt kein Grabbe-Museum.

Es gibt eine Grabbe-Gesellschaft, aber sie leidet an chronischem Geld- und Mitglieder-mangel. Ihr gehört das Geburtshaus. Zwei kleine Lädchen, eine Fahrradhandlung und eine Laufmaschenreparaturwerkstätte, haben ihre Schaufenster neben der Einfahrt. Der Grabbe-Gesellschaft ist nur eine Abstellkammer geblieben. Hier tippt mitunter der Gründer des Grabbe-Archivs, Dr. Alfred Bergmann, der seine wertvolle Sammlung vor 1945 unter politischem Druck verkaufen mußte, an der historisch-kritischen Fassung der Gesamtausgabe. Es ist ein trostloser Raum. Das niedrige Fenster läßt keine Sonne herein, eine Glühlampe hängt ohne Schirm von der Decke. Auf rohen Holzregalen verstauben alte Akten. Für Besucher ist kein Platz, es fehlt der zweite Stuhl.

Einige hundert Meter entfernt steht das Sterbehaus in der alten Gasse „In der Wehme“. Wie das Geburtshaus ist es für gewerbliche Zwecke vermietet. Eine leicht zu überschende Tafel erinnert an den Dichter.

Das Grabbe-Archiv mit seinen 11 000 Bänden ist in zwei Räumen der Landesbibliothek untergebracht. Dem Publikum ist es dadurch entzogen, daß es nur zu bestimmten Zeiten und auch dann nur in Begleitung einer Amtsperson betreten werden darf. So lagert der Staub über dem Andenken eines großen deutschen Dichters, der das Unglück hatte, in Detmold leben zu müssen. Das einzige, was in der Stadt noch an ihn erinnert – wenn man von einer Gedenktafel in der Palaisstraße absieht, in der er den „Herzog von Gothland“ schrieb –, ist der Name: ein halbes Dutzend Grabbes sind noch im Adreßbuch zu finden.

Rolf Rostocker

Führer zum Hades?

Westdeutsche Zeitschriften (III)

Merkur, der Sohn des Zeus und der Maia, war nicht nur der Gott des Handels, der Diebe und der Rhetorik, sondern zugleich auch der Führer der Seelen zum Hades. Die Zeitschrift „Merkur“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), herausgegeben von Joachim Moras und Hans Paesche, führt zwar keine Seelen in die Unterwelt, bringt ihren Lesern aber mit bemerkenswerter Konsequenz nur eine halbe Welt zur Kenntnis. Die Herausgeber des „Merkur“, einer „Deutschen Zeitschrift für Europäisches Denken“, besitzen einen recht merkwürdigen Europabegriff: zu diesem „Europa“ gehören zwar die USA, auch Brasilien, Babylon und die Goldküste, nicht aber die Deutsche Demokratische Republik, Ungarn, Polen oder die Sowjetunion. In all diesen letztgenannten Ländern scheint nichts zu existieren, was als Beitrag zum europäischen Denken genannt zu werden verdiente. Beinahe könnte man glauben, daß etwa Karl Marx nicht von der klassischen deutschen Philosophie, nicht von der englischen Ökonomie und vom französischen utopischen Sozialismus ausgegangen sei, sondern daß seine denkerische Leistung einem dunklen Kontinent entstamme, vielleicht gar auf einem fernen, fremden Planeten geschaffen wurde. Auf solch eine merkwürdige Weise manifestiert sich in der Zeitschrift „Merkur“ das „Europäische Denken“.

Die Zeitschrift erscheint nunmehr schon über zehn Jahre. Wir wollen uns begnügen, einige Hefte aus den letzten anderthalb Jahren zu betrachten.

Die Redaktion verzichtet auf aktuelle Kommentare, die Herausgeber treten als Autoren kaum in Erscheinung. Jedes Heft enthält Lyrik oder erzählende Prosa, kulturkritische Essays und wissenschaftliche Abhandlungen, eine Zeitchronik, die auch po-

litische, soziale und historische Themen behandelt, Literatur- und Kunstkritik sowie eine Rubrik für Marginalien. Im Jahrgang 1955 wurde zum Beispiel Lyrik und Prosa von Wolfgang Bächler, Ingeborg Bachmann, Werner Bergengruen, Gerd Gaiser, Marie Luise Kaschnitz, Karl Krolow, Hans Erich Nossak, Heinz Piontek, Max Rychner und Georg von der Vring veröffentlicht; dazu gesellen sich ausländische Autoren wie W. H. Auden, Dino Buzzati und Federico Garcia Lorca.

Unter den Essays und Abhandlungen finden wir einen Beitrag von Max Born über „Entwicklung und Wesen des Atomzeitalters“, einen Aufsatz von T. S. Eliot über Goethe, weiter Thomas Mann über Schiller, Karl Jaspers über „Schellings Größe und sein Verhängnis“, Ortega y Gasset über Velazquez und Goya, Rudolf Alexander Schröder über „Troilus und Cressida“. In der „Chronik“ berichtet Ferdinand Friedensburg über die „Rohstoffversorgung der wachsenden Erdbevölkerung“, Käte Kuhn über „Zeugnisse und letzte Briefe des Widerstandes“, Golo Mann über Carl Goerdeler, Helmut Schelsky über die Frauenemanzipation in Deutschland. Außerdem finden wir Briefe von Hugo von Hofmannsthal, Beiträge über die Entstehungsgeschichte der Wasserstoffbombe, über „Elektronische Musik und musique concrète“ sowie zur Geschichte der deutschen Innenpolitik.

In der Rubrik „Kritik“ werden unter anderem Bücher von Ernst Jünger, von Friedrich Georg Jünger, von Friedrich Sieburg und Wolfgang Koeppen rezensiert. Andere Kritiken befassen sich mit dem Werk Ernst Stadlers, mit Marcel Proust, mit Boswells Tagebüchern, mit Ezra Pound, Ina Seidel, Rimbaud und Simone de Beauvoir: das Bild ist in der Tat so uneinheit-

lich und einseitig, wie es sich aus dieser Aufzählung ergibt.

In den Marginalien wird Hans Blüher und Wilhelm Furtwänglers gedacht. Holtusen schreibt über das „unmögliche Geschäft des Gedichts“, Bertrand Russel verbreitet sich über „Philosophen und Idioten“ und schließlich wird zur Erfrischung „Eisgekühlter Expressionismus“ serviert.

Es ist nicht möglich, hier auf diese Beiträge im Detail einzugehen; wir möchten lediglich ein paar Arbeiten herausgreifen. Der Aufsatz des bekannten Physikers Max Born über „Entwicklung und Wesen des Atomzeitalters“ zeugt von einer souveränen Sachkenntnis und einem verpflichtenden Humanismus des Verfassers. Dieser Aufsatz rief den Protest eines offensichtlich ebenso bornierten wie rabiaten Lesers hervor. Auf diese nicht abgedruckte Zuschrift läßt die Redaktion den Wissenschaftler antworten. Obwohl Max Born Vorbehalte gegen die Sowjetunion und gegen den Kommunismus erhebt, bekennt er sich doch sehr deutlich zu einer friedlichen Völkerverständigung und zur politischen Koexistenz.

Im geistigen Bereich bedeutet eine solche Koexistenz nicht, daß gegenseitig alle Meinungen kritiklos akzeptiert werden müßten; sie bedeutet aber sehr wohl, daß man voneinander Kenntnis nimmt und sich bemüht, Meinungsverschiedenheiten in einer sachlichen Weise auszutragen.

Leider gibt es im „Merkur“ nur wenige Ansätze zu einer solchen Haltung. Im allgemeinen richtet sich die Redaktion nach der bekannten Devise, „daß nicht sein kann, was nicht sein darf“. Der Gedanke, auch marxistischen Philosophen, Wissenschaftlern und Schriftstellern einen Platz einzuräumen, scheint der Redaktion weltfern, in der Eisesluft des kalten Krieges ist auch hier jede fruchtbare geistige Auseinandersetzung verkümmert. Von der Sowjetwissenschaft, von der Literatur in den sozialistischen Ländern, von der Existenz eines Georg Lukács oder Ernst Bloch wird nicht Kenntnis genommen. Das geistige Weltbild wird halbiert.

Nur in einer derartig sterilen Atmosphäre kann sich zum Beispiel eine Fragestellung, wie sie Helmut Schelsky in seiner Abhandlung „Die gelungene Emanzipation“ aufwirft, ohne Widerspruch behaupten: „Dabei liegt doch hier die Hauptfrage: ob nicht das typisch Weibliche für die leitenden Stellungen in Industrie, Wirtschaft und Verwaltung/- von kulturellen und sonstigen Individualität-Berufen ist hier nicht die Rede – gerade eine Behinderung der dort zu fordernden Sachleistung darstellt?“

Eine soziale Praxis, die in über einem Drittel der Erde tagtäglich das Gegenteil beweist, wird völlig ignoriert. Nur in einer solchen Atmosphäre auch ist es möglich, daß zum Beispiel Rudolf Krämer-Badoni über die sowjetische Gesellschaftsordnung schreiben kann: „Dort erhält jeder das Seine, und zwar wird das Seine nach dem Grad seiner Gefährlichkeit bestimmt. Also hält man dort den Geist für das Gefährlichste? In der Tat. Die materialistischste Macht fürchtet nur eins auf der Welt: das Unkontrollierbare an der Materie; man nennt es auch Geist.“

Das, was auch „Geist“ genannt wird, nämlich der Geist des dialektischen und historischen Materialismus, scheint im „Merkur“ allerdings wirklich gefürchtet zu werden, sonst würde man sich mit ihm nicht derartig komisch, sondern ernsthaft und sachlich auseinandersetzen.

Charakteristisch scheint uns auch die Zusammenstellung „Aus Zeugnissen und letzten Briefen des Widerstandes“ sowie die beigelegten Kommentare. Es wird zwar nicht bestritten, daß es auch einen kommunistischen Widerstand gegen den Faschismus gab, das läßt sich ja auch beim schlechtesten Willen nicht bestreiten, aber die Verfasserin entschuldigt sich fast dafür und verschiebt die Proportionen beträchtlich. Nicht die Kommunistische Partei, nicht der revolutionäre Teil der Arbeiterklasse haben nach diesem Bericht die Hauptlast des Kampfes gegen den Faschismus getragen, nicht sie haben die größten Blutopfer gebracht, sondern dieser

Widerstand wurde hauptsächlich aus „liberalen und demokratischen Überlieferungen“, aus dem „Ethos des Beamtentums, dem Verantwortungssinn des Arbeiterstandes, dem Bildungsbewußtsein des Bürgertums und dem Ehrgefühl des Adels“ gespeist.

Über Julius Fucik wird angemerkt, daß seinem „Leben und Sterben auch die befohlene Heldenverehrung, die ihm heute zuteil wird, nichts von ihrer Schönheit zu nehmen vermag.“ So werden Ansätze zu einer objektiven Betrachtung wieder eingeschränkt oder sogar zurückgenommen.

Aufschlußreich ist auch eine Rezension von einigen Büchern über Karl Marx. Der Rezensent weist Leopold Schwarzschilds giftiges und oberflächliches Pamphlet „Der rote Preuße“ entschieden zurück. Über das Buch von Auguste Cornu „Karl Marx und Friedrich Engels“ (Aufbau-Verlag, Berlin) heißt es dann: „Das langatmig geführte Buch des bekannten französischen Marxisten und Marx-Forschers – bekannt durch seine Pariser These über den jungen Marx 1938 – schneidet im Vergleich zu Schwarzschilds Werk besser ab, als uns, die wir mit Marx ins reine kommen wollen, lieb sein kann.“ Auch hier endet der schüchterne Versuch zur sachlichen Auseinandersetzung mit grob agitatorischen Behauptungen und Schlußfolgerungen, die dem antikommunistischen Propagandaarsenal entnommen sind.

In einer Rezension preist Holthusen den Friedrich Sieburg als einen „konservativen Aufklärer, der überall frische Luft hereinläßt, wo wir an den Ausdünstungen unserer Zivilisationskrankheiten zu ersticken meinen“: es wäre ausgezeichnet, wenn die Herausgeber des „Merkur“ sich entschließen könnten, etwas mehr frische Luft in ihre Zeitschrift hereinzulassen. Nicht in sorgfältig verriegelten Räumen, nicht hinter verhängten Fenstern läßt sich eine welt-offene geistige Auseinandersetzung führen. Merkur ist ja schließlich nicht nur der Führer der Seelen zum Hades gewesen, sondern auch ein Götterbote, der Gott des Handels und der Wege: vielleicht könnten

auch die Herausgeber der Zeitschrift bei ihrer zukünftigen Arbeit einige neue Wege ausprobieren. G. C.

NS-Literatur - ministeriell empfohlen

Bayern rühmt sich gerne seiner besonderen Fortschrittlichkeit auf pädagogischem Gebiet. Bayern ist stolz, als einziges Land der Bundesrepublik einen „Staatlichen Prüfungsausschuß für Schülerbüchereien der Höheren Lehranstalten“ zu besitzen; eine Einrichtung, die dem Kultusminister beratend zur Seite steht und prüft, was unsere Jugend lesen soll und was nicht. Die Ergebnisse solch allerhöchster Begutachtung werden dann im Amtsblatt des Ministeriums veröffentlicht, damit auch der letzte Schulmeister in der Provinz etwas Ministerielles in der Hand hat, auf das er sich berufen kann, wenn er etwa ein neues Werk von Hans Friedrich Blunck, dem ersten Präsidenten der weiland NS-Reichsschrifttumskammer, in seine Schulbibliothek einstellt.

Auch Paul Alverdes wird ihm wärmstens empfohlen, der im Tausendjährigen das „Innere Reich“ herausgegeben hat, der germanische Rassedichter Hjalmar Kutzleb und der deutsch-völkische Ludendorff-Anbeter Wilhelm Matthiessen, Karl Springenschmid, der seine fanatische Nazi-propaganda unter dem beziehungsreichen Pseudonym „Kreuzhakler“ veröffentlichte, und der ehemalige SS-Hauptsturmführer und HJ-Gebietsführer Fritz Helke, der den „Wegweiser durch die Gesetzgebung des nationalsozialistischen Reiches für die jungen Deutschen“ geschrieben hat. Der Hitlerjugenddichter Hans Baumann fehlt ebenso wenig in der Titelliste wie der nationalsozialistische Rasseforscher Ludwig F. Clauss und der Antisemit Wilhelm Stapel.

Was, so fragt man sich betroffen, haben sich die Herren des Prüfungsausschusses eigentlich gedacht, als sie die Bücher dieser und anderer Autoren mit nicht weniger braunen Vergangenheit zur geeigneten

Lektüre für die Schüler der bayrischen Höheren Lehranstalten erklärten? Nichts, möchte man hoffen, obwohl der Umstand, daß auch die Bücher über die Heldentaten der Göringschen Luftwaffe im Kampf gegen das perfide Albion aus der Feder des PK-Leutnants Peter Supf und die Fliegergeschichten von des Teufels General Ernst Udet im Titelverzeichnis nicht fehlen, den vagen Verdacht nährt, die Prüfungskommission sei nicht ganz frei vom allgemein blühenden Opportunismus.

Die dreißig wackeren Pädagogen, die dem ministeriellen Komitee angehören, würden, zur Rede gestellt, eine solche Unterstellung mit Entrüstung zurückweisen. Sie sind ja nicht etwa Literaturexperten, und ihre Aufgabe beschränkt sich nach den Richtlinien des Ausschusses auf die Beurteilung, ob die zu prüfenden Bücher nach In-

halt und Ausstattung untadelig sind. Leinenband, Goldschnitt, saubere Typographie, gefällige Illustrationen – und das ganze nicht allzu teuer, durchaus erschwinglich für den Bibliotheksetat einer kleinstädtischen Realschule. Von einem Schulmeister darüber hinaus Kenntnisse über die Person der Verfasser zu verlangen, erscheint nachgerade unbillig.

Hoffen wir, daß die Kunde von den fortschrittlichen bayrischen Pädagogen im Lande bleibt! Anderenfalls könnte gar noch der gewesene Kultusminister Leonhard Schlüter auf den fruchtbaren Gedanken kommen, seinen Münchner Kollegen die Ladenhüter aus seiner nazistischen Verlagsproduktion zur kostenlosen Reklame im Amtsblatt des bayrischen Kultusministeriums anzubieten.

Eric A. Peschler

Die Feder als Waffe

Deutsche antifaschistische Literatur und Publizistik 1933–1945

Als 1939 der Faschismus die Macht in Deutschland an sich riß, waren Tausende Deutsche gezwungen, die Heimat zu verlassen, um dem sicheren Tod in Konzentrationslagern, Gestapofolterkammern oder am Galgen zu entgehen. Es waren nicht nur einzelne Menschen, die damals in die Emigration gingen, sondern zum Beispiel auch ganze Verlage. F. C. Weiskopf konnte in seinem Werk „Unter fremden Himmeln, Ein Abriß der deutschen Literatur im Exil 1933–1947“ schreiben: „Wir haben nicht mehr eine Masse literarischer Emigranten vor uns, sondern eine *Literatur in der Emigration*.“

Schon 1933 finden wir in vielen Ländern Europas und auch in Amerika aus Deutschland vertriebene Verlage wieder, sei es unter ihrem alten Namen, sei es unter einem neuen. Dasselbe gilt für eine Anzahl Zeitschriften. Daneben entstanden auch Neugründungen. In manchen Ländern errichteten einheimische Verlage eigene

Abteilungen für die deutsche exilierte Literatur. Nach den berüchtigten Bücherverbrennungen im Dritten Reich (Mai 1933) machten es sich viele Verlage zur Pflicht, gerade die von den Faschisten in Acht und Bann getanen Werke und ihre Autoren besonders zu pflegen.

Das Schicksal der einzelnen Verlage war oft nicht minder abenteuerlich als das einzelner Menschen, nicht minder gefährvoll, nicht minder ruhelos. Ihrer Tätigkeit und ihrem oft heldenhaften Beitrag zum antifaschistischen Kampf wird auch heute noch zuwenig Aufmerksamkeit geschenkt. Natürlich stößt die Beschäftigung mit ihnen auf große objektive Schwierigkeiten; es handelt sich ja um Werke, die auf drei Kontinenten entstanden sind, die oft nur in Zeitungen veröffentlicht sind, manchmal überhaupt nicht im Original, sondern nur übersetzt, um mit primitiven Mitteln hergestellte Broschüren, ja oft um ungedruckt gebliebene Manuskripte, die, besonders in

den europäischen Ländern, beim Einfall der Faschisten vernichtet wurden oder der Gestapo in die Hände fielen und so für immer verloren sind.

Die europäischen Zentren der deutschen antifaschistischen exilierten Literatur reichen von Moskau bis London; wichtige Knotenpunkte sind bereits 1933 Prag, Wien, Amsterdam, Paris, Genf, in Amerika New York und Mexiko, Argentinien und Chile. Prag gehört zu den wichtigsten Städten der deutschen antifaschistischen Literatur, sowohl durch die vielen Dichter und Schriftsteller, die hier vorübergehend oder für längere Zeit Asyl fanden, wie auch durch die emigrierten Verlage und Zeitschriften und die aktive publizistische Teilnahme einheimischer Verlage am antifaschistischen Kampf.

Einer der größten deutschen Verlage, S. Fischer, übersiedelte von Berlin nach Wien. Später, nach der Besetzung Österreichs, ging er nach Schweden. In Amsterdam gründete der dortige Querido-Verlag eine deutsche Abteilung, die einem Teil der Autoren des Kiepenheuer-Verlags Unterkunft gewährte, während andere Autoren dieses Verlages bei Allert de Lange in Amsterdam weiter veröffentlichen konnten. In Paris entstanden die Editions du Carrefour als Fortführung des Berliner Neuen Deutschen Verlages; außer großen antifaschistischen Dokumenten- und Materialsammlungen brachten sie zum Beispiel Werke von Johannes R. Becher, Bertolt Brecht, Anna Seghers heraus, ferner viele Übersetzungen. In der Schweiz waren es vor allem der Oprecht-Verlag und der Europa-Verlag, die unter anderen Thomas und Heinrich Mann publizierten und neben Werken vieler schon berühmter Schriftsteller auch solche von damals noch unbekannten Anfängern. Daneben gab es mehrere kleine Schweizer Verlage, von denen besonders der Ring-Verlag in Basel, der die Tätigkeit des Berliner Verlages für Literatur und Politik fortsetzte, durch seine wissenschaftlich-sozialistischen Publikationen (Bibliothek des Marxismus-Leninismus) große Bedeutung erlangte. In der

Sowjetunion waren es hauptsächlich die Verlagsgenossenschaft Ausländischer Arbeiter in der UdSSR (Vegaar) in Moskau sowie der Verlag für Nationale Minderheiten in Kiew, welche die Werke deutscher exilierter Autoren verlegten.

Einer der wichtigsten deutschen Verlage, der Malik-Verlag, emigrierte schon im März 1933 nach Prag, wo er bis 1933 wirkte und weiter bis 1938 in London. Über den Malik-Verlag ist in Heft 4/1956 der NDL in einem Aufsatz von Karl H. Salzmann ausführlich berichtet.

Von Bedeutung ist in diesen Jahren auch der Graphia-Verlag, den der emigrierte Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie in Karlsbad gründete und der hauptsächlich politische Schriften, Dokumenten- und Materialsammlungen herausgab, zum Teil in Dünndruckausgaben mit fingierten Titelblättern, die nach Deutschland geschmuggelt wurden.

Unter den tschechoslowakischen Verlagen stellte sich besonders Julius Kittls Nachf. in den Dienst des antifaschistischen Kampfes, hauptsächlich durch die Herausgabe der Werke deutscher antifaschistischer Schriftsteller aus der CSR (wie Friedrich Torberg, Ludwig Winder, Ernst Sommer, Ernst Weiß u. a.). Die Verlage Michael Kácha und Orbis veröffentlichten hauptsächlich politische Schriften und deutsche Übersetzungen der Werke von Čapek, Beneš, Křofka. In der Slowakei war es der Verlag Eugen Prager, der vereinzelt Werke emigrierter Schriftsteller verlegte.

Wie schon erwähnt, waren es nicht nur Verlage, sondern auch Zeitschriften und Zeitungen, die aus Hitlerdeutschland emigrierten und ihre Tätigkeit im Ausland fortsetzten. Zu ihnen kommen zahlreiche Neugründungen, so daß die Zahl der hier aufzuzählenden Titel fast unüberschaubar ist. Es gab alle Gattungen von Periodika - Tageszeitungen in Paris und London, Wochenschriften in Wien, Prag, Karlsbad, Paris, London, New York, Mexiko, Monatszeitschriften in der Tschechoslowakei, in der Schweiz, in Frankreich, England, Argentinien, Mexiko, Chile. Es gab eine

Illustrierte in Prag und ein Magazin in Brünn. Es gab eine militärpolitische Vierteljahresschrift in Paris und eine soziologische in Paris, Genf und New York. Es gab literarische Monatsschriften in Moskau und Prag, in Amsterdam, Stockholm und Zürich. Ein besonderer Platz gebührt den verschiedenen Bataillonszeitungen und Flugblättern, die die Interbrigaden in Spanien zur Zeit des Freiheitskrieges herausbrachten und die neben unbekannten Namen Autoren von Weltgeltung, wie Egon Erwin Kisch, aufwiesen.

Das kämpferische Wort deutscher Antifaschisten erschien jedoch nicht nur außerhalb Deutschlands, sondern trotz aller Verhaftungen und Folterungen, trotz Totschlag und Hinrichtung auch immer wieder auf den Seiten der illegalen Zeitungen in allen Teilen Deutschlands. Hunderte solcher Zei-

tungen, auf primitivste Art hergestellt und vervielfältigt, geben Zeugnis von der Stärke und Zähigkeit der Arbeiterorganisationen, die noch Jahre nach ihrem offiziellen Verbot und nachdem ihre Führer mundtot gemacht worden waren, ihre Organe illegal weiter herausbrachten. In erster Linie sind das Zeitungen der „ausstrahlenden“ Kommunistischen Partei Deutschlands, aber auch viele gewerkschaftliche Organe und Flugblätter einzelner Betriebe.

Der antifaschistische Kampf hat in seiner Geschichte viele große Namen zu verzeichnen. Den Helden, die mit der Waffe gegen den Imperialismus standen, stehen diejenigen nicht nach, denen die Feder zur Waffe wurde. Auch sie, bekannte wie namenlose, haben ihren Teil zur Niederlage des Faschismus beigetragen.

Gertruda Albrechtová

W. Gruppe

„Ein Scheusal von Schrift . . .“

Heine-Akten im ehemaligen Preußischen Staatsarchiv zu Merseburg

Mit dem Jahre 1830 beginnt für Heinrich Heine eine neue Periode in seinem Schaffen. Die Julirevolution in Frankreich reißt ihn aus einer zwiespältigen Seelenverfassung heraus. Vorbei die Zeit des lyrischen Träumens, vorbei auch die Zeit des politischen Guerillakrieges. Es gilt jetzt, die Bastionen der Reaktion in Deutschland mit schwerem Geschütz anzugreifen. Ein solches schweres Geschütz ist der vierte Teil der Reisebilder, der 1831 unter dem Titel „Nachträge zu Heines Reisebildern“ in Hamburg erschien. Er enthielt „Die Stadt Lukka“, die „Englischen Fragmente“ und ein Schlußwort. Adel und Kirche waren die Hauptzielscheiben, die Bourgeoisie wurde aus taktischen Gründen noch einigermaßen geschont. Immerhin hieß es von den Reichen schon: „Jeder Reiche ist ein Judas Ischariot.“

Daß die Schrift überhaupt gedruckt werden konnte, war einer Kampflist zu dan-

ken. Man braucht nur einmal einen Erstdruck genauer anzusehen, dann merkt man an den Lücken auf den letzten Seiten, daß die Schrift mit aller Gewalt über zwanzig Bogen hinauskommen sollte. Das war die Grenze, die überschritten werden mußte, wenn man die Zensur umgehen wollte. Heine sagt selbst, daß er gegen Schluß ein bißchen dehnen mußte, „um den Ansprüchen einer hochlöblichen Zensur zu entgehen“. Die Geschichte vom kaiserlichen Narren Kunz von der Rosen wird deshalb noch in den Schmelztiegel geworfen. Aber sie ist kein leeres Füllsel. Sie ist Sprengstoff, enthält sie doch Sätze wie diese: „Dein Wille, mein Volk, ist die alleinige rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln daniederliegst, so siegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt . . .“

Das Buch schlug wie eine Bombe ein.

Wir können uns davon ein Bild machen, wenn wir etwa im ehemaligen Preußischen Staatsarchiv zu Merseburg die Heine-Akten einsehen. Wir stoßen dort auf eine ganze Skala von eigentlich recht unbürokratischen Ausdrücken – vom pastoralen „ein höchst frevelhaftes Buch“ über das bürgerliche „eines der verderblichsten Produkte“ bis zum junkerlichen „ein Scheusal von Schrift“.

Wer waren die Beurteiler, die so reagierten? Der erste war der Bischof der evangelischen Kirche, Daniel Amadeus Neander, einer vom „diplomatischen Corps Gottes“, wie Heine sagte. Er übersandte das Buch dem Präsidenten des Oberzensurkollegiums, Herrn von Raumer. Dieser geriet auch gleich in solche Empörung, daß er vergaß, sein Zensurkollegium einzuberufen. Auf der Stelle setzte er sich hin und schrieb an die Exzellenzen von Altenstein, Minister für geistliche, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, von Brenn, Minister des Innern und der Polizei, und von Bernstorff, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, also an die maßgebenden Minister des damaligen Preußen. „Eure Excellenzen erlauben, daß ich in dem Augenblick, da ich anliegendes Buch: Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine, Hamburg 1831 bei Hoffmann und Campe, von Hrn Bischof Dr Neander zugesandt erhalte, dasselbe Euer Excellenzen überreiche als alles übersteigend, was mir an gotteslästerlichem Frevel je vorgekommen ... Bn den 14. Januar 1831, v. Raumer.“

Am Tage darauf kommen ihm wohl Gewissensbisse, weil er seine Kollegen übergangen hat. Deshalb hält er eine Rechtfertigung für nötig: „Eure Excellenzen bitte ich um die Erlaubnis, bey der Eil meiner gestrigen Anzeige, nachträglich an noch folgendes anführen zu dürfen: Die gedruckte Schrift, die ich gestern überreichte, ist mir von dem Bischof Herrn Dr. Neander vorgelegt worden als ein höchst frevelhaftes Buch: Nachträge zu Heines Reisebildern, Hamburg 1830 oder 1831 bey Hoffmann und Campe. Und ich habe mich verpflichtet gehalten, dieses Scheusal von

Schrift augenblicklich zu denuncieren. Aber ich bin weit entfernt davon, dem Ober Censur Collegium vorzugreifen, da ich, wenn auch dessen Präsident, doch das ganze Collegium nicht repräsentiere. Eil aber, die erforderlich scheint, und der auf den ersten Blick sich kundgebende arge Geist des Buches, riethen mir an, meine Denunciation zu beschleunigen. Berlin, den 15ten Januar 1831, von Raumer.“

Neander und Raumer erreichten, was sie wollten. Allerdings bekam Raumer auch eine dicke Zigarre: die „bisherigen häufigen einseitigen Anträge und Berichte des Präsidenten des Oberzensurcollegiums“ hätten in Zukunft zu unterbleiben; die Berichte müßten von mindestens drei Mitgliedern unterzeichnet sein. So blieb dem Herrn von Raumer nichts weiter übrig, als noch einmal alle seine Kollegen von der Zensurbehörde zusammenzurufen und ein gemeinsam verfaßtes Gutachten auszuarbeiten. Damit ging kostbare Zeit verloren, was auch höheren Orts sehr bedauert wurde. Folgendermaßen sah nun das neue Schreiben aus:

„Die bei Hoffmann und Campe in Hamburg unter dem Titel: Nachträge zu Heines Reisebildern 1831 erschienene Schrift, über welche Ew. Exc. mittelst hochgeneigter Verfügung vom 17ten v. M. unsern gutachtlichen Bericht erfordert haben, ist nach unserer Ansicht eines der verderblichsten Producte, welche in der jüngsten Zeit durch die Druckpresse in das Publicum gebracht worden sind. Zum Beweise, daß sie das Heiligste herabwürdigt und empörende Blasphemien enthält, durch schlüpfrige Darstellungen die guten Sitten beleidigt, und neben den gehässigten Invectiven gegen Staatsinstitutionen und Staats-Verwaltung sich eine schmähende Bezeichnung Friedrichs des Großen erlaubt, bitten wir auf die Stellen S. 25 ff., 42 ff., 54 ff., 57 ff., 60 ff., 68 f., 92 f., 95 f., 104 f. 110 f., 113 f., 126 f., 128 f., 136 f., 318 f. Bezug nehmen zu dürfen. Da sie mehr als zwanzig Bogen enthält, so scheint sie in dem Bundesstaate Hamburg der Censur gar nicht unterlegen zu haben, und nach S. 320

zu urtheilen, ist diese Emancipation von dem Verfasser bezweckt worden. Sie ist, wie wir äußerlich vernehmen, zwar schon sehr bekannt, und viel gelesen worden; gleichwohl können wir auf diesen Umstand, und auf die Einwendung, daß ein Verbot derselben erfolglos sein und ihr nur desto mehr Eingang verschaffen werde, kein Gewicht legen, indem es bei einem so schändlichen und verderblichen Buche auch darauf ankommt, daß die Regierung ihren Abscheu dagegen auf eine offenkundige Weise ausdrücke. Hiernach erlauben wir uns auf das Verbot und die Beschlagnahme desselben /welche letztere am hiesigen Orte Seitens der Polizei schon geschehen ist:/ ehrerbietigst anzutragen. Berlin den 7ten Maerz 1831, Königlich Preußisches Ober-Censur-Collegium. v. Raumer, Acillon, Neander.“

Es lohnt sich, die angeführten Stellen näher zu betrachten. Auf S. 25 ff. z. B. teilt Heine einige Hiebe gegen die orthodoxe Berliner Geistlichkeit aus. Wir erfahren, daß sie „gegen Vernunft, Weltlust, Gesenius* und Teufeltum“ predige. Nun, das hat man noch nicht so sehr übel genommen. Aber wie Heine auf S. 42/43 den durch das Christentum verursachten Sturz der alten olympischen Götter schildert, das war offenbar das Haupttätigste. Der Dichter stellt dort dem Bild der festlich schwelgenden Götter den leidenden Gott gegenüber. Mit wenigen Strichen zeichnet er, zwar drastisch-realistisch, aber ohne beleidigende Absicht folgende Szene: „Da plötzlich keuchte heran ein bleicher, bluttriefender Jude, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und mit einem großen Holzkreuz auf der Schulter; und er warf das Kreuz auf den hohen Göttertisch, daß die goldenen Pokale zitterten und die Götter verstummten und erblichen und immer bleicher wurden, bis sie endlich ganz in Nebel zerrannen.“ Hierzu äußert sich der Bischof Dr. Neander: „Aber die (Stelle)

* Gesenius: namhafter Orientalist und Bibelkritiker, der das Studium des Hebräischen und des Alten Testaments von den Fesseln der Theologie befreite.

von S. 42 übersteigt doch alles, was Schmähung und Haß gegen das Heilige genannt werden kann.“

Weiter hat Anstoß erregt, wie Heines englische Lady (Mathilde genannt) kirchliche Gemälde interpretiert. In der Unterhaltung zwischen dem Doktor (d. h. Heine) und der Engländerin findet sich ein eigentümliches Bekenntnis Heines zu Christus. Er gesteht, daß er diesen Gott am meisten liebe, da er ein „demokratisch gesinnter...“, ein bescheidener Gott des Volkes“ sei, ein „Bürger-Gott“, wie er ihn in Anlehnung an den französischen Bürgerkönig Louis Philipp nennt. Da Heines neue Religion die Freiheit ist, kann er von der christlichen nur noch das anerkennen, was mit der neuen harmoniert. Das findet er im Urchristentum. Es ist die Zeit, in der Jesus „in sanfter Jünglingsgestalt unter den Palmen Palästinas wandelte und Menschenliebe predigte und jene Freiheit und Gleichheitslehre offenbarte, die auch später die Vernunft der größten Denker als wahr erkannt hat und die als französisches Evangelium unserer Zeit begeistert“. Heine zählt dann die Freiheitshelden auf, die ihn als jungen Mann einst begeistert haben, zum Beispiel Gaius und Tiberius Gracchus von Rom, Jesus von Jerusalem, Robespierre und Saint-Just. Eine solche Zusammenstellung mußte ja wohl zwangsläufig den Herren des Zensurkollegiums auf die Nerven fallen.

Der nächste Vorwurf, der Heine gemacht wird, gilt seiner angeblichen Schlüpfrikigkeit. Ich wüßte nur eine Stelle zu nennen, die zur Not damit gemeint sein könnte, und zwar auf S. 56, wo von den mittelalterlichen Madonnenbildern gesagt wird, daß „durch die fromm gesenkten Augenwimpern mancher Madonna . . . ein so schalkhafter Liebeswink blinzelt, als ob sie uns gern noch ein zweites Christkindlein schenken möchte“. Heute würden wir sagen: Heine hat gut beobachtet, und seine Ausdrucksweise ist etwas frei. Aber schlüpfrik?

Unangenehm haben auch die Stellen gewirkt, an denen Heine die Reichen aus

Korn nimmt: „Jeder Reiche ist ein Judas Ischariot“ (S. 59). Oder wo er Präsidenten, Vizepräsidenten und Sekretären von Bekehrungsgesellschaften vorhält, daß „sie manchen verschimmelten Betteljuden himmelfähig machen wollen, ohne je daran zu denken, ihn schon mal auf Erden an ihren Genüssen teilnehmen zu lassen“. Warum wird überhaupt noch soviel bekehrt? Auf diese Frage antwortet Heine: weil man weiß, daß das „Christentum im Staate notwendig ist, damit die Untertanen hübsch demütig gehorchen“.

Die letzte Anschuldigung des Dokumentes betrifft Heines „gehässige Invektiven gegen Staatsinstitutionen und Staatsverwaltung“, insbesondere „eine schmähende Bezeichnung Friedrichs des Großen“. Es handelt sich dabei um den Satz: „Ich erzählte ihr viel Interessantes von dem großen Federigo, dem witzigen Gamaschengott von Sanssouci, der die preussische Monarchie erfunden und in seiner Jugend recht hübsch Flöte blies und auch französische Verse gemacht hat.“

Heines Beteuerung, daß er trotz seiner Kritik an Pfaffen und „Adelsgeziefer“ ein „Anhänger des Königtums“ sei, haben auf seine Zensoren keinen Eindruck gemacht. Es genügte ihnen, was sie über Adel und Kirche gelesen hatten. Wir wundern uns heute nur darüber, daß sie die versteckten Aufrufe zur Revolution, das „Aux armes, citoyens!“ nicht angeprangert haben. Sie können die revolutionären Fanfarenstöße nicht überhört haben, denn sie geben ja solche Seiten an wie die, auf der von der „großen Woche von Paris“ die Rede ist oder wo Heine von der Möglichkeit spricht, „als Blutzeuge für das Wort“ auftreten zu müssen. Diese Scheu vor dem Aussprechen der Wörter „revolutionär“ oder „Revolution“ beruht wohl auf der abergläubischen Furcht, den Teufel an die Wand zu malen. Jedenfalls sehen wir an der geschäftigen Eile, mit der man hier einen Funken austreten wollte, wie sehr man die Freiheitsideen fürchtete. Von jenem Januar 1831 an ist man in den Berliner Ministerien sehr hellhörig in bezug auf alles, was aus Heines

Feder kommt. Und es ist kein Wunder, daß von dieser Zeit an die Heine-Akten von Werk zu Werk anschwellen, bis sie bei „Deutschland – Ein Wintermärchen“, dem größeren Bruder der hier besprochenen „Nachträge“, Rekorddicke erreichen.

Die NDL-Anekdote

Die französische Schriftstellerin Janine Bouissounouse (deren letztes Buch, „Johanna und ihre Richter“, kürzlich erschienen ist) befand sich auf einer Vortragsreise im Ausland. Bei einem Empfang kam die Rede auf die fortschrittliche französische Gegenwartsliteratur und die bekanntesten Autoren, in denen sie sich verkörpert. Die Gastgeber berichteten über ihre Pläne: „Die Bücher von Louis de Villefosse werden bei uns sehr geschätzt. Wir haben die Absicht, auch ihn im kommenden Jahr zu Vorträgen einzuladen.“

„Ein sehr guter Gedanke“, meinte Janine Bouissounouse, „aber warum haben Sie ihn nicht zusammen mit mir eingeladen?“

Die Gastgeber warfen einander verlegene Blicke zu. „Wieso?“ fragte einer. „Gefällt er Ihnen?“ Sie waren etwas peinlich überrascht, als die französische Schriftstellerin ihre Frage mit einem recht unhöflich scheinenden Lachen beantwortete. Aber sie stimmten in dieses Lachen ein, als Janine Bouissounouse endlich erklärte:

„Ob er mir gefällt? Gewiß! Deshalb bin ich ja auch mit ihm verheiratet!“

Ein Kritiker beanstandete im Gespräch mit Heinrich Mann eine Stelle in einem von dessen Romanen, wo von der „schmerzlichen Leere, die nach Augenblicken der Schwäche eintritt“, die Rede war.

„Ich begreife nicht“, sagte er, „wie etwas Leeres schmerzhaft sein kann.“

„Mein Lieber“, erwiderte Heinrich Mann kühl, „Sie haben also niemals Kopfschmerzen?“

F. F.

Festnageln

Es war in Marokko, vor einigen Jahrzehnten. Da stand im Kontor eines Händlers ein großer Tisch, dessen Platte über und über mit aufgenagelten Geldstücken bedeckt war. Hier wurden die Verkäufe abgerechnet. Papiergeld gab es dortzulande damals noch nicht. Die Landeswährung bestand aus Silbergeld, in der Hauptsache aus großen Talerstücken mit dem maurischen Wappen, einem sechseckigen Stern. Leinensäckchen, prall gefüllt mit solchen Talern, wurden klirrend auf den Tisch entleert. Beim Auszählen häuften sich die Taler zu Säulen und die Säulen wurden schön in Reih und Glied ausgerichtet.

Manchmal aber kam es vor, daß ein Taler nicht für würdig befunden wurde, an dieser glänzenden Parade teilzunehmen. Dann erteilte ihn das Schicksal der Geldstücke, die auf der Tischplatte festgenagelt waren.

Einmal wurde von einem Araber ein schönes Sümmchen bezahlt, das der Händler flink und sorgsam nachzählte. Hin und wieder stutze er, prüfte mit mißtrauischem Blick den Taler in seiner Hand, ließ ihn von gewisser Höhe auf den Tisch niederfallen und lauschte mit dem Gesichtsausdruck eines Musikfreundes auf den Klang des Metalles; ja er nahm sogar die Münze zwischen die Zähne und biß darauf herum. Dann legte er den Taler beiseite, und allmählich sammelte sich ein ganzes Häufchen dieser Taler, die dem musikalischen Gehör des Händlers mißfallen hatten.

Der Araber beobachtete mit wachsender Unruhe diesen Vorgang. Sein hageres Gesicht erbleichte fleckig unter der tiefdunklen Sonnenbräune, die schwarzen Augen funkelten böse. „Herr!“ sagte er, schwankend zwischen der angeborenen Würde des Beduinen und der Angst des kleinen Betrügers. „Herr! Was macht Ihr da? Was soll das bedeuten?“ Der Händler

antwortete nicht, sondern zählte ruhig weiter und legte ab und zu noch einen mißtönenden Taler zurück. Der Araber faßte sich erregt in den schütterten Bart.

„Herr!“ jammerte er. „Das kann nur ein böser Zufall sein. Ein schändliches Unglück hat mich Ärmsten betroffen.“ Der Händler blieb stumm, zählte und sortierte weiter. „Herr!“ bettelte der Beduine. „Gebt mir mein Geld zurück, wenn es Euch nicht gefällt!“

Der Händler, als er endlich das Zählen und Prüfen beendet hatte, sagte immer noch nichts, sondern winkte dem Ladendiener, der nun einen wuchtigen Eisenhammer und eine Handvoll kräftiger Nägel brachte. Der Händler legte die fragwürdigen Taler nebeneinander auf den Tisch, setzte jeweils einen Nagel mitten auf den maurischen Stern und trieb mit starken Schlägen die Nägel hinein. „Herr!“ schrie zornbebedend der Araber, „Ihr habt kein Recht.“ Und er streckte die Hand nach seinem Gelde aus.

Jetzt endlich tat der Händler den Mund auf.

„Zurück!“ rief er und schwang den Hammer. „Zurück, oder ich klopfe dir auch noch auf die schmutzigen Finger.“ Und er hämmerte weiter. „Festnageln! Immer festnageln!“ sagte er dabei. „Man darf das Falsche nicht stillschweigend hinnehmen und es in weiteren Umlauf bringen. Man darf es aber auch nicht einfach zurückweisen. Nein, man muß es festnageln, immer festnageln!“ Seine Wut und Entschlossenheit wuchsen mit jedem Hammer Schlag. „Alles Falsche, alles Betrügerische, Unehrliche, Zweifelhafte, alles Unechte und Mißtönende muß man festnageln, nur festnageln!“

Und unter seinen sicheren Schlägen verschwanden die Nägel in den durchlochten Talern, die sich, plattgedrückt, in die Holztafel hineinpreßten.

Neue Kraus-Dokumente

Ein Karl-Kraus-Archiv, das während des letzten Krieges in die Schweiz gerettet und dort ergänzt und weitergeführt wurde, ist vor kurzem der Wiener Stadtbibliothek übergeben worden. Der Kraus-Spezialist Dr. Paul Schick, der mit dem Einordnen betraut ist, wurde nach Paris eingeladen, um im Kuppelsaal des „Institut Germanique“ über das Archiv zu berichten.

Die neu zu erschließenden Materialien füllen fünf große Kisten. Sie umfassen eine große Zahl von persönlichen Dokumenten wie Identitätspapiere, Schulzeugnisse, Universitätshefte und Rigorosenzeugnisse, ferner eine fast lückenlose Sammlung der Programme von siebenhundert Vorlesungsabenden, viele davon mit den berühmt gewordenen, meist in der „Fackel“ nachgedruckten „Programm-Notizen“. Das Archiv enthält auch tschechische und englische Übersetzungen einzelner Werke von Kraus, eine Ausgabe der neun Gedichtbände in Braille-Blindenschrift, außerdem eine sehr interessante, seinerzeit von Kraus begonnene und nach seinem Tode von anderen weitergeführte Sammlung der Kritiken und Zeitungsnotizen über Kraus-Werke und Kraus-Vorlesungen. Mehrere Kisten enthalten Korrekturfahnen der „Fackel“ und verschiedener in Buchform erschienener Werke, darunter „Die letzten Tage der Menschheit“, „Sprüche und Widersprüche“ u. a. Die in dem Archiv gefundenen Fotografien und Handschriften sind bereits den entsprechenden Sammlungen der Wiener Stadtbibliothek einverleibt worden. Auch die Musikalien sind fast vollständig eingeordnet. Es handelt sich dabei um Kompositionen von Ernst Krenek, dem Freunde Schönbergs, zu einzelnen Gedichten von Kraus, um Melodien von Mechtilde Lichnowski zu den „Zusatzstrophen“ für die Nestroy-Vorlesungen und um einzelne Musikstücke, die mit den Offenbach-Forschungen von Kraus im Zusammenhang stehen, darunter eine ihm von der Familie

Offenbach geschenkte Notenhandschrift des Komponisten.

Die Offenbach-Dokumente des Archivs, die vierzehn Schachteln füllten, enthalten die drei von Kraus gänzlich neuübersetzten Operetten „Madame l'Archiduc“, „Vert-Vert“ und „La Périhole“ sowie die Manuskripte von elf anderen Werken des Musikers, die Kraus teilweise übersetzt, gänzlich Neubearbeitet und für seine Abende am „Theater der Dichtung“ eingerichtet hatte, darunter die letzte, 1935 gemachte Bearbeitung von „Die Kreolin“. Einige nie gedruckte Zusatzstrophen sind besonders interessant.

Den Teil des Kraus-Archivs, welcher die wertvollsten Aufschlüsse über die Persönlichkeit des Dichters wie auch über seine Werke, seine Kämpfe und Absichten gibt, bilden die zahlreichen Briefe. Nur ein geringer Teil der Korrespondenz ist durch Publikationen in der „Fackel“ bekannt, etwa die Schöffel-Briefe oder einzelne, in der Polemik gegen Maximilian Harden oder Alfred Kerr bereits veröffentlichte Dokumente. Die intimere Freundeskorrespondenz ist nach dem Tode des Dichters an die Absender zurückgegeben worden, aber das Kraus-Archiv enthält noch die „Annie-Briefe“ sowie zahlreiche an die Familie von Kraus gerichtete Schreiben, außerdem einen Großteil des Briefwechsels, den Kraus mit zahlreichen literarischen, politischen und künstlerischen Persönlichkeiten unterhielt, sowie den ausgedehnten Briefwechsel des „Fackel“-Verlags. Hierunter befinden sich viele von Kraus selbst geschriebene oder diktierter Stücke. Aus der persönlichen Korrespondenz des Dichters ist besonders aufschlußreich der Briefwechsel mit Detlev von Liliencron, mit dem Wiener Poeten und Journalisten Peter Altenberg, Briefe von Wedekind und dessen Frau, von Adolf Loos, dem berühmten Wiener Architekten, von Berthold Viertel und Leo

pold Liegler, denen wir interessante Arbeiten über Kraus verdanken, von Ludwig von Janikowsky, dem unglücklichen Freunde, der in Wahnsinn verfiel und, schon interniert, von Kokoschka porträtiert wurde (eines der ersten berühmt gewordenen Kokoschka-Bilder), von Else Lasker-Schüler und ihrem Gatten, dem Herausgeber der expressionistischen Zeitschrift „Der Sturm“, von Ludwig von Ficker, dem Herausgeber der Literaturzeitschrift „Der Brenner“, und ihrem gemeinsamen Freunde Theodor Haecker, dem Übersetzer Kierkegaards. Ferner finden sich Briefe von Frida Strindberg, von Carl Hauer, von Alban Berg und Schönberg, von Richard Dehmel und Albert Ehrenstein, von Carl Bleibtreu, Adalbert Sternberg, von politischen Persönlichkeiten wie Walter Liebknecht, von Victor und Karl Adler, von Lammasch, dem letzten Ministerpräsidenten unter Franz Joseph, und vielen anderen. Noch ist nicht alles Material gesichtet. Aber schon ist erkennbar, daß hier eine ganze Zeit entsteht, die Karl Kraus selbst, als Hitler an die Macht gekommen war, nur mehr die „Widerwart“ (statt Gegenwart) nannte, und die er wie selten einer als eine „Endzeit“ empfand.

Atomwaffen und Literatur

Überall in der Welt gewinnen die Menschen das immer klarere Bewußtsein, daß wir am Beginn eines neuen Zeitalters stehen: des Zeitalters der Atomkraft. Immer mehr Schriftsteller greifen die neuen Fragen auf, vor die eine alles revolutionisierende, mit vielen Möglichkeiten des Guten wie des Bösen trachtige Technik die Menschheit stellt.

Indessen, ob solche Autoren den grandiosen Stoff zu gültigen Kunstwerken formen, das ist mindestens ebenso sehr eine Sache der ethischen Grundhaltung wie der literarischen Gestaltungskraft. Ein Dramatiker von so sicherem, bewährtem Metier wie Carl Zuckmayer mußte künstlerisch scheitern, weil sein „Kaltes Licht“

über nichts anderem leuchtete als über dem kalten Krieg, ja weil das Stück selbst im Grunde nur eine etwas subtilere Operation in dem sonst recht grobschlächtig geführten kalten Krieg war. Selbst der Teil der westlichen Presse, der die politische Stoßrichtung des Stückes begrüßt und es nur allzugern loben möchte, muß es blutenden Herzens verreißen.

Umgekehrt wird einem als Dramatiker noch jungen französischen Schriftsteller, Georges Soria, trotz seiner entschiedenen Parteinahme gegen den Mißbrauch der Atomkraft für Zwecke der Drohung, Erpressung und Zerstörung, trotz eines unmißverständlichen politischen Bekenntnisses also, von der gesamten Pariser Presse der künstlerische Erfolg eines Schauspiels bestätigt, das er den Gewissensproblemen amerikanischer Atomgelehrter gewidmet hat. Für eine seiner zentralen Figuren, den Professor Thomas Miller, hat dem Verfasser offenbar jener Professor Oppenheimer als Vorbild gedient, dem die USA die Bombe von Hiroshima verdankten und der einige Zeit nach Kriegsende unter dem Druck seiner Zweifel und Skrupel angesichts der in Washington betriebenen Gewalt- und Erpressungspolitik von seinem Posten zurücktrat: er wollte nicht die Verantwortung dafür tragen, daß dieser Gewaltpolitik neue Gewaltmittel in die Hand gegeben würden.

Interessant und bedenkenswert ist es nun, zu sehen, wie manche französischen Beurteiler, auch wenn sie den künstlerisch-literarischen Qualitäten des Stückes ihre Anerkennung schlechterdings nicht versagen können, wenigstens politisch-ideologisch zu retten versuchen, was ihrer Meinung nach zu retten ist. Und so schreibt denn einer der angesehensten Pariser Kritiker, der Dialogtext der obenerwähnten zentralen Figur, des Professors Thomas Miller, enthalte „nichts besonders Wesentliches und Gültiges“. Sein persönliches Pech will allerdings, daß gerade die Ansichten und Meinungen, die der Autor dieser Figur in den Mund legt, einer Bot-

schaft entnommen sind – zum Teil wörtlich –, deren Verfasser niemand anders war als Albert Einstein! Ganz Frankreich

lacht über den angesehenen Kritiker – und Frankreich ist bekanntlich ein Land, wo Lächerlichkeit zu töten vermag. H. K.

Dichterkrisen

I

*Ein Dichter schrieb einst ein Gedicht
vom Pegelstand der eignen finstern Seele.
Aus Dichtern fand sich rasch ein Schiedsgericht,
sich mit dem neuen Werke abzuquälen.*

*Man dreht' es hin, man dreht' es wieder her,
doch das Gedicht ward trüb und immer trüber.
Es war zu schwer.
Man ging zur Tagesordnung über.*

*Der Dichter selber fand die Deutung nicht:
Was wuchert nur in seinem Wortgemüse?
Jedoch im Finstern plötzlich sah er Licht:
„Ich hab's!“ so rief er. „Mein Gedicht
ist Ausdruck einer innern Krise.“*

II

*Ach, wer im Glashaus sitzt,
der werfe nicht mit Steinen.
Auch ich hab so geschwitzt,
es war zum Weinen.*

*Was dir in deinen Fingern juckt,
ist manchmal fraglich,
und siehst du's später dann gedruckt,
wird dir recht unbebaglich.*

*Mußt du denn unbedingt wie Orpheus leiern?
Wird dir abstrakt und abgeschmackt und fade,
greif dich beim Schopf, und sei dir noch so bleiern,
und zieh dich selber durch die Schokolade!*

Günther Deicke

Der sorbische Dichter Jakub Bart-Ćišinski

Die sorbische Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik hat das Jahr 1956 dem Gedenken ihres großen Dichters Jakub Bart-Ćišinski gewidmet. Jakub Bart wurde am 20. August 1856 als Sohn eines kleinen Landwirts in Kuckau im Kreise Kamenz geboren. Für begabte Knaben unbemittelter sorbischer Eltern gab es damals nur zwei Wege zum Studium, den einen über das Seminar zum Lehrerberuf, den andern über die Universität zum geistlichen Amt, denn nur diese beiden waren mit Stipendien bedacht. Da sich Jakub Bart für das Theologiestudium entschloß, ging er im Jahre 1871 nach Prag, wo die sorbischen Theologiestudierenden ein eigenes, von Sorben gegründetes Internat hatten, das „Sorbische Seminar“, von dem aus sie das deutsche Gymnasium der Prager Kleinseite und anschließend die deutsche Universität besuchten.

Im Seminar hatten frühere Studentengänge eine sorbische Arbeitsgemeinschaft, die „Serbowka“, gegründet, in der sie sich in ihrer Muttersprache vervollkommneten, da diese weder in der deutschen Volksschule noch auf den höheren und Hochschulen gelehrt wurde. Unter der Anleitung tschechischer Slawisten erlernten sie im Selbststudium Grammatik, Syntax und Stilistik ihrer sorbischen Sprache. Jakub Bart wurde Mitglied dieser Arbeitsgemeinschaft und war später vier Jahre lang ihr Leiter.

In der „Serbowka“ lernte Jakub Bart die Schönheit und den Wert seiner Muttersprache kennen, durch sie wurde er sich seiner Nationalität bewußt. Aus der Liebe zur Muttersprache und aus bewußtem Patriotismus erwuchsen die Anfänge seiner dichterischen Tätigkeit. Seine Versuche in allen Formen der literarischen Aussage führten ihn schon am Ende der Universitätsjahre zu seinem eigentlichen Genre, zur Lyrik.

Der Dichter hat in seinem Kampf gegen den Ungeist der Ära nach 1870/71, der vor allem auch ein Kampf für sein rechtloses sorbisches Volk war, viele Verfolgungen auf sich nehmen müssen. Schon nach kurzer Tätigkeit in zwei sorbischen Dörfern wurde er in deutsche Gebiete versetzt, mit jeder neuen Station weiter von seiner sorbischen Heimat weg, in der allein er wirken wollte. Erst nach vorzeitiger Pensionierung im Jahre 1903 ist er in seinen Geburtsort zurückgekehrt. Früh verbraucht durch vielfache materielle und geistige Not, starb er, erst dreißig Jahre alt, im Jahre 1909.

Sein dichterisches Werk, zum Teil erst nach seinem Tode erschienen, umfaßt vierzehn Gedichtbände. In den ersten beiden, „Buch der Sonette“, „Formen“, gibt Ćišinski der sorbischen Dichtung, die bis dahin nur volksliedhafte Strophen kannte, die klassischen Formen der Weltliteratur. Seine Lieblingsform war das Sonett, für das er Klang und Ausdruckskraft der sorbischen Sprache meisterhaft ausgeschöpft hat.

Hätte Ćišinski den Ehrgeiz gehabt, von der Welt gekannt und anerkannt zu werden, so hätte er in einer der Weltsprachen dichten müssen, von denen er das Deutsche und mehrere slawische Sprachen vollständig beherrschte; die Versuchung ist nach seinem eigenen Bekenntnis mehr als einmal an ihn herangetreten, von außen und von innen, vor allem dann, wenn sein eigenes Volk, das geistig ungebildete, ihn nicht verstand, während zeitgenössische slawische Dichter ihn schon damals zu ihren Größten zählten. Über alles aber ging ihm seine Sendung, Dichter des sorbischen Volkes zu sein. Er verzichtete auf öffentlichen Ruhm, wozu ihm der Glaube an die Lebens- und Entwicklungsfähigkeit seines Volkes und die Hoffnung auf eine lichtere Zukunft die Kraft gab.

Aus unserer Korrespondenzmappe

An das
„Börsenblatt für den Deutschen
Buchhandel“
z. Hd. des Chefredakteurs
Wolfgang Böhme
Leipzig

7. August 1956

In Ihrer Ausgabe vom 21. Juli versuchen Sie einen von Ihnen begangenen groben Verstoß gegen die publizistischen Gepflogenheiten (siehe NDL, Nr. 7/1956, S. 170) in einer Weise zu rechtfertigen, die im öffentlichen Interesse nicht unwidersprochen bleiben darf.

Zur Richtigstellung: Nicht ein „Börsenblatt“-Redakteur, sondern das Mitglied unserer Redaktion Günther Deicke erbat als erster – und zwar noch an dem Tag, an dem die Rede gesprochen wurde, dem 10. Mai – von Stefan Heym die Genehmigung zur Veröffentlichung. Der Verfasser übergab uns einige Tage darauf das einzige Exemplar seines Manuskripts. Etwa eine halbe Woche später erbat die Redaktion des „Börsenblatts“ eine Abschrift mit dem ausdrücklichen Bemerkten, sie wolle drei bis vier Seiten für einen Vorabdruck auswählen. Unter dieser Voraussetzung überließen wir ihr – allzu vertrauensselig, wie sich zeigen sollte – das Gesamtmanuskript.

„Nachdem wir nun die Rede gelesen haben, möchten wir sie entgegen unserer ursprünglichen Absicht im vollen Wortlaut bringen“, ließen Sie uns dann unter dem 30. 5. wissen, wobei besonders zu betonen ist, daß Sie uns mit dieser Nachricht vor vollendete Tatsachen stellten, denn auf unseren umgehenden telegrafischen Protest hin telegraphierten Sie zurück: „Heym-Rede . . . bereits erschienen.“

Ihre Erwiderung auf unseren öffentlichen Protest entstellt einmal den Sachverhalt; zum anderen versucht sie durch wohlfeile persönliche Polemik gegen denjenigen unserer Kollegen, der in dieser Angelegenheit federführend war, den Vorfall zu ba-

gatellisieren. Wir versagen es uns, auf die Polemik einzugehen und verlassen uns auf die Intelligenz der Leser des „Börsenblatts“. Was den Kern des Streitfalls angeht, so wird Ihnen inzwischen ein Brief Stefan Heyms zugegangen sein.

Unterstrichen (und schwarz eingerahmt) zu werden verdient jedoch die wiederum mehr als sonderbare Art, Texte zu interpretieren, von welcher der Schlußabsatz Ihrer Erwiderung zeugt. Wir hatten scherzhaft und selbstkritisch eine Rubrik für „uns selbst unterlaufene *Druck- und Sprachfehler*“ angekündigt. Sie machen daraus „Fehler und *Mißgriffe*“, zu denen wir uns angeblich bekannt haben sollen. Eine kleine Textverfälschung – und schon scheint die Sache in dem Geleise zu laufen, in dem Sie sie haben möchten.

Redaktion „Neue Deutsche Literatur“

*

Berlin, 6. August 1956

Sehr geehrter Herr Hornung*!

Wie ich schon angekündigt hatte, schreibe ich Ihnen heute etwas ausführlicher zu Ihrem in der „Deutschen Tagespost“ und in den „Badischen Neuesten Nachrichten“ veröffentlichten Artikel über das „gesamtddeutsche Kulturgespräch“. Ich danke Ihnen auch für Ihre Mitteilung vom 28. 7., daß Sie sehr gern bereit seien, „tatsächliche Ungenauigkeiten“ richtigzustellen.

Ich möchte hier nicht auf die allgemeine Beweisführung Ihres Artikels eingehen: Sie untersuchen das Juniheft der „Neuen Deutschen Literatur“ und gelangen zu der Schlußfolgerung, daß ein, übrigens auch von Ihnen gewünschtes „gesamtddeutsche Kulturgespräch“ doch recht schwierig sei.

Gestatten Sie mir, daß ich mich darauf beschränke, die „tatsächlichen Ungenauigkeiten“ Ihres Berichts anzugeben. Sie zi-

* Peter Hornung ist Journalist in München.

tieren den redaktionellen Vermerk aus unserem Juniheft: „Der belletristische Teil dieses Heftes ist wieder vorwiegend Autoren aus Westdeutschland gewidmet.“ Anschließend schreiben Sie: „Bei näherer Nachprüfung stimmt diese Angabe nur bedingt.“ Sie erwähnen dann, daß in diesem Heft unserer Zeitschrift Auszüge aus neuen Romanen von Hans W. Pump und Günther Weisenborn, die beide in Hamburg leben, enthalten seien. Dann zählen Sie eine Anzahl anderer Autoren dieses Heftes auf, die in unserer Republik leben, und verbinden damit die Feststellung: „Der redaktionelle Vermerk in der NDL über den Anteil von Autoren aus der Bundesrepublik ist daher unwahr.“

Ich möchte darauf lediglich erwidern, daß die Auszüge aus den Romanen von Hans W. Pump und Günther Weisenborn mehr als 50 Seiten unseres Juniheftes einnehmen, daß sich im belletristischen Teil außerdem nur eine kurze Erzählung von Jan Petersen und ein Auszug aus der Weltkriegstragödie „Die letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus findet; weiter sind lediglich einige Lyriker mit einigen Gedichten zu Worte gekommen, darunter auch der von Ihnen nicht erwähnte junge Lyriker Gerd Semmer, der ebenfalls in Westdeutschland lebt. Wie können Sie also behaupten, daß der redaktionelle Vermerk, der belletristische Teil sei vorwiegend Autoren aus Westdeutschland gewidmet, „unwahr“ sei? Es wäre außerordentlich höflich, in diesem Falle davon zu sprechen, daß Ihr Bericht „eine tatsächliche Ungenauigkeit“ enthalte; etwas weniger höflich und dafür genauer müßte man sagen, daß Ihre Behauptung einfach unwahr ist.

Noch ein zweites Mal überführen Sie sich in Ihrem Artikel selbst einer, sagen wir, „tatsächlichen Ungenauigkeit“. Sie zitieren aus meinem im Juniheft veröffentlichten Brief an Dr. Paul Hühnerfeld u. a. den Satz, „daß in Westdeutschland, bis auf ganz wenige Ausnahmen, keine Bücher von Autoren aus unserer Republik veröffentlicht werden“. Kurz darauf versuchen Sie, mir eine Unwahrheit zu unterstellen, in-

dem Sie schreiben: „Es ist unwahr, daß in der Bundesrepublik die Autoren aus der Zone nicht zu Worte kommen.“ Ich selbst habe eine solche Behauptung auch nie aufgestellt. Ich habe im Gegenteil davon gesprochen, daß es Ausnahmen gäbe – dabei habe auch ich vor allem an Bertolt Brecht und Anna Seghers gedacht, die Sie als Beispiele nennen. Ihre Behauptung, daß sich „der Beitrag“ der sowjetisch besetzten Zone zur deutschen Literatur der Gegenwart auf diese beiden Namen beschränkt“, zeigt nichts weiter als Ihre umfassende Unkenntnis der zeitgenössischen Literatur in unserer Republik. Da Sie gebeten haben, Ihnen die „Neue Deutsche Literatur“ regelmäßig zu Rezensionszwecken zu schicken, darf ich wohl die Hoffnung aussprechen, daß Ihre Unkenntnis unserer Literatur sich zukünftig verringern wird.

Ihre *Meinung* über unsere Literatur wäre eine andere Sache; Sie werden mir aber sicherlich darin zustimmen, daß jede Meinung auch ein Minimum an Kenntnissen voraussetzt.

Darf ich in der Hoffnung schließen, daß Sie Ihre Zusage, „tatsächliche Ungenauigkeiten“ sehr gerne berichtigen zu wollen, auch erfüllen werden? Sicherlich werden sich auch die „Deutsche Tagespost“ und die „Badischen Neuesten Nachrichten“ der Notwendigkeit einer solchen Richtigstellung nicht verschließen.

Hochachtungsvoll
Redaktion „Neue Deutsche Literatur“
Günther Cwojdrak

Trini spricht zehn Sprachen

In zehn Ländern bereiten Verlage Ausgaben von Ludwig Renns Jugendbuch „Trini“ vor. Es wird in französischer, serbischer, ungarischer, rumänischer, tschechischer, bulgarischer, russischer, polnischer, spanischer und japanischer Sprache erscheinen.

Ein anschaulicher Beweis, wie sehr in aller Welt nach literarisch hochwertiger Jugendliteratur verlangt wird.

O diese Sprache!

Kein Respekt

Daß Sprachschluderei mit unsauberem Denken zusammenhängt, hat sich seit einiger Zeit herumgesprochen. Was alles aber auf diesem Gebiet möglich ist, in welcher haarsträubender Weise eine Schreibfeder mißbraucht werden kann, das sei an einem – extremen, jedoch leider authentischen – Beispiel dargetan. In der Zeitung „Volkswacht“, Organ für den Bezirk Gera, Kreisausgabe Pößneck, las man die folgende Gerichtsreportage:

(Vw). Wohl kaum hatte sich in letzter Zeit das Kreisgericht in Pößneck mit einem von solcher Tragik für ein zwölfjähriges Mädchen gekennzeichneten Fall beschäftigt wie mit der Anklage gegen den in Pößneck wohnhaften Erich F., der sich wegen unzüchtiger Handlungen an seiner minderjährigen Stieftochter zu verantworten hatte. F., dem vor nicht allzu langer Zeit, aus Bremen kommend, unsere Republik eine neue Heimat und Existenzgrundlage gab, quittierte dieses Entgegenkommen mit fortgesetzten Ausschweifungen einer gesellschaftsgefährdenden und in den Abgrund gesunkenen bürgerlichen Moral, die in Westdeutschland seiner Person babhaft wurde und der er hier ungestümen Lauf als Bestandteil seines Familienlebens lassen wollte.

Aus Gründen der Rücksicht gegenüber diesem Mädchen, das noch in den Kinderschuhen steckt und deren sittliche Gefühle, die gerade für die Reinheit eines Mädchens lebensbestimmend sind, von ihrem Stiefvater auf das verwerflichste geschändet wurden, sei von Aufzählungen seiner erotischen Exzesse Abstand genommen. Es sei nur hinzugefügt, daß seine Hand gegenüber diesem Kinde, dem er seinen Namen gab und ein Vater sein wollte, ziemlich locker saß, es mit Schlägen bedachte, wenn es sich seiner Verkommenheit widersetzte.

Dieses Vergehen eines Stiefvaters, an

den das heutige Kind in reiferen Jahren nur mit Verachtung und Abscheu denken wird, ist ein Symptom einer im Sumpf dahinvegetierenden Moral, wie sie heute im westlichen Teil unserer Heimat und anderen kapitalistischen Ländern auf Grund ihrer niedergehenden sozialen Ordnung Orgien feiert.

Die Anklage gegen F., der aus Westdeutschland in unsere Republik kam, ist gleichzeitig eine Anklage gegen ein System, auf dessen Körper die immer heftiger anschwellenden Eiterbeulen Kennzeichen der inneren Fäulnis sind. Dieser Prozeß der Verwesung kann nicht ohne Wirkung auf die geistigen Anschauungen der Menschen innerhalb dieses Systems bleiben. Er zerstört die sittlichen Regeln in den Beziehungen der Geschlechter zueinander und bringt folglich solche Erscheinungen hervor, wie sie beim Angeklagten zutage traten.

Die Zukunft seines Stiefkinds war ihm gleichgültig. Es zu erziehen, wie es sich für einen Vater gehört, der Achtung und Liebe seinem Kinde entgegenbringt, war ihm zutiefst fremd, da der Sadismus in ihm Wurzeln geschlagen hat. Solche Menschen, die selbst ihren Kindern die schwersten Wunden in ihrer Entwicklung beibringen und in unserer Gesellschaft wie der Krebs im gesunden Fleisch wuchern, müssen, wie der Staatsanwalt richtig sagte, nicht nur für längere, sondern für lange Zeit von der Öffentlichkeit isoliert werden, um sich ihrer Verkommenheit zu entledigen. Das Gericht erkannte auf eine Zuchthausstrafe von vier Jahren, und das Urteil wird bei unseren Werktätigen die breite Zustimmung finden.

So, das wär's. Was läßt sich angesichts eines solchen Himalayas von Schwulst und Sprachverschandelung noch sagen? Dieser eine Zeitungsartikel könnte unsere Glosse rubrik ein Jahr lang mit Stoff versorgen. Die Überschrift lautet: „Vor sittlichen Gefühlen kein Respekt“. Wir

möchten unsererseits dem Verfasser beschleunigen, daß er jeden Respekt vor den Regeln der deutschen Sprache, vor den Erfordernissen des Geschmacks und vor elementaren Stilgeboten vermissen läßt. Am besten wäre es, ihn nicht nur für längere, sondern für lange Zeit von jeder Möglichkeit einer öffentlichen Äußerung zu isolieren, um die Spalten unserer Presse seiner Sprachverkommenheit zu entledigen. Ein solches Urteil würde ganz gewiß bei unseren Werktätigen die breite Zustimmung finden, wenn... ja wenn es eine Strafinstanz für Sprachvergehen gäbe.

hängt es also von der *Festlegung* ab, welches das nächste Kettenglied ist?

Es muß weiterhin festgelegt werden, wie man dieses nächste, solcherart festgelegte Kettenglied packen will. Schön.

Nachdem das Kettenglied und die Art, es zu packen, festgelegt sind, bringt man *den Stein* ins Rollen. Welchen Stein bitte? Vielleicht den Stein des Anstoßes, den die hier praktizierte mißbräuchliche Häufung von Sprachbildern dem Leser vor die Füße wirft? *Ernst Haft*

Sprachgesenktes Konsumdeutsch

*Der Konsum hat ein großes Schild
ins Schaufenster gehängt,
und wer das liest, der ist im Bild:
„Hier wurde preisgesenkt!“*

*O Leser, sprachgefühlbost,
steh doch nicht kopfverdreht!
Bald wird der Konsum, dir zum Trost,
verkaufskulturerböt.* G. D.

Das festgelegte Kettenglied

*Aus dem Klubhaus der Werktätigen im
VEB Sachsenwerk, Dresden-Niedersedlitz,
erhalten wir unter dem Motto „Artikel-
schreiben ist nicht schwer, klares Deutsch
dagegen sehr!“ eine Zuschrift, die wir
hier auszugsweise wiedergeben:*

Die Zeitschrift des FDGB „Kulturelles Leben“ ist ein ziemlich weit verbreitetes Organ, dessen Aufgabe es ist, die Kulturarbeit der Gewerkschaften zu unterstützen. Unter der Überschrift „Was ist jetzt zu tun?“ las man dort letzthin einen Artikel, in dem es hieß:

„In jedem Betrieb, in jeder Verwaltung und Institution muß nun festgelegt werden, welches das nächste Kettenglied ist, wie man es packen will, um dadurch den Stein ins Rollen zu bringen.“

Es muß festgelegt werden, welches das nächste Kettenglied ist. Schön. Somit

Rot eingerahmt

Partisanen

Unter dem Titel „Wir suchen die Partisanen“ veröffentlichten Richard Salis und Werner Dohm aus Reutlingen in der „Anderen Zeitung“ einen kritischen Artikel zur deutschen Gegenwartslyrik. Sie bezeichnen in diesem Beitrag einen Großteil der in Westdeutschland erscheinenden Lyrik als exzentrisch und nur wenigen Experten zugänglich: „Was wir sehen, ist die große süße Elegie, die Weltflucht, die hypochondrisch aufgesetzte feinsinnige Empfindsamkeit, der symbolisch mystizistisch aufgefrischte Nachexpressionismus, jedoch mit dem peinlich anmutenden Ausweichen vor Verantwortung.“ Der Artikel schließt: „Und so bleibt nach denen zu fragen, die fern der Sucht nach dem ‚Originalen‘, ohne das unangenehme Steigbügelhalten in den Cliques und auch der verschiedenen Cliques untereinander mitzumachen, ohne nach der Mode zu schießen, zur Verantwortlichkeit bereit sind und den ganzen Menschen in der Lyrik wiederfinden wollen.“

Die beiden Autoren beabsichtigen nun die Herausgabe einer Anthologie, mit der sie „solche Autoren um sich sammeln wollen, die nicht einem Ismus oder der Sucht nach ‚Originalität‘ verfallen sind. Sie bitten demzufolge um Beiträge in Lyrik und Prosa und behalten sich vor, diese nach den in ihrem Artikel angedeuteten Maß-

stäben auszuwählen. (Einsendungen sind zu richten an: Werner Dohm und Richard Salis, Reutlingen, Unter den Linden 24a.)“

Schwarz eingerahmt

Da lachen die Hühner

Unsere hoffentlich endgültig geheilte Sucht, alle möglichen Einrichtungen, Plätze, Betriebe nach lebenden Persönlichkeiten zu benennen, hat zu einer häßlichen Namensinflation geführt, die genauso monoton wie aufdringlich wirkt. Aber auch dann, wenn man einen bedeutenden Toten durch eine Namensverleihung ehren möchte, muß eine echte Beziehung zwischen Subjekt und Objekt bestehen.

Makarenko zum Beispiel ist ein bedeutender Pädagoge und Schriftsteller gewesen. Unsere Verlage haben Makarenko geehrt, indem sie seine Bücher publizierten; unsere Leser haben ihn geehrt, indem sie Hunderttausende Exemplare seiner Bücher kauften. Auch Ehrungen anderer Art könnte man sich vorstellen. Einfach unvorstellbar ist aber eine „Ehrung“ Makarenkos, die wir kürzlich in der Nähe Berlins entdeckt haben: Dort hat man den Namen Makarenko einem Geflügelhof verliehen.

„Geflügelhof Makarenko“ nennt sich diese Brutstätte an der Chaussee zwischen den Orten Prieros und Kolberg im Kreise Königs Wusterhausen. Wir befürchten, daß es auch in anderen Teilen unserer Republik solche mißglückten Namensverleihungen gibt, die die ehrende Absicht ins Gegenteil verkehren. Es wäre an der Zeit, solche „Schild“-bürgereien endgültig zu beseitigen.

Bumerang

Noch vor Erscheinen unseres Augustheftes, aber zu spät, um die Korrektur noch durchführen zu können, bemerkten wir einen kapitalen Druckfehler, der beim Neusatz in der Bogenkorrektur entstanden war. Auf Seite 92, in dem Aufsatz „Satiriker und Revolutionär“ von Ursula Münchow, muß es richtig heißen:

„... die Verszeilen

*Alle Redner stehen still,
Wenn der liebe Gott es will*

spielen auf die dritte und vierte Zeile der berühmten Strophe Georg Herweghs an:

*Mann der Arbeit, aufgewacht!
Und erkenne deine Macht!
Alle Räder stehen still,
Wenn dein starker Arm es will.“*

Zu unseren Beiträgen

Hans Georg Brenner ist Cheflektor des Claassen-Verlages in Hamburg.

Wolfgang Johos Erzählungen entstammen einem Buch gleichen Titels, an dem der Autor gegenwärtig arbeitet.

Peter Duhr, 53 Jahre alt, Jurist, lebt seit zwei Jahren in Berlin. Der Bericht „Causa Gottesmann“ ist (aus redaktionellen Gründen gekürzt) einem Erzählungsband entnommen, der unter dem Titel „Inferno“ im Verlag Rütten & Loening erscheint.

Der in unserem vorigen Heft (Neuerscheinungen) angegebene Verkaufspreis für die Gesammelten Werke von Thomas Mann versteht sich für die Lederausgabe. Die Ganzleinenausführung kostet nach wie vor DM 180,-. Heinrich Heines Werk „Zur Geschichte der deutschen Philosophie“ wird etwa 224 Seiten umfassen.

NEUERSCHEINUNGEN

Belletristik

Arnolt Bronnen: Aisopos, Sieben Berichte aus Hellas, Aufbau-Verlag, etwa 464 S.

DM 9,-

Kurt David: Die Verführten, Mitteldeutscher Verlag, 282 S.

DM 4,80

Lion Feuchtwanger: Erfolg; Die Geschwister Oppermann; Exil (Der Wartesaal, Bd. I, II, III), Aufbau-Verlag

insgesamt etwa DM 33,-

Leonhard Frank: Die Jünger Jesu, Roman, Aufbau-Verlag, etwa 320 S.

DM 7,50

Wilhelm Hauff: Memoiren des Satan, Verlag Das Neue Berlin, etwa 416 S.

etwa DM 10,50

Heinrich Mann: Empfang bei der Welt, Aufbau-Verlag, etwa 432 S.

etwa DM 8,10

Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, Aufbau-Verlag, 428 S.

DM 10,50

Bernhard Seeger: Sturm aus Bambushütten, Verlag Volk und Welt, etwa 384 S.

etwa DM 6,60

Johannes Weidenbeim: Der verlorene Vater, Drei Erzählungen, Mitteldeutscher Verlag, 276 S.

DM 4,80

F. C. Weiskopf: Literarische Streifzüge, Aufbau-Verlag, etwa 288 S.

etwa DM 7,50

Arnold Zweig: Novellen um Claudia, Roman, Aufbau-Verlag, etwa 240 S.

DM 6,-

Nasim Hikmet: Türkische Telegramme (Reihe Antwortet uns!), Verlag Volk und Welt, etwa 32 S.

DM 1,95

Béla Illés: Landnahme, Roman, Aus dem Ung. von Géza Engl, Dietz Verlag, 748 S.

DM 10,50

Jugendbücher

Brüder Grimm: Kinder- und Hausmärchen, Aufbau-Verlag, 832 S.

DM 12,-

ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

Zu einigen Fragen der Literatur und Kunst, von Alexander Abusch, „Neues Deutschland“ 27. 7. 56/S. 4

Zum Spätwerk Leonhard Franks, von Günter Caspar, „Aufbau“ H. 6/7. 56/S. 589.

Wo steht unsere Antikriegsliteratur?, von Annemarie Auer, „Sonntag“ 22. 7. 56/S. 8

Philosophie des Sonetts oder Kleine Sonett-lehre, von Johannes R. Becher, „Sinn und Form“ H. 3. 56/S. 329

Theaterfahrt durch Westdeutschland, von Henryk Keisch, „Sonntag“ 22. 7. 56/S. 5 (Fortsetzung in Nr. 31 und 32 des „Sonntag“)

Thomas Mann und die Musik, von Dr. P. Gerhardt Dippel, „Wissenschaftliche Annalen“ H. 8. 56/S. 687

Das Leninsche Prinzip der Parteilichkeit der Literatur, von W. Iwanow, „Sowjetwissenschaft/Kunst und Literatur“ H. 7. 56/S. 567

Die Arbeiterpresse und ihre Korrespondenten, von Karl Grünberg, „Sonntag“ 8. 7. 56/S. 6

Warum ich gegen Kitsch bin, von Franz Fühmann, „National-Zeitung“ 13. 7. 56/S. 5

Heine als Politiker, von Edmond Vermeil, „Sinn und Form“ H. 3. 56/S. 407

„Der erste und bedeutendste Dichter des deutschen Proletariats“, von Dr. Bruno Kaiser, „Neues Deutschland“ 29. 7. 56/S. 4

Hauptsächlich über mich selbst, von George Bernard Shaw, „Aufbau“ H. 6/7. 56/S. 535

Der irische Rebell, von George MacDougall, „Neues Deutschland“ 26. 7. 56/S. 4

Platon und das Problem des Naturgesetzes, von Georg Nádor, „Deutsche Zeitschrift für Philosophie“ H. 3. 56/S. 261

Wo steht die junge Kunst? (II. Fest Junger Künstler), „Sonntag“ 8. 7. 56/S. 3

Bemerkungen zur vorreformatorischen Bewegung in Deutschland und zu einigen philosophischen Problemen der Zeit, von Prof. Dr. Hermann Ley, „Wissenschaftliche Annalen“ H. 6. 56/S. 361

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: 1/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 2703.